books2ebooks.eu

HIRSCH, LEO

Vorbestraft : Roman : Leo Hirsch

Merlin-Verl
[1929]

books2ebooks.eu
University Library of Greifswald

EOD - Millions of books just a mouseclick away! In more than 12 European countries!



Thank you for choosing EOD!
European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

Enjoy your EOD eBook!

■ Get the look and feel of the original book!
■ Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
■ *Search & Find:** Use the full-text search of individual terms
■ *Copy & Paste Text and Images:** Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)
*Not available in every eBook.

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book.
■ Terms and Conditions: https://books2ebooks.eu/csp/en/emau/en/agb.html

More eBooks

Already 40 libraries in over 12 European countries offer this service.
Search books available for this service: https://search.books2ebooks.eu
More information is available at https://books2ebooks.eu

L E O H I R S C H

Vorbestraft

Universitätsbibliothek Greifswald
9$1 168 677 4

Die fesselnden Romane des Merlin-Verlages

Herausgegeben

von

Otto Rombach

und

Robert R. Schmidt

*

Leo Hirsch / Vorbestraft

Leo Hirsch

Vorbestraft

Roman

*

Universitäts-
Bibliothek
Greifswald



Merlin-Verlag / Baden-Baden

(1929)

Universitäts-
Bibliothek
Greifswald
10. 7. 1965
V

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1929 by Merlin-Verlag G. m. b. H. / Baden-Baden
Druck von Mänicke & Jahn A.-G., Rudolstadt

Erster Teil

Wo ein Wille, ist auch ein Weg.

Erstes Kapitel

„Bevor ich wieder frei bin, Hochwürden, möchte ich Ihnen danken für all Ihre Güte und . . .“

Hochwürden sieht gar nicht ein, wofür da zu danken sei. Während Hartmann noch nicht ausgeredet hat, brummt der Geistliche schon dazwischen. Ach was, danken, Unsinn zu danken, das sei doch alles nicht der Rede wert, was hat man denn schon viel getan. Helfen kann man doch nicht, denkt er verärgert, geschmeichelt, beschämt, indes er irgendeine Phrase unverständlich vor sich hinknurrt. Die Hilfe mit geistlichen Zusprüchen ist so lange gut und schön, wie man selbst daran glaubt, daß es eine Hilfe ist. Aber kein Hund wird davon satt. Wenn die Kerls erst wieder einmal draußen sind und nichts zu futtern haben, aber ein Weib schielt, und Bier und Schnaps stehen auf dem Tisch, dann hilft kein frommer Spruch. Man soll sich doch nichts vormachen. Man hätte sich auch etwas Schöneres vorstellen können, als gerade Gefängnisgeistlicher zu werden. Eine seltsame Tätigkeit, bei Gott, ein wahrhaft peinlicher und prüfungsreicher Beruf, wenn man auch zeitweise und in seinen, zugegeben, besten Stunden felsenfest davon überzeugt ist, daß es kein herrlicheres Amt gibt, als gerade den Verlorensten und Gottverlassensten auf Erden Gottes Wort zusprechen zu dürfen. Aber wenn es nur etwas hülfe, wenn Gott

selbst nur es den armen Teufeln etwas leichter machte, den frommen Zuspruch in der Stunde der Versuchung zu befolgen. Wenn man nur wüßte, ob auch bloß einer von den Hunderten, die man geknetet hat wie zähen Teig, sich Gottes Wort so zu Herzen genommen hätte, daß er nie wieder eine böse Tat beging. Aber wer gut ist, kommt ohnehin nicht ins Gefängnis, und wer schlecht ist, wird davon nicht besser, wenn Gott auch an einem bekehrten Sünder mehr gelegen ist als an neunundneunzig Gerechten. Wo beispielshalber ist ein aus dem Gefängnis entlassener Sünder, der einen ganz und gar neuen und gerechten Lebenswandel begann, etwa den Lebenswandel eines Gefängnisgeistlichen? Unsinn, was waren das wieder für Gedanken, korrigierte sich ängstlich der Mann im Ornat, wie kam man nur darauf? Aber warum mußte einem auch dieser Mann danken, danken . . . vielleicht meinte er es gar nicht ernst damit, vielleicht wollte er einen ärgern, vielleicht meinte er es ironisch . . . Zwar sah dieser Mann nicht so aus, aber wem steht seine Natur offen auf der Stirn? Man war zu nervös, ein schwerer Beruf, bei Gott, ein Beruf, der mit Nerven bezahlt wird, und voriges Jahr keinen Urlaub genommen . . . Aber dieser Hartmann, dieser Hüne mit der sanften Stimme, nein, jeder sagte, er habe es nur aus Not getan . . . Unsinn, es hatte keinen Zweck, seinen Gedanken nachzugeben, Haltung, Hochwürden . . .

„Noch eine Frage, Hochwürden." Dieser Hartmann sah ganz vernünftig und anständig aus in seinem dunklen Anzug. Besserer Mensch, dachte der Geistliche. Gelber, weicher Kragen, dunkle Krawatte, er ist vielleicht Buchhalter oder so was Ähnliches. Nur so unheimlich groß, man mußte zu ihm aufschauen, wenn

man mit ihm sprach. Und dann dieser sanfte Ton in der Stimme. Seltsam, dieser Hartmann hatte etwas Weibisches im Gesicht. Daß einem das noch nie aufgefallen war. Würde man je aus den Menschen klug werden?

„Sprechen Sie!" sagte der Geistliche. Er war jetzt halbwegs gefaßt. Aber das war bestimmt kein Berufsverbrecher. Nur . . . diese sanfte Stimme . . .

„Warum hat Gott es zugelassen, daß ich eine Tat beging, die mit den Gesetzen nicht in Einklang zu bringen ist?"

Und nun war etwas Schneidendes in der Stimme, trotzdem Hartmann leise und beinahe wie zu sich selbst gesprochen hatte.

Was sollte man da antworten. Es kam dem Geistlichen im Augenblick wie ein Blitzschlag. Man kann doch nicht in Gottes Karten gucken. Aber wie sollte man das diesem vielleicht verzweifelten und nur äußerlich so leisen und gefaßten Menschen beibringen? Es wäre eine Kleinigkeit, die Bibel aufzuschlagen und irgendeinen Vers abzulesen, irgendeinen, jeder würde passen, überall stand, daß Gottes Ratschluß unerforschlich ist. Aber dann würde dieser große Mensch vielleicht nur lachen, ganz bitter auflachen, und dann — Wenn man . . .

„Ich verstehe Sie, Hochwürden. Aber bevor ich das . . . Gefängnis verlasse, will ich Ihnen ein Versprechen geben . . ."

Unheimlich, daß dieser Trostbedürftige gefaßter als der Pfarrer war. Man mußte Urlaub nehmen. Der Pfarrer horchte auf. Wie stark dieser Mensch war, und wie kindlich dabei . . .

„Ich verspreche Ihnen, wenn Gott mich nicht hungern läßt, . . . niemals wieder . . .“

Das Ende des Satzes konnte der Geistliche nicht mehr verstehen. Hartmann sah verlegen an ihm vorbei und drehte den weichen, schwarzen Hut nervös hin und her.

Es blieb nun nichts mehr als die übliche Zeremonie, dann war der Fall abgetan. Der Geistliche gab Hartmann das Kreuz, dann gingen sie.

Als später der Gefängnisgeistliche mit dem Direktor den Fall besprach, meinte der Direktor:

„Sie wissen, wie skeptisch ich bin. Aber ich möchte mit Ihnen wetten, daß wir Hartmann hier nie wiedersehen werden.“

„Dann werden wir beide gewinnen, denn ich bin ganz Ihrer Meinung“, lachte der Geistliche. Aber seine Zigarre war ausgegangen. Dieser Fall beschäftigte ihn heftiger als sonst seine obligaten Gespräche mit Gefangenen.

Zweites Kapitel

Als Hartmann das Gefängnis verlassen hatte, stand er einen Augenblick auf dem Straßendamm still und sah sich mit einem etwas verlegenen Lächeln um. Er durchsuchte seine Taschen, die ihm so fremd vorkamen, als hätte er nicht seinen eigenen Anzug an, während doch sonst ein Mann nichts Eigeneres haben kann als die Taschen seiner Kleider, und fand darin drei, vier Papiere und etwas Geld. Es waren insgesamt siebzehn Mark und dreißig Pfennige, die er mit zwei Jahren ununterbrochener Gefängnisarbeit verdient hatte, aber auch das war Geld. Er verstaute alles wieder sorgsam in den Taschen und ging etwas unsicher, aber sehr eilig die Straße entlang, als hätte er seiner Lebtage nichts anderes getan als so eilig die Straße entlang zu gehen, als hätte er immer sehr viel zu tun und niemals Zeit.

Es war gut, in einem kleinen Restaurant rasch ein Paar Würstchen zu essen, trotzdem er sich vorgenommen hatte, sehr sparsam zu sein, und ein Glas Selterswasser zu trinken, nein, bitte, kein Bier.

Nach einer Stunde bereits fand sich Hartmann in der Stadt und im freien Leben überhaupt so zurecht, als wären diese zwei Jahre niemals gewesen. Aber als er das Waisenhaus betrat, zuckte es ihm bösartig durch den Schädel, daß er hier wieder in einer Art Gefäng-

nis sei. Er ging kopfschüttelnd und die Gedanken wie wegscheuchend, indem er sich mit der flachen Hand die Stirne wischte, die Stufen empor und klingelte an der mit weißen Gardinen verhangenen Glastür. Die Gardinen machten einen sehr freundlichen Eindruck, und die Schwester, die öffnete, hatte ein ganz zutrauliches Gesicht. Was er wünschte, fragte sie.

„Ich möchte meine Tochter sprechen", sagte Hartmann. Das Gesicht der Schwester faltete sich ein wenig. Es nahm einen fast amtlichen Ausdruck an. Es kam ihm längst nicht mehr so behaglich und freundlich vor wie noch vor einer Sekunde, als Hartmann sagte:

„Marie. Maria Hartmann."

„Ach, Maria", sagte die Schwester und nun war ihr Gesicht wieder sympathisch.

„Bitte, nehmen Sie einen Augenblick im Wartezimmer Platz."

Die Schwester geht vor Hartmann über einen langen Korridor in das Wartezimmer, in welchem Stühle, ein Plüschsofa, ein Tisch stehen, ein paar Bilder an den Wänden, der Raum macht einen sehr puritanischen Eindruck, und Hartmann fühlt sich sehr fremd in diesem Haus, in dem seine Tochter wohnt. Er setzt sich steif auf die Ecke eines Stuhles, nur, weil man ihn aufgefordert hat, sich zu setzen.

Inzwischen geht die Schwester wieder den Korridor entlang, Hartmann hört ihre Schritte bis ins Zimmer hallen. Nach einer Weile kommt sie mit Maria zurück. Das ist also deine Tochter, sagt sich Hartmann, wenn du es nicht vorher gewußt hättest, du hättest sie nicht erkannt. Mein Gott, ist das Mädel gewachsen. Und sie war doch solch ein frisches, quicklebendiges Kind ... wie verhalten und gemessen sie hier hereinkommt!

Hübsch geworden . . . zwei Jahre nicht gesehen . . . zwei Jahre . . .

Da ist es mit der Gemessenheit und Verhaltenheit vorbei. Das Anstaltskleid, das ihr ein bißchen ausgewachsen um den jungen, frischen Leib hängt, hat sie vielleicht eingezwängt . . . so eine Anstalt ist wohl doch eine Art Gefängnis, denkt Hartmann. Da brüllt Maria vor lauter Freude: „Vater!“ und fliegt ihm an den Hals. Herrgott, ist dieses Mädel groß geworden. Herrgott, ist dieses Mädel hübsch geworden, Herrgott, ist dieses Mädel wild und zärtlich! Unbequem, daß die Schwester dabei stehen muß wie ein Wärter. Unsinn, was geht uns die Schwester an. Aber wie dieses Mädel küßt, wie sie einen streichelt und einem schmeichelt, wie sie herzt und sich anschmiegt und einem das Köpfchen mit den dunklen Haaren zwischen Kopf und Schulter kuschelt, wie sie sich zurückbiegt und noch an ihm hängt und ihm in die Augen sieht, wie froh sie ist, wie sie beinahe weint vor Freude, wahrhaftig, da kullern einem schon die hellen Tränen in den Nacken, Mädel, Mädel, wie lieb du bist, wie herrlich das ist, daß ich dich habe, wenigstens dich noch habe, Mädel, Mädel, nun ist ja alles gut, nun wird's schon wieder werden, man hat doch ein paar Fäuste, sich durchzurackern, man ist doch noch ein frischer, fleißiger Mensch, was einem auch geschah, Mädel, Mädel, wie deine Mutter siehst du aus! Und wenn man auch schon, ehe man sich's träumen ließ, eine erwachsene Tochter hat, man ist doch nicht alt, Mädel, Herrgott, man ist froh, man ist frei, Mädel, frei!

War das die Schwester, die sich eben räusperte? Komisch, daß man plötzlich entdeckt, man ist Vater einer erwachsenen Tochter, und was für einer Tochter! Da

löst Maria, als wäre sie mit einem Male müde geworden, ihre Arme von seinem Nacken und lehnt nur noch den Kopf an seine Brust und blickt langsam ganz groß auf, daß die langen, schwarzen Wimpern sich auftun wie eine Blüte, und schaut ihn an, sieht ihm ganz tief und sehnsüchtig in die Augen, daß es beinahe, fühlt er, beinahe nicht mehr der Blick eines Kindes in die Augen des Vaters ist, und sagt ihm ganz leise ins Ohr, daß es die Schwester nur nicht hört:

„Jetzt darf ich doch mit dir gehen? Vater . . ."

Peinlich, unangenehm, Hartmann ist etwas betreten. Natürlich hatte er das erwartet, gewiß, gewiß, . . . mit dir gehen, Vater . . . klingt's ihm noch im Ohre nach, gewiß, aber es ging doch nicht, unmöglich, man mußte doch erst selbst sehen, sondieren, Arbeit haben, ein Zimmer haben, natürlich, ein Dach überm Kopf, man konnte doch nicht aufs Geratewohl . . . schrecklich, daß man dem Mädel den ersten Wunsch abschlagen mußte . . . und diese Schwester . . . nein, nur keine langen Erklärungen, . . . mit offenen Karten spielen . . .

„Noch ein paar Tage bleibst du hier, bis ich Arbeit und Wohnung gefunden habe." Ja, nur, daß seine Stimme doch ein wenig gezittert hatte, trotz aller Mühe, bestimmt und streng zu sprechen. Und daß er es plötzlich sehr eilig hatte und sich gar nicht schnell genug und hastig verabschieden konnte, daß er seinem Mädel nur so einen üblichen, raschen Kuß gab und der Schwester kaum die Hand. Seltsam, daß diese herzliche, mehr als freudige Stimmung von Vater und Tochter sofort an der Mitteilung abbröckeln und zerbrechen mußte, daß er Maria erst in ein paar Tagen würde zu sich nehmen können. Aber im Grunde war das kein Anlaß, traurig zu sein, sagte sich Hartmann.

Zwar war es peinlich gewesen, vor den Ohren der Schwester einzugestehen, daß man kein Geld hatte und erst Arbeit und Wohnung suchen mußte, ehe man sein Kind dahinbringen konnte, wo es eigentlich hingehörte, bei anständigen Leuten. Aber daß Maria sich aus dem Waisenhaus fortsehnte, war doch nur ein neues Zeichen und eine Bestätigung für sein anfängliches Gefühl, daß auch diese „Anstalt" eine Art Gefängnis sei. Und dieser Umstand machte Hartmann sehr nachdenklich.

Drittes Kapitel

Als er nun wieder die Straße entlang schurfte, wurden seine Schritte immer länger und mächtiger. Es war wundervoll, so ausschreiten zu können. Er hätte stundenlang so gehen mögen, ohne Ziel, bloß immer weiter, immer weiter; es gab niemanden, der ihm hätte Einhalt gebieten dürfen. Erst jetzt kam ihm dunkel zu Bewußtsein, wie frei er war. Und wenn er zwei Jahre Gefängnis ausgehalten hatte, ohne zu murren und zu mucksen, so würden die paar Tage Herumlaufens, Arbeitsuchens und Geldverdienens auch noch zu ertragen sein. Nur noch bis er seinen ersten Lohn verdiente, würde Maria zu warten brauchen.

Hartmann blieb vor manchen Schaufenstern stehen und besah die Auslagen. Daß so viele Menschen und besonders Frauen an ihm vorübergehen konnten, ohne ihn zu beachten, daß er wieder einer unter Millionen war, entzückte ihn im Anfang beinahe. Aber allmählich scherte er sich nicht mehr darum. Er gewöhnte es sich auch ab, ängstlich in jeden Schaufensterspiegel zu starren.

Viel wichtiger nahm er eine ganz unscheinbare und alltägliche Szene, die sich mitten auf dem Bürgersteig abspielte, ohne daß außer ihm auch nur eine Seele sie bemerkte. Da kam also eine alte Dame mit einem altmodischen schwarzen Häubchen über dem glattgescheі-

telten weißen Haar des Weges und schob einen ganz gewöhnlichen Kinderwagen vor sich her.

Die alte Frau steuerte das Wägelchen äußerst vorsichtig über den Damm, gerade auf Hartmann zu. Sie stellte es vor das Schaufenster und winkte dem Kinde mit der Naivität, die Großmütter sich anzueignen pflegen, es möge nur ja recht brav sein, Omama kaufe nur schnell was zum Naschen für Baby. Das Kind allerdings interessierte sich nicht sonderlich für Omamas Ermahnungen, es musterte mit weitaufgerissenen, blanken Augen den großen Mann, der neben dem Wagen stand und die Blicke des Kleinen neugierig erwiderte. Die verhutzelte, kleine Frau ging, nicht ohne sich bei jedem Trippelschritte umzusehen und zu winken, in den Konfitürenladen.

Das Kind indessen kümmerte sich nun auch nicht mehr um Hartmann, dessen unauffällige Onkelseele es anscheinend genügend erforscht hatte, sondern um eine weiße Tüte, die Omama auf der Decke des Wagens liegengelassen hatte. Es griff und patschte mit beiden Fäustchen nach dieser Tüte und ehe es sie noch hatte erfassen können, war das Papier eingerissen und diverse Zwiebäcke rutschten heraus und verteilten sich im Wagen. Das Kind war nun keineswegs sonderlich erstaunt oder betroffen von diesem Verbrechen, das es begangen hatte, sondern es machte ein durchaus befriedigtes Gesicht. Die Pausbäckchen wurden noch runder und röter, die kleinen Lippen öffneten sich zu einem bezaubernden Lachen, das glucksend aus der Kehle kam, und der kleine Missetäter, von dessen Erfolgen die Großmama sicherlich sehr verblüfft sein würde, bekam es fertig, ein Stück Zwieback zwischen die winzigen, runden Finger zu zwängen und in die Nähe des Münd-

chens zu führen. Dieser Bursche mochte höchstens anderthalb Jahre alt sein, aber seine Tat machte einen durchaus erwachsenen Eindruck auf Hartmann. Das runde, lachende Gesicht nahm mit einem Male einen ganz spitzbübischen und vermessenen Ausdruck an. Das Pfötchen fuchtelte mit dem Zwieback wild und tolpatschig in der Luft herum. Und nun änderte sich das Lachen in dem rötlichen Gesichtchen von neuem, es trat ganz in ein sehr erwartungsvolles Augenaufreißen zurück, und mit einem Male warf das Händchen mit sehr leidenschaftlichem Willen und einigem Ungeschick das Stückchen Zwieback über das Köpfchen weg und aus dem Wagen heraus auf das Trottoir. Und jetzt gluckste das Lachen über die vollbrachte Tat fast kichernd aus der winzigen Schelmenkehle hervor, das Hälschen hüpfte vor Lachen, der Mund war offen und schien plötzlich sehr groß, denn das Gelächter verbreiterte sich über das ganze Gesicht.

Da konnte auch Hartmann nicht mehr an sich halten und fing an zu lachen, ganz laut zu lachen, und noch als er rasch weiterging, um nur ja die Verblüffung oder vielleicht gar die Scheltworte der wiederkehrenden alten Dame nicht mit anzuhören, kicherte er in sich hinein vor Freude über dies Kind, das eigentlich nichts Besonderes und Großartiges vollbracht hatte. Es war nur dies, daß er wieder einmal so etwas wie das Leben mit angesehen hatte, gewiß nichts Komisches, aber etwas sehr Frohes, Erfreuendes.

Dies war das erstemal seit mehr als zwei Jahren, daß Hartmann wieder hatte lachen können. Und nun würde alles gut werden.

Keine Sorge, Herr Hartmann, was haben wir jetzt zu tun? Erst mal ein Zimmer beschaffen, ein Dach

überm Kopf. Gut, gemacht, aber bitte nicht in dieser Gegend, nicht wahr, die Läden sind hier zu vornehm, die Fassaden der Häuser haben hier zu mißtrauische Bügelfalten, die Jünglinge sind hier zu geschniegelt. Wir haben ja schließlich eine erwachsene Tochter, nicht wahr. Begeben wir uns in eine andere Gegend, Herr Hartmann, in eine weniger vornehme Gegend, Herr Hartmann, aber bitte nicht in eine zu unvornehme Gegend, nicht wahr, wir haben ja schließlich eine erwachsene Tochter. Wird schon alles werden, Herr Hartmann, arbeiten, Geld verdienen . . . In eine solidere Gegend. Und Hartmann machte nun noch längere und raschere Schritte, begab sich in eine solidere Gegend und pfiff ein Liedchen zwischen den Zähnen. Nach einer Weile prüfenden Umschauens konnte Hartmann nicht umhin, eine kleine Nebenstraße, deren Parterrefenster sämtlich mit Geraniumtöpfen geschmückt waren, für eine bessere Gegend zu halten. Das erste Haus jedoch, an dessen Haustor das einladende Schild „Zimmer zu vermieten" prangte, machte keinen so überaus sympathischen Eindruck auf ihn, daß er sich nach dem angepriesenen Zimmer hätte umtun mögen. Denn der einzige Laden dieses Gebäudes beherbergte eine Rind-, Schweine-, Pferdefleisch- und Wursthandlung. Und so gern Hartmann Würstchen aß, für Fleischereien hatte er keine Vorliebe.

Der nächste Laden gehörte zu einer Bäckerei, und das war schon viel sympathischer. Aber hier war anscheinend kein Zimmer zu vermieten. Als jedoch Hartmann das alte Haustor etwas genauer visitierte, entdeckte er auch hier ein diesbezügliches Schild. Nur war das mit der Zeit ein wenig alt geworden und seine Farbe hatte sich in natürlicher Mimikry der unschein-



baren, dunkelgrauen Farblosigkeit des Haustors angepaßt. Also, schloß wohlweislich Hartmann, mußte das zu diesem Schilde gehörige Zimmer schon seit undenklichen Zeiten nicht mehr vermietet worden sein, bedenklich, bedenklich. Nein, nur keine Vorurteile, er hatte das sichere Gefühl, hier würde er einziehen, hier und sonst nirgends. Es waren doch zu viele gute Vorzeichen vorhanden. Man sollte so etwas nicht außer Acht lassen. Besonders daß eine Bäckerei im Keller war, konnte doch nur bedeuten, daß sie immer Brot im Hause haben würden. Hier ziehen wir ein, Herr Hartmann, hier oder nirgends. Und jetzt Augen aufhalten, Herr Hartmann, eine Wohnung zu mieten, ist eine diplomatische Angelegenheit, das muß gekonnt sein, und besonders in so verwickelten Verhältnissen.

Also, das Haustor. Ein schweres, altes, etwas morsches Haustor. Es war am besten, beide Hände zu gebrauchen, wenn man dieses Haustor öffnen wollte. Es ließ einen nicht ohne weiteres herein, dieses Haustor, aber das konnte man doch nur so aufnehmen, daß es einen erst recht nicht so ohne weiteres wieder herauslassen würde. Alte Leute sind ja oft schwer zugänglich, aber wenn man erst einmal den Weg zu ihnen gefunden hat, dann lassen sie einen nimmer los, philosophierte Hartmann vor sich hin und stieg die knarrenden Stufen auf. Gewiß, die Stufen knarrten, aber man durfte ja ruhig hören, daß hier einer heraufging, nichts zu verbergen, bitte sehr, und die Treppe war breit und keineswegs so schwindlig, wie man sie oft in alten Häusern findet, wieder etwas Sympathisches. Und dritter Stock, nein, das hatte gar nichts zu sagen, man kam nicht so schnell außer Atem, man war ja noch jung, also los, Maria, vielleicht schon übermorgen . . . aber

nächste Woche ziehst du ganz bestimmt hier ein, wetten?

Hartmann klingelte bei Frau Kroll. Frau Kroll öffnete höchstselbst, zumal, nach dem Schildchen an der Tür zu urteilen, sonst niemand bei Frau Kroll wohnte. Frau Kroll öffnete nur einen Spalt breit und fragte mißtrauisch und etwas barsch, was der Herr wünsche.

„Sie haben ein Zimmer zu vermieten."

Ja, gewiß, natürlich hatte sie ein Zimmer zu vermieten, ihr Gesicht wurde im Augenblick um einige Nuancen verlegener und freundlicher, ohne daß jedoch ihr Mißtrauen geringer geworden wäre. Sie tat die Hand unter die weiße Schürze, nein, Frau Kroll machte einen ganz sauberen Eindruck; der Herr möchte doch näher treten. Aber sie nuschelte zuerst nur so vor sich hin, hatte sie etwas gesagt? Ja, der Herr möge nur näher treten, sie nickte mit dem Kopfe. Sie machte die Tür ganz breit auf, wie es sich für so einen großen und breiten Mann wohl nicht anders tun ließ, und ihr leidlich voller und leidlich erhaltener Körper straffte sich etwas unter dem häuslich dunkelgrünen Kleide.

Hartmann tritt ein, Frau Kroll schließt hinter ihm sorgsam und eilig die Tür und ist bereits vor ihm im Zimmer. Hartmann stellt sich in die Mitte des Zimmers und mustert es. Ja, das ist ein ganz gutes Zimmer, nichts übermäßig Komfortables, aber alles was notwendig ist, hier kann man ganz gut wohnen.

„Was soll es denn kosten?"

„Zwanzig Mark den Monat . . . mit Kaffee."

Zwanzig Mark den Monat, mit Kaffee, ja, das ginge an, das ist nicht zu teuer, überrechnet Hartmann.

„Und was würde es kosten, wenn meine Tochter bei mir ist?"

Tochter? Tochter — kennen wir, denkt Frau Kroll. Daß doch immer etwas nicht in Ordnung sein muß, wenn schon einmal einer kommt und wie ein anständiger Mensch aussieht. Aus Frau Krolls Gesicht ist das bißchen mürrische Freundlichkeit verschwunden, etwas Peinliches, Betretenes zuckt um ihre Mundfalten. Nein, nein, so etwas machen wir nicht, nein, nein, Frau Kroll ist sehr kühl. Frau Kroll kann sehr kühl sein. Sie schüttelt nur den Kopf. Sie hat da gar nichts mehr zu sagen über diesen Fall. Sie schüttelt nur den Kopf.

Hartmann nimmt das nicht so ernst, selbstverständlich, das kann man doch verstehen, man kann doch nicht wissen, wen man vor sich hat, er möchte der Frau etwas Beruhigendes sagen, aber wie soll man einem Menschen denn so etwas Unbeweisbares beibringen, schließlich ist es doch ein wenig beleidigend, wenn an einem gezweifelt wird, obgleich . . .

„Nein, es ist wirklich meine Tochter . . ."

Aber wenn Frau Kroll das nicht glauben will — schließlich, wenn sie Bedenken hat, soll sie eben ihr Zimmer weiter leer behalten, es gab noch andere Zimmer in der Stadt, man mußte sich nicht ausgerechnet um Frau Kroll das Maul zerreißen, es würde mehr ihr Schaden sein als Hartmanns. Und nur keine Bedenken haben, nur heraus mit der Sprache . . . wenn sie nicht will . . . „. . . und damit es keine Differenzen gibt, Frau Kroll, will ich Ihnen nur gleich sagen —"

Nein, es ist doch nicht so einfach, das zu sagen. Man stellt sich das in seinem Trotz leichter vor, wenn man allein ist, es ist doch nicht so einfach — ach, was —

„Ich war im Gefängnis."

Ich war im Gefängnis, ja, merkwürdig, wie sich das

anhört, wenn man es selber gesagt und mit eigenen Ohren gehört hat, als wenn ein Fremder es auszusprechen den Mut gehabt hätte. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, den Mund zu halten. Es war schließlich eine Frau, und sie würde fragen, grauenhaft zu denken, diese Frau würde einen ausfragen. Obwohl anderseits man noch niemanden hatte, mit dem man ein Wort würde sprechen können, bis Maria käme. Und Maria war ein Kind, und wer weiß, ob er überhaupt Arbeit bekommen würde und wann er in der Lage sein könnte, Maria zu sich zu nehmen . . .

Aber vielleicht hat er Frau Kroll auch unterschätzt. Frau Kroll fragt gar nicht. Frau Kroll fragt wenigstens nicht mit Worten. Das ist immerhin ein Trost. Frau Kroll schaut ihn nur groß an. Sie sieht übrigens jetzt gar nicht mehr so kühl und faltig aus. Man wird doch aus diesen Menschen nie klug werden, denkt Hartmann.

Und Frau Kroll nickt. Nein, sie hat gar nichts gesagt. So, Frau Kroll nickt? Dann ist ja alles abgemacht und in Ordnung, na also. Hartmann zieht seine etwas altertümliche Brieftasche aus der Hose, ja gewiß, er hat sich genau gemerkt, wo er sie hingetan hat, und macht eine Anzahlung. Das geht alles sehr geschäftsmäßig vor sich, wozu sollte man auch so viele Worte machen. Und man gibt sich die Hand, erledigt, auf Wiedersehen.

Und als Hartmann herunterging, fand er das Knarren der Treppe sehr behaglich. Man würde diese Treppe genau erkennen, sie knarrte auf eine ganz besondere und heimische Art. Die alten Häuser haben doch manches für sich, findet Hartmann. Und nun bitte die Hausnummer merken, Nummer dreizehn. Drei-

zehn? Nein, wer sagt, daß dreizehn eine Unglückszahl ist? Das ist bloß ein dummer Aberglaube. Sicherlich ist dreizehn keine Unglückszahl. Hartmann ist doch selbst an einem dreizehnten geboren, und der Geburtstag ist sicherlich der glücklichste Tag im ganzen Leben, denn was hätte Gott einem Schöneres schenken sollen als das Leben, dieses Leben, . . . wenn man auch manchmal ein bißchen . . . Pech gehabt hat in . . . diesem Leben . . .

Viertes Kapitel

Die Internationale Maschinenbau-G. m. b. H. lag ziemlich weit außerhalb der City. Man würde also wohl ein erhebliches Fahrgeld vom Wochenlohn abziehen müssen, wenn man das Glück hatte unterzukommen. Schade darum. Aber wenn man nur unterkäme. Allerdings gab es ja Wochenkarten für die Bahn, Arbeiterkarten, erinnerte sich Hartmann. Heute jedenfalls wollte er noch nicht fahren. Es würde noch gehen, man konnte noch vor Toresschluß ankommen. Und Hartmann schlug ein noch rascheres Tempo an. Dann aber, im Nachdenken, verlangsamte er seine Schritte. Hartmann war sehr abergläubisch, er fürchtete, wenn er so schnell ginge, könnte das boshafte Schicksal meinen, er rechne bestimmt damit, Glück zu haben, und ihm einen Strich durch die Rechnung machen. Wenn er so rasch in die Fabrik eilte, würde er sicherlich keine Anstellung finden.

Dann wieder bestritt er vor sich selbst, daß er abergläubisch sei, und eilte wieder schneller vorwärts. Schließlich sichtete er schon nach einer halben Stunde das Fabrikgelände. Die sieben mächtigen Schornsteine stiegen aus dem Häusermeer, steil standen und starrten sie in den grauen Himmel, schmal und schwarz. Eine große, hohe Mauer lief um die Gebäude herum, und als er in den Hof trat, an dessen Eingang ein Mann

mit einer Beamtenmütze ihn aus dem Schalter eines Schilderhäuschens argwöhnisch beäugte, da faßte ihn beinahe ein Fieber.

Rechts vor ihm standen große Lastwagen, ein Haufen Arbeiter ringsherum, die schwere, dunkle Bohlen immer zu zweit von einem Stapel Holzes abhoben und luden. Ein wenig weiter wurde gehämmert, klingend hallten die Schläge. An einem Gerüst in der linken Ecke des Mauerwinkels wurde gebaut. Maurer und Träger standen unten und auf den Leitersprossen und warfen sich frischgebrannte, hellrote Ziegel in einem Takte zu, dem ein ungesungenes, eisernes Lied den Rhythmus gab. Aus dem großen Bureaugebäude in der Mitte des Geländes klang leise und stetig das Anschlagen der Schreibmaschinen. Ein seltsames Lied, diese Geräusche zusammen, das Lied der Arbeit, dessen Wirbel das Blut sogleich schneller schlagen ließ, und dessen Refrain einem die Faust zusammenkrallte, wenn man nicht mittun konnte.

Nach einer Weile fand sich Hartmann in einem Wartezimmer. Klubsessel standen um einen runden Tisch, der mit einem Teppich bedeckt war. Aschenbecher aus Messing waren auf dieser Decke, und es fiel Hartmann ein, daß er sich in diesen zwei Jahren das Rauchen abgewöhnt hatte. Ein Boy kam und ging. Hartmann brauchte nicht lange zu warten. Er nahm das als ein unfreundliches Zeichen und freute sich nur im Vorhinein, daß er nicht zu lange würde unerfüllbare Hoffnungen hegen müssen. Nein, man sollte nicht immer und bei jeder kleinsten Angelegenheit mit guten und bösen Zeichen bei der Hand sein. Wenn es gut würde, um so besser, aber wenn es schlecht ausginge,

so kam die Gewißheit auch ohne Vorzeichen immer noch früh genug.

Der Boy kam zurück: Herr Rechlin, Herr Kommerzienrat Rechlin lasse bitten. Hartmann folgte dem Boy durch einen endlosen Korridor. Hatte er sich schon gescheut, einen der ledernen Klubsessel zu benutzen, so fühlte er sich auf diesem unheimlich stummen Korridor, an dessen Wänden seine knarrenden Schritte nur um so gespenstischer widerhallten, nahezu elend und verlassen. Die Schritte des Boys schlichen so leise und geschickt vor ihm her; man war ganz hilflos dahinter.

Der Boy klopfte einmal formhalber an eine gepolsterte Tür und öffnete sie, ohne das Bitte von drinnen abzuwarten, breit für Hartmann. Der trat verlegen ein, schloß langsam, um keinen Lärm zu machen, hinter sich die Tür und stand ganz verloren da. Der Kommerzienrat Rechlin, der vorn am breiten Fenster des großen Raumes vor seinem Schreibtisch saß und telephonierte, winkte ihm mit der Rechten näher zu treten. Hartmann traute sich trotzdem nicht und rührte sich nicht von der Stelle. „Bitte, notieren Sie!“ sagte der Kommerzienrat mit dunkler, fester Stimme in den Apparat, „fünfundzwanzigtausend Schrauben Nr. 7 G, ja, nun lesen Sie es mir noch einmal vor . . . Danke, Ablieferungstermin morgen elf Uhr mittags . . . ich bitte darum, danke sehr.“ Nun wendete der Kommerzienrat sich mit einem Ruck Hartmann zu. „Bitte, nehmen Sie Platz.“

Während Hartmann nun schüchtern nach vorn kam und sich vorsichtig auf eine Ecke des dargebotenen Stuhles dem Schreibtisch gegenüber niedersetzte, hatte sich der Kommerzienrat schon wieder in seine Papiere vertieft, bat zwischendurch murmelnd nur noch „einen

Augenblick" um Entschuldigung, hob von neuem den Hörer ab und sagte eine unverständliche Bemerkung sofort hinein, um sofort wieder abzuhängen und sich wiederum mit diesem bezeichnenden Ruck herumzudrehen und Hartmann mit einem sehr gewinnenden Lächeln gerade in die Augen zu schauen:

„Womit kann ich Ihnen dienen?"

Hartmann war von der Fremdheit all dieser für ihn im Grunde so nebensächlichen und allgemeinen Dinge einigermaßen betäubt und schluckte erst ein bißchen, ehe er seine längst eingepaukte Formel herauskramte.

„Herr . . . Herr Kommerzienrat, der Herr Gefängnisdirektor hat mir gesagt, ich soll mich bei Ihnen melden . . ."

Rechlin hatte die Augen wieder von Hartmann abgewendet und nickte vor sich hin. Wenn Hartmann später traurig an diesen Augenblick zurückdachte, fiel ihm immer wieder der Blick ein, mit dem ihn der Kommerzienrat dann gemustert hatte. Er konnte sich diesen Blick nicht erklären, und es war auch nichts von den Empfindungen darin, die Arbeitgeber sonst in ihren Gesichtern spiegeln, wenn jemand sie um Arbeit bittet, auch nichts von dem Mißtrauen, das etwa Fabrikdirektoren und andere mächtige Leute ehemaligen Gefängnisinsassen gegenüber zeigen, sondern es war eher etwas wie Angst in diesen Augen des Kommerzienrates, etwas Ähnliches wie ein Schrecken, den man lange erwartet hat und dem man doch völlig ausgeliefert ist, sobald er einen überkommt. Aber das war kaum eine Sekunde, dann hatte das sehr bewegliche Gesicht des Kommerzienrates wieder seine Falten, so daß bloß die hohe Stirn klar schien, und die grauen Augen schossen wieder hin und her und an Hartmann prüfend herunter,

blickten durch Hartmann hindurch irgendwohin ins Leere und arbeiteten, überlegten. Und wieder mit einem gleich energischen Ruck, der Hartmann aber nicht im geringsten komisch, sondern nur bemerkenswert und zu der Erscheinung des Kommerzienrates durchaus passend erschien, wendete sich der Mann von seinem Klienten ab und sah rasch überfliegend die Papiere durch, die Hartmann ihm gereicht hatte.

„Ich will Sie einstellen . . .“ sagte Rechlin fast für sich und leise. Dann sah er Hartmann wieder fest ins Gesicht: „. . . enttäuschen Sie mich nicht.“

Nun klang wieder aus anderen Zimmern das Anschlagen der Schreibmaschinen herüber, eine schrille Pfeife gellte, und drunten auf dem Fabrikhofe hämmerten sie mit klingenden Hieben. Hartmann sah ein, daß die Audienz beendet war, und erhob sich scharrend. Der Stuhl fiel fast um. Er hielt ihn fest und stellte ihn wieder an den Platz, auf dem er gestanden hatte. Aber es war ihm dabei zumute, als erlebte das alles gar nicht er, sondern ein anderer, den er genau beobachten konnte. Es gelang ihm kaum, ein Dankeswort zu finden, daß er jetzt doch eigentlich gerettet war, ein Dankeswort dafür, daß er Arbeit gefunden hatte. Daß nun eigentlich doch alles gut war. Er starrte verlegen den Kommerzienrat an, der sich förmlich, aber sehr freundlich halb von seinem Sessel erhob und ihm die Hand reichte. Da drückte Hartmann diese Hand ein wenig heftig, so daß Rechlin fast das Gesicht verziehen mußte. Er rettete die Situation allein dadurch, daß er Hartmann noch rasch Anweisungen erteilte, er müsse bereits morgen seinen Dienst antreten, früh um sechs Uhr, acht Stunden Arbeitszeit, Lohn vierzig Mark die Woche usw.

Fünftes Kapitel

Der erste Sonnabend fing sehr glücklich damit an, daß Hartmann einen Brief auf dem Tablett mit dem Frühstück vorfand, das Frau Kroll ihm, als er sich noch rasierte, durch den Türspalt reichte. Frau Kroll hatte sich schon in diesen ersten Tagen als stille, saubere und liebenswürdige Person entpuppt. Ja, manchmal kam es Hartmann bereits so vor, als sei Frau Kroll ein wenig zu liebenswürdig zu ihm, und er verhielt sich dann um so zurückhaltender. Er war die ganze Woche keinen Abend ausgegangen und des öfteren hatte Frau Kroll an seine Tür geklopft und dann, wenn er sie höflich fragte, was sie wünschte, irgendeine läppische Sache vorgebracht, die sie auch ohne ihn oder in seiner Abwesenheit hätte erledigen können. Er hatte sie im Verdacht, daß sie mit ihm plaudern, wenn nicht anbändeln wollte, und er hatte kein Verlangen danach. Er war froh, wenn er nach der Tagesarbeit allein in seinem Zimmer sitzen, in einem Buche blättern, das er alt gekauft, als es ihm einmal zu langweilig geworden war, oder in der Dunkelheit vor sich hinsummen konnte, wobei er an vergangene Zeiten dachte. Er war dann immer ein wenig melancholisch, aber er liebte diese Traurigkeit, er war fast eifersüchtig auf sie wie auf einen geheimen, wohligen Besitz und wollte sie sich nicht von der schwatzenden Wirtin wegreden lassen.

Manchmal wiederum freute er sich sehr, daß er noch einen Menschen in der Wohnung wußte, und fand Frau Kroll als Menschen gar nicht so übel.

Der Brief war von Maria und enthielt nur eine sehr herzliche und bange Anfrage, wann er sie endlich holen würde. Zuerst wollte Hartmann ihr sofort antworten, er würde schon morgen kommen und sie mitnehmen, aber als er auf die Uhr sah, war es höchste Zeit, an die Arbeit zu gehen, und Briefschreiben war für ihn keine so einfache und schnellgetane Sache. Also verstaute er Marias Brief sorglich wie eine Liebesbotschaft in seiner Brusttasche, rief Frau Kroll einen fröhlichen Morgengruß in die Küche nach und ging.

Auf dem Weg zur Haltestelle dachte er sich: nein, ich schreibe ihr lieber gar nicht. Sie wird zwar den ganzen Tag nach dem Briefträger sehnsüchtig ausschauen, aber der Briefträger wird gar nichts für sie haben. Ich schreibe ihr nicht, ich fahre morgen gleich selbst hin und hole sie ab. Je größer ihr Schmerz sein wird, daß ich nicht geschrieben habe, um so größer wird ihre Freude sein, wenn ich selbst komme. Und dabei bleibt es. Eine halbe Stunde später stand er bereits mit zwanzig anderen Arbeitern auf dem Fabrikhof. Sie schafften stumm und mit der Verbissenheit, die man gewöhnlich beim Tagesgrauen hat, wenn man noch kaum den Schlaf aus den Augen gerieben hat und schon arbeiten muß.

Nach der Frühstückspause (zehn Minuten Butterbrot kauen, Kaffee schlürfen, Neuigkeiten und alte Witze erzählen) ging es schon besser. Man schaffte zunächst nicht so schnell, aber mit freundlicheren Mienen. Man kam erst in das Tempo herein. Man rief sich Scherzworte und ironische Nebenbemerkungen

über den und jenen zu. Man sammelte sich zwanglos zu bestimmten Arbeitsgruppen. Man lachte hin und wieder ein wenig.

Sie hatten einen haushohen Stapel Bohlen zu laden. Sieben volle Lastwagen waren bereits abgefahren. Zwanzig weitere mußten bis zum Mittag am Hafen sein. Dort wurden sie mit Kränen auf die großen Flußkähne gebracht und zur Tochterfabrik nach Rußland transportiert.

Zu fünft standen sie auf dem Stapel. Zwölf Mann, unter ihnen Hartmann, hoben die Bohlen vom Stapel herunter und auf den Wagen hinauf. Drei Mann, Kruk, Gibbert und Grünhuber standen auf dem Lastwagen und ordneten und verstauten die schweren Hölzer wieder zu einem Haufen. Kruk hatte heute seinen Fluchtag. Er brummte in seinen Bart hinein, und Gibbert, der lange, dünne Gibbert mit den roten Haaren und der spitzen, sommersprossigen Nase, von dem sie sagten, er sei ein Pole, dieser Gibbert hetzte den alten Kruk auf. Erst machte er ihn wütend, indem er ihn an seine Alte erinnerte. Der Gedanke an seine Frau war für den schnauzbärtigen Kruk wie ein rotes Tuch für den Stier. Die Alte vermöbelte ihn regelmäßig, wenn er besoffen nach Hause kam, daß ihm drei Tage lang der Rücken juckte. Frau Kruk schien ein Muster weiblicher Energie zu sein, und jedenfalls war Kruk gestern betrunken nach Hause gekommen. Nun begann Gibbert mit einem hämischen Grinsen zu den anderen über die übermäßige Arbeit zu klagen. Es werde hier schwer geschafft und mordsschlecht bezahlt. Woanders . . .

Das war das Stichwort für den alten Kruk. Woanders, brüllte er, lasse man diese Bohlen mit Ma-

schinen laden. Da habe der Arbeiter nichts zu tun als ein kleines, leichtes Rädchen zu bedienen, und dafür werde ein besserer Wochenlohn ausgezahlt als für diese Hundearbeit, die einen bald ins frühe Grab bringen werde. Die andern kannten den alten Kruk und wußten, daß er ihnen bald ein lustiges Schauspiel bieten würde. Es pflegte immer so anzufangen, daß Kruk über die schwere Arbeit schalt, wenn er einen Katzenjammer hatte. Eines Tages hatten sie ihm gesagt, es hätte keinen Sinn, wenn er das nur seinen Kollegen erzählte. Er sei ein Prahlhans, weiter nichts. Er solle doch einmal dem Chef seine Beschwerde vorlegen. Dem ist es ja egal, ob wir uns totarbeiten, hatte da der alte Kruk geflucht. Aber Gibbert hatte nicht locker gelassen. Du bist ja viel zu feige, zum Chef zu gehen, hatte Gibbert ihn aufgeputscht, und schließlich ließ sich das Kruk nicht zweimal sagen und ging zum Kommerzienrat.

Der hatte etwas Ähnliches anscheinend schon erwartet, denn er ließ Kruk zunächst wieder an die Arbeit gehen, bis er Zeit haben und ihn rufen lassen würde. Aber als er ihn rufen ließ, war Kruks Wut durch das lange Warten und das Hänseln der anderen nur gestiegen, und Kruk brüllte den Kommerzienrat an, er sei ein Mörder. Inwiefern, fragte Rechlin. Indem er seine Leute so schwer arbeiten lasse, zischte der alte Kruk. Wenn Ihnen die Arbeit zu schwer ist, können Sie gehen, sagte lächelnd der Kommerzienrat, der ungefähr wissen mochte, was dahinter steckte. Nein, mir nicht, mir ganz gewiß nicht, hatte verlegen Kruk geantwortet: ich wollte gar nicht gehen. Ja, wer denn? hatte Rechlin gefragt. Und damit war der Fall erledigt gewesen. Aber die anderen hatten nicht aufge-

hört, ihn dafür zu hänseln und aufzuziehen, und immer wenn sie merkten, daß er am Vorabend betrunken gewesen und von seiner Frau verhauen worden war, zettelten sie eine ähnliche Geschichte an.

Diesmal indessen sollte es wider aller Erwarten anders auslaufen. Als Kruk brüllte, warum man nicht vermittels Kränen die Bohlen lade, zischelte Gibbert, es gehe so mit den Händen ja auch viel langsamer. Du willst doch nicht behaupten, daß wir nicht vorwärtskommen, he? feixte Grünhuber.

Was vorwärtskommen, auch noch vorwärtskommen! empörte sich Kruk.

Die anderen hatten neugierig und erwartungsvoll aufgehört zu arbeiten. Die fünf auf dem Stapel standen wie Postamente und stemmten die Arme in die Hüften. Die zwölf zwischen Stapel und Wagen stießen sich gegenseitig an und ließen die Bohlen, die sie, immer drei und drei, tragen sollten, zur Erde gleiten. Eine allgemeine Stille war eingetreten. Mit einem Male richteten sich aller Augen auf Hartmann, der allein noch weiterarbeitete. Hartmann hob die Bohlen, die mindestens drei Zentner das Stück wogen, allein in die Höhe, ohne daß sie ihm von den Leuten auf dem Stapel bereitgelegt worden wären, und trug sie, die sonst immer drei Mann zu tragen hatten, die zehn Meter zum Wagen, wo er sie stumm den dreien vor die Füße warf. Er war der einzige, der arbeitete, und auf ihn entlud sich Kruks Wut.

Kruks Augen traten hervor und auf seiner Stirne, über die wirre Haare grauschwarz ins Gesicht hingen, schwoll die Mittelader auf. Es sah aus, als würde er sich im nächsten Augenblick auf Hartmann herunterstürzen. Aber nichts von alledem. Er stürzte sich nicht

herunter, er würdigte Hartmann keines Blickes, er wandte sich zur Seite und stieß Gibbert mit dem Ellenbogen an.

„Streber!" krächzte er. Aber als er dann lachte, klang es wie ein Röcheln.

Damit hatte Kruk gewonnen. Man begann wieder zu arbeiten, aber die hämischen, aufgeputschten Blicke der neunzehn galten nun nicht mehr Kruk, sondern dem Neuen, dem Riesen, der allein Dreizentnerbohlen schleppen konnte, der weiterarbeitete, wenn die anderen um eines Scherzes willen sich eine Minute zu feiern erlaubten.

An diesem Sonnabend, der so glücklich begonnen hatte, sprachen die Arbeiter nur das unumgänglich Notwendige mit Hartmann. Die allgemeine Stimmung war gegen ihn, aber Hartmann, der gutmütige Esel, merkte es nicht. Heute war Zahltag, Maria hatte ihm einen Brief geschrieben, und morgen früh würde er sie holen. Wenn sie das wüßte . . .

Um zwei Uhr war Feierabend. Die große Pfeife gellte. Man räumte schnell und oberflächlich alles zusammen und hastete an die Kasse. Man mußte sich anstellen. Aber die Auszahlung ging mit automatischer Geschwindigkeit vor sich. Man bekam das Geld in einem offenen Kuvert, ein Zettel mit der Abrechnung über Lohn und Abzüge lag bei, und man zählte es nach, wenn man aus der Schlange getreten war.

Hartmann bekam 36,50 Mark ausgezahlt. Der Montag, an dem er noch nicht gearbeitet hatte, war also mitbezahlt. Ausgezeichnet, dachte Hartmann. Nun hieß es bloß noch sich umziehen. Hartmann ging in die Garderobe der Bohlenträger, worin alle zwanzig ihre Sachen hatten. Hinter ihm tuschelten Gibbert und

Kruk, aber er verstand sie nicht und scherte sich nicht daran.

Erst in der Garderobe riß er das Kuvert auseinander und zählte nun das Geld nach. Er steckte die dreißig Mark in die hintere Hosentasche und legte die sechs Markstücke und das Fünfzigpfennigstück mit der zerrissenen Lohntüte auf den Tisch. Während er den grauen Kittel bereits an den Nagel gehängt hatte und sich an der Wasserleitung den Hals wusch, sich prustend wie ein brüchiger Springbrunnen mit der Seife übers Gesicht fuhr, und mit den Augen, die vor Seifenschaum blinzelten, die Handbürste suchte, waren Kruk und Gibbert eingetreten. Grünhuber und fünf, sechs andere trockneten sich schon ab. Kruk verzog sich in eine Ecke und rechnete im stillen aus, was er mit dem so schwer erarbeiteten Gelde anfangen und was seine Frau dazu sagen würde. Gibbert entdeckte das Geld auf dem Tisch und beugte sich über die Lohntüte, um zu lesen, wem sie gehörte. Als er den Namen „Hartmann, Karl" entdeckte, lief ein Grinsen über sein sommersprossiges Gesicht und er zwinkerte mit den kleinen, grünen Augen. Gibbert sah sich nach Hartmann um, der sich noch immer so eifrig wusch, und darauf, unbekümmerter, nach den anderen, die nicht minder beschäftigt schienen. Dann nahm er lautlos und gewandt wie ein Taschenspieler das Geld, ließ Zettel und Tüte liegen und tat es verschmitzt in seine Tasche. Harmlos, wie ein neugeborenes Lamm, ging er nun mit wiegenden Schritten wie ein Varietéstar nach getaner Arbeit an die Waschtoilette, hielt sich aber absichtlich etwas länger bei den Vorbereitungen zur großen Wäsche auf.

Hartmann trocknete sich summend ab und ging da-

bei im Raume hin und her. Plötzlich, als er das drittemal am Tisch vorbeikam, witterte er etwas und griff mit der Linken nach der Lohntüte, während seine Rechte noch im Nacken herumwischte. Die Lohntüte war leer. Hartmann machte ein verdutztes Gesicht. Es war doch unmöglich, daß das Kuvert leer war. Er hatte doch vor kaum fünf Minuten das Geld auf den Tisch gelegt. Oder hatte er es nicht . . . nein, er konnte schwören, daß er das Geld . . .

„Wer hat mir denn die sechs Mark weggenommen?" fragte Hartmann erregt.

Sechs Mark weggenommen? Was sagt er? Der ist wohl verrückt geworden? Hartmann sieht sich um im Kreis, die Leute horchen auf. Was will der?

„Ich hatte doch sechs Mark hier auf den Tisch gelegt", sagt Hartmann, aber er sagt es schon etwas leiser, er ist seiner nicht mehr ganz sicher. Vielleicht . . . nein, unmöglich, mochten sie murren und brummen, er konnte es beschwören, er hatte doch das Geld eben erst hier auf den Tisch gelegt.

„Na, hier muß doch jemand das Geld genommen haben!"

Nun waren die Leute aber ehrlich empört. Jemand, was heißt: jemand! Ausgerechnet dieser Neue mußte sich so etwas herausnehmen. Was fiel ihm denn ein! Es war doch hier kein Dieb unter ihnen, . . . wenn er nicht selber einer war! Zum Teufel mit diesem Lausebengel!

Hartmann versuchte, ein wenig ungeschickt, diplomatisch zu werden:

„Vielleicht aus Versehen?"

Idiot, dieser Hartmann! Sie stellten sich in engem Kreise um ihn herum, das wollten sie doch mit ansehen,

was aus dieser Geschichte wurde, wenn der Bursche es so anfing. Währenddem hat sich Kruk aus seiner Beratungsecke hervor und unter die anderen gedrängt; wo etwas los war, ging es nicht ohne Kruk, das wußte jeder Gassenbub in drei Bezirken.

„Was ist hier los?" bricht Kruk dazwischen und wirft sich in die Brust.

„Also wer hat das Geld ge . . . nommen?" fragt Hartmann gereizt und scharf.

Die Sache dauert ihm viel zu lange, er krempelt sich schon die Ärmel herunter, das ist ja ekelhaft.

Da stellt sich Kruk vor ihm auf und brüllt ihn mit Seitenblicken auf die anderen an, die ihn lauernd angrinsen:

„Willst du vielleicht behaupten, daß wir dich bestohlen haben?"

Da wich Hartmann unwillkürlich ein wenig zurück, war verblüfft, betroffen. So also nahmen sie die Sache auf. Und er hatte in diesem Augenblick nicht übel Lust, diesem schnauzbärtigen, verkommenen Kruk, der sich hier derartig aufspielte, mit dem kotigen schweren Stiefel in die Visage zu treten. Es fiel ihm schwer, sich zu beherrschen, so erregt war er darüber, daß gerade Kruk den Wortführer der Arbeiter machte, gerade dieser Kruk, der . . .

„Ich weiß ganz genau, daß ich das Geld hier auf den Tisch gelegt habe, hier auf diese Stelle!"

Inzwischen hat sich Gibbert am Schrank zu schaffen gemacht. Gibbert grinst, weil keiner ihn beachtet, holt die sieben Geldstücke aus der Tasche und steckt sie in Hartmanns Rock. Keiner hat es gesehen, es würde keinem einfallen, ihn, Gibbert, zu verdächtigen, und

hatte er auch nicht das Geld, so hatte er doch seinen Spaß daran.

Wie wütend die Kerls sind. Daß ihnen einer das zu bieten wagte, ihnen! Und gerade dieser Neue! Aber Gibbert hält es nicht einmal für nötig, sich nach vorn zu drängen, um seinen Trumpf auszuspielen. Gibbert flötet über die Schultern hinweg:

„Hast du es nicht woanders hingesteckt?"

Hartmann ist wütend. Der fehlte ihm noch. Der wollte vielleicht noch gute Ratschläge erteilen.

„Ich weiß doch, was ich tue!" schreit Hartmann ihn an. Nun beginnt die Stimmung umzuschlagen. Die Arbeiter mucksen nicht. Aber Grünhuber denkt bereits: vielleicht hat ihm wirklich einer das Geld gestohlen.

„Sieh doch mal in deinem Rock nach, Mensch!" ruft Gibbert über die anderen hinweg und gibt sich die unschuldigste Stimme von der Welt.

„Hier auf diese Stelle habe ich es hingelegt, und damit Schluß!" sagt Hartmann und haut auf den Tisch, daß Gibbert zusammenfährt.

„Na, was wird dir das schaden, wenn du im Schrank nachsiehst?" sucht jetzt Grünhuber sich bemerkbar zu machen. Nun hoffen alle, das Geld werde nicht in Hartmanns Rocktasche sein, die Stimmung ist absolut für Hartmann, und alle sind neugierig, wer jetzt der Dieb war.

Ärgerlich gibt Hartmann nach. Kopfschüttelnd dreht er sich um und greift in den Schrank nach seinem Rock. Zerrt ihn zwischen den anderen hindurch und faßt in die Tasche.

Grünhuber stiert plötzlich Gibbert an, mit einem durchdringenden, ratenden Blicke, als ahnte er dunkel die Zusammenhänge. Der Gibbert wird um eine

Nuance blasser. Er fühlt, wie Grünhuber ihn ansieht. Er spürt, was dieser Blick in einer Minute bedeuten kann, wenn er Pech hat. Er fährt sich mit den knochigen, großen Fingern nervös durchs Haar. Als wollte er sich mit der Hand vor Grünhubers Blick schützen.

Im gleichen Augenblick zieht Hartmann das Geld aus der Rocktasche. Sechs Markstücke und ein Fünfzigpfennigstück. Er hält es in der offenen Hand den anderen hin. Er kann gar nicht anders. Sie müssen es alle sehen. Er faßt sich an den Schädel. Er traut seinen Augen nicht. Er weiß doch ganz genau, daß er das Geld auf den Tisch und nicht in die Rocktasche getan hat. Er wird daraus nicht klug. Er ist ganz betreten. Er schüttelt den Kopf und ist ärgerlich, verwirrt. Er möchte irgend etwas sagen, aber es ist doch ganz sinnlos. Man muß ihn für einen Irren halten oder für einen Lumpen. Aber er weiß doch ganz genau . . .

Die anderen hatten das ebensowenig erwartet. Die anderen sind ebenso ärgerlich wie Hartmann. Sie sind so entrüstet über das peinliche Theater, das dieser Neue ihnen da vorgemacht hat, daß sie ihren Gefühlen nicht einmal laut Ausdruck geben. Scharrend, brummend, vor sich hinschimpfend, ziehen sie ihre Kittel aus und waschen sich. Fluchend binden sie die Gummikragen um. Was mag sich dieser Laffe nur dabei gedacht haben?

Hartmann hakte ruhig, mit gewaltsamer Beherrschung, seine Krawatte fest unter den Kragen, zog den Rock über, in dessen Tasche nun wieder die sechs Mark fünfzig steckten, und ging, „Mahlzeit!“ murrend.

Kaum war er aus der Garderobe, so erhob sich ein Sturm unter den Arbeitern. Dieser Streber, brummten sie, dieser Affe, knirschten sie, uns zu verdächtigen,

empörten sie sich, wird schon wissen, was er damit gewollt hat, fuhr Kruk grollend auf und fand einen besonderen Grund auf Hartmann zu fluchen darin, daß sein Hosenträger in der Hitze des Gefechts gerissen war.

„Wollt ihr euch das von diesem Streber gefallen lassen?!" zischte Gibbert dazwischen. Er hatte nun endgültig Oberwasser bekommen und mußte seinen Triumph doppelt auskosten, weil es ebensogut ihm hätte an den Kragen gehen können.

Nein, das würde man sich nicht gefallen lassen, von so einem schon gar nicht. Sie waren zornig genug und es machte Gibbert einen Heidenspaß, sie bis zur Siedehitze aufzuputschen und dann ganz ohne Übergang wie mit einem Theatertrick plötzlich abzubrechen:

„Kinder, heut ist Sonnabend, geht nach Hause. Die Olle wartet. Am Montag reden wir weiter."

Und das sagte er so, als wenn er noch etwas ganz Besonderes und unheimlich Belastendes von Hartmann wüßte und bloß noch auf einen geeigneten Augenblick wartete, es entsprechend auszuspielen.

Sechstes Kapitel

Trotzdem stand Hartmann am Sonntag mit einer solchen inneren Freudigkeit und Gehobenheit auf, wie er sie schon seit Jahren nicht mehr gefühlt hatte. Es war sechs Uhr und die Kirchenglocken läuteten ihre silbernen Schläge aus allen Enden der Stadt in das offene Fenster hinein. Der Herbsthimmel stand voller weißer, kleiner Wolken ins schmale Rechteck des Fensterrahmens hinein. Die Luft war kühl und klar, ohne einen Windhauch. Und als Hartmann vor dem einfachen Wandspiegel stand und ungeschickt mit der neuen Krawatte nicht fertig werden konnte, brach ein langer, goldener Sonnenstrahl in den Spiegel, und im Nu saß die Krawatte. Dann ging er an den Kleiderschrank und holte sorgsam seinen dunklen Anzug hervor. Sehr ausgiebig und sehr festlich zog sich Hartmann an, es dauerte bereits anderthalb Stunden und es war, als würde er heute Hochzeit feiern. Schließlich aber, als er bereits vollkommen angezogen war, mußte er noch ein paar Minuten im Zimmer auf und ab gehen, denn Frau Kroll, die sich ebensolange für den Kirchgang fertigmachte, hatte den Kaffee noch nicht gekocht.

Als er endlich an der Tür des Waisenhauses klingelte, war es zehn Uhr geworden. Die Vorsteherin öffnete ihm selbst, erkannte ihn und begrüßte ihn sehr freundlich.

„Ich will heute meine Tochter abholen, Fräulein Beger."

„Ich freue mich sehr für Maria, daß sie wieder nach Hause kommt, aber es wird uns allen hier sehr leid tun, daß wir sie nun entbehren müssen."

„Ich weiß nicht, ob sie es bei mir so gut haben wird wie bei Ihnen."

„Maria ist ein sehr rühriges und kluges Mädel, sie wird Ihnen sicherlich das Leben leichter machen."

„Sie haben ihr doch nicht gesagt, daß ich sie heute hole?"

„Nein, ich habe pflichtgemäß den Mund gehalten. Aber sie hat immer sehr nach dem Briefträger gefragt. Sie erwartete Sie jeden Tag. Jetzt glaubt sie schon gar nicht mehr daran, daß Sie noch kommen würden. Aber ich habe heimlich ihren Korb gepackt. Sie weiß es nicht."

„Das ist sehr schön von Ihnen, Fräulein Beger. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen."

„Warten Sie einen Augenblick —"

Die Vorsteherin winkte einer Schwester, dann ging es ihr nicht schnell genug, sie lief selbst den Gang entlang und kam nach einer halben Minute mit Maria wieder.

Maria schrie vor Freude auf und fiel Hartmann um den Hals. Das alles war wieder so wie vor einer Woche, als er aus dem Gefängnis gekommen war. Nur daß er jetzt mutiger war und Boden unter den Füßen hatte. Keine Angst, mein Mädel, heut nehm ich dich mit! Keine Angst, mein Mädel, heut haben wir Brot und Arbeit, keine Angst, mein Kleines, heute wird alles gut!

Maria verabschiedete sich von der Vorsteherin. Sie

hatte Tränen in den Augen, aber diese Tränen galten nicht der Vorsteherin und dem Hause, das sie verlassen sollte, sondern der Freude, daß sie wieder heimkam. Sie sah die Vorsteherin kaum an, als sie ihr Adieu sagte, und später machte sie sich noch oft Vorwürfe, daß sie nicht freundlicher und dankbarer bei diesem Abschied gesprochen hatte.

Sie gingen beide durch die Straßen, eingehakt und überselig wie ein Junge und ein Mädel, die aus der Schule fortgelaufen sind und sich eine Stelle zum heimlichen Rendezvous aussuchen, und keine ist ihnen schön genug für ihre junge Liebe. Sie gingen bald nicht mehr, sondern sie liefen, und die sonntäglich spärlichen Passanten und Fensterspione guckten ihnen nach und lachten hinter ihnen her. Sie lachten aber selber nicht weniger, so freuten sie sich aneinander.

Über die Frage, wohin zuerst, gerieten sie in einen lustigen Wettstreit, und schließlich siegte, wie immer, das Mädel. Nein, Vater, Vati, bitte, bitte, noch nicht nach Hause, erst woanders hin, irgendwohin, erst noch ein bißchen allein sein. Gut, um so besser, dachte Hartmann dann und gab nach. Und nun wurden seine Schritte wieder kürzer und langsamer, ohne Anstrengung und ohne Keuchen hielt das Mädel mit ihm Schritt. Um so besser, dachte Hartmann und schwieg und grübelte. Und zum Erstaunen der besorgten Tochter grub sich eine Falte in seine Stirn.

Sie waren still geworden und gingen die herbstlichen Wege durch den Stadtpark, dessen Blätter raschelnd von den Bäumen fielen, sobald ein Hauch in die Zweige fuhr. Ein kreischender, morscher Leierkasten an einer Wegkreuzung spielte, ein wenig zu rasch, „Dolores“:

Du kostest mich das ganze Geld
Und bringst mich auf den Wau-
Wau!

Dann klangen Stimmen von einer in den Büschen verborgenen Bank her und übertönten den Schlager mit ihrer Überlustigkeit. Die Dahlien blühten noch rot und gelb in allen Tönungen. Die beiden gingen ernst und gesittet wie ein junges Ehepaar, das nicht mehr verliebt ist, aber anfängt, sich richtig zu lieben. Das Mädchen sah zu Hartmann empor wie zu einem großen und heldenhaften Beschützer. Hatte er nicht die Hünengestalt und die scharfen, klaren Augen St. Georgs, der ihr Schutzpatron, und dessen Bild im Waisenhaus ihr Ideal war? Hartmann selbst indessen war weniger helden- und sagenhaft zumute. Er hatte ein Geheimnis vor Maria und mußte es ihr nun sagen.

Sie blieben an dem großen Schwanensee stehen und sahen in das Wasser. Die weißen, unzähligen kleinen Wolken standen im Seespiegel still, die Wolken, die schon der erste Morgenstrahl über den Himmel gesät hatte. Und sie glänzten im Wasser so silberweiß, daß man sie mit den schwimmenden Schwänen verwechseln konnte.

Es ist besser, wenn ich es ihr gleich sage, als wenn ich es noch länger mit mir herumschleppe, dachte Hartmann.

Er bemühte sich vergeblich, in die Sonne hineinzuschauen. Er mußte immer wieder blinzeln und die Augen schließen. Maria hob den Kopf und horchte auf. Der Leierkasten begann von neuem „Dolores", der Wind wehte ein paar Takte herüber:

Madam Dolores aus Madrid
Begann dann ein Verhältnis mit . . .

Zwei Schulbuben am anderen Ufer lasen, ihren sonntäglichen Matrosenanzügen zum Trotz, Steine aus dem feuchten Kies und warfen sie schräg aufs Wasser, daß sie dreimal über ein paar Meter hinwegsprangen, ehe sie sanken. Maria konnte sich eines Lächelns darüber nicht enthalten.

„Du bist doch jetzt ein erwachsenes Mädchen", begann Hartmann, es ging ihm noch etwas schwer von der Zunge. Aber warum sollte er so lange und gewundene Einleitungen machen?

„Also, ich hab dir das früher nicht sagen können, weil du noch zu klein warst, aber . . ."

Das Mädel horcht auf. Was hatte Vater nur? Was hat er ihr bisher verheimlicht? Mein Gott . . . und der Tag hatte so schön begonnen.

„Ich war im Gefängnis. Deshalb konnte ich die zwei Jahre dich nicht holen. Deshalb . . ."

Nein, sie fragte nicht. Sie sagte nichts. Sie zwang ihm nicht das häßliche Gefühl des Bemitleidetseins auf. Sie zwang ihn nicht, sich zu verteidigen. Sie hatte doch ein natürliches Gefühl für die Situation. Sie war doch ein wundervoller, erwachsener Mensch mit ihren siebzehn Jahren. Sie war . . . nur um einen Schatten blasser geworden.

Sie hakte wieder ihren Arm in seinen und führte ihn weiter. Sie ging neben ihm einher und die Wärme ihres weißen, dünnen, ärmellosen Armes strömte in sein Blut hinüber. Als sie an einer Bank vorbeikamen, bat sie ihn, niederzusitzen, und nahm ihm mit einer mütterlichen Geste den Hut ab. Dann streifte sie ihm das Haar aus der Stirn, bis er unwillig und dennoch gerührt den Kopf schüttelte: er werde sich doch nicht von seiner eigenen kleinen Tochter bemuttern lassen.

Und überhaupt mit einer solchen Armesündermiene dazuhocken und zu warten, bis ihm die gebratenen Tauben in den Mund flogen, lag ihm nicht im geringsten. Er stand auf und reckte sich, er durfte mit gutem Gewissen geradestehen, er nahm sie lächelnd an der Hand und trug die beiden Hüte in der anderen. Komm.

Nun gingen sie wieder über die gelben Kieswege, und die abgefallenen Blätter raschelten unter ihren Füßen. Der Leierkasten spielte längst nicht mehr und die wenigen Leute, deren Stimmen ihn zuvor übertönt hatten, waren wohl heimgegangen, Mittag essen. Komm.

Gerade weil sie nicht fragte, mußte er antworten. Und er brauchte sich nicht bemitleiden zu lassen. Die Schwäne schwammen in einer langen Reihe dem anderen Ufer zu. Vielleicht waren es aber nur die Wolken, die weißen, unzähligen, kleinen Wolken, die seit dem frühen, goldenen Morgen am klaren Herbsthimmel standen und die vielleicht mit einem leisen Winde weiterzogen.

„Es hat ja nichts genützt", sagte Hartmann mit ruhiger und fester Stimme. Er blickte geradeaus, ins Leere. „Ich wollte der Mutter helfen. Und hab's uns allen verdorben . . . Komm."

Vor dem Mittagessen wollte Maria noch die neue Behausung besichtigen. Am Tage sei es immer freundlicher als abends. Ob sie zu Hause essen würden?

„Möchtest du lieber im Restaurant essen?"

„Eigentlich ja. Ich habe noch nie in einem Restaurant gegessen. Ich möchte sehr gerne in einem Restaurant essen."

„Gut, dann gehen wir in ein Restaurant", sagte

Hartmann unbekümmert. Nun hatte er wieder ein freies Gemüt. Und es wäre ein Unsinn, am ersten Tage zu knausern, wenn man dem Kind eine kleine Freude machen könnte.

„Aber, Vater . . . sind in einem Restaurant sehr viel Leute?"

„Natürlich. Wenn nicht viele Leute im Restaurant sind, dann lohnt es sich doch nicht für den Wirt. Und dann ist's auch ungemütlich, für die Gäste."

„Vater, ach, ich habe ein bißchen Angst vor dem Restaurant. Nicht lachen, Vater."

„Dann können wir auch bei Frau Kroll essen."

„Aber im Restaurant ist es gewiß viel schöner?"

„Wollen wir auf jeden Fall erst einmal zu Frau Kroll gehen?"

Als sie nach Hause kamen, lud Frau Kroll sie mit freundlichem Empfang zum Mittagessen ein. Und so war die schwierige Frage gelöst. Frau Kroll war sehr unterhaltsam aufgelegt, machte allerlei lustige Bemerkungen zu Hartmann, und Maria fand sie schließlich ganz reizend.

Es ist eine nette und gute Frau, sagte sie, als der Vater Marien sorgsam aufforderte, sich nach dem Essen ein wenig hinzulegen, was auch Frau Kroll sich Sonntags nicht nehmen ließ. Man sei dann frischer, und er habe sowieso noch eine kleine Besorgung zu machen. Hartmann verschwand also und Maria probierte halb angezogen ihr neues Bett. Das hatte ein Unterbett und war sehr weich und heimlich und man schlief ein, ehe man sich's versah.

Nach einer Stunde wachte sie von einem polternden Geräusche auf. Hartmann kam mit ihrem Korb zur Tür herein. Den zu holen, war seine kleine Besorgung

gewesen. Er brachte außerdem zwei kurzstielige, gelbe Rosen mit, eine für Maria zum Anstecken und eine für Frau Kroll zum Dank für den Sonntagsbraten und zur Entschuldigung, daß nun Hartmann mit Maria allein ausgehen würde, was allerdings Frau Kroll nicht übelnahm; sie hatte nichts anderes erwartet an diesem ersten Sonntag.

Sie stellten sich zusammen noch einmal vor den Spiegel. Maria steckte die gelbe Rose am roten Kleid fest und Hartmann mußte schwerfällig seine Krawatte fester ziehen. Erst als Maria, obwohl sie „so etwas" noch niemals versucht hatte, ihm dabei half, gelang es annehmbar. Sie gingen in den Zoologischen Garten. Hartmann war spendabel, zumal er das Mittagbrot gespart hatte, und ließ Maria erst noch Schlagsahne und Eis essen, während er den Führer studierte.

Als Hartmann die beiden Dromedare sah, die sich gerade häuteten, mußte er laut auflachen. Bei den Gazellenantilopen aus Indien konnte sich Maria nicht satt sehen. Soviel Grazie, Lieblichkeit, rührende Anmut und Schönheit hätte sie sich selbst bei den schönsten Büchern nicht träumen lassen. Im Raubtierhaus standen sie eine Weile vor dem Käfig des Königstigers aus Bengalen. Das riesige, stolze Tier ging nervös in seinem engen Käfig auf und ab, zwei Schritte hin und zwei zurück, zwei hin und zwei zurück. Es knurrte nicht, es hatte die großen Augen halb geschlossen, es stieß sich nicht an den Wänden, es ging immer nur auf und ab, zwei Schritte hin und zwei zurück. Hartmann bestaunte die Kraft und Geschmeidigkeit und die Größe seiner Glieder.

Mit einem Male wurde Maria schlecht. Ob es der Geruch der fremden Tiere, oder die Hitze des Hauses

oder die Schlagsahne machte, sie sah plötzlich das Tier immer größer und immer elender und hilfloser gefangen, immer mächtiger wachsen und den Käfig immer enger werden. Schließlich sah sie nur noch die Gitterstäbe des Tiergefängnisses. Die Gitterstäbe zappelten und flirrten vor ihren Augen durcheinander, sie sah nichts als Gefängnis, Gitter, Gitter und Gitter. Die eisernen Gitterstäbe liefen vor ihren sich verdunkelnden Augen immer weiter und weiter, einander parallel bis ins Unendliche. Die eisernen Stäbe durchkreuzten sich zu flirrenden Quadraten und Rhomboiden. Die eisernen Stäbe wirrten durcheinander zu Kreisen und tanzenden Ovalen, die rot und grün aufflammten und die Augen beizten. Und dennoch konnte sie die Blicke nicht von dem Käfig wenden, sie verdrehte und verrenkte noch den Hals danach, als Hartmann sie hinausführte. Was mag bloß in mein Mädel gefahren sein, daß ihr plötzlich so übel wird, dachte Hartmann, und: sie ist vielleicht kein Kind mehr, wie kann man das bei Frauen wissen. Und: sie hat keine Mutter mehr.

Siebentes Kapitel

Andern Morgens, Montags, marschierte Hartmann mitten in einem endlosen Zuge von Arbeitern in die Fabrikvorstadt. Maria hatte ihm die Kaffeeflasche gefüllt, und er war überzeugt, daß nun der Kaffee viel besser schmecken würde als sonst. Er arbeitete drauflos und hatte den Vorfall vom Sonnabend längst vergessen. Er sah seine Kollegen hin und wieder in Gruppen zusammenstehen, aber es fiel ihm nicht ein, daß er selbst der Anlaß ihrer lebhaften Auseinandersetzungen sein könnte. Er tat seine Arbeit und damit basta.

Ein Auto hupte dreimal von der Straße her, der Portier sprang zur Seite und zog die Mütze. Der Kommerzienrat Rechlin, der hereinfuhr, zog höflich seinen Hut und warf einen sorgsamen Blick auf die Uhr im Tor. Zwei Minuten nach acht; es war das erstemal, daß der Chef sich, wenn auch nur um zwei Minuten, verspätete. Vor dem Bureauhaus hielt der Wagen, hastig sprang Rechlin heraus. Die siebenundzwanzig Stufen zum ersten Stock nahm er immer zu drei und drei Stufen, wenn er auch dabei etwas keuchen mußte. Es war ein alter Aberglaube von ihm, in den winzigsten Dingen des Lebens hielt er darauf, daß alles in drei aufging. Drei war ihm die Grundzahl alles Guten, das hatte sich sein Leben lang erwiesen.

Unter der Post fand sich nur ein wichtiger Brief,

eine Absage von Spiro & Cie., deren Beantwortung er selbst machen wollte. Er begann wie immer in schwierigen Fällen den Brief ins Unreine zu entwerfen. Da ließen sich sechs Mann von der achten Belegschaft melden. Rechlin bat, näher zu treten. Das Telephon surrte.

„Ja, bitte . . .? Hier Rechlin . . . Aber entschuldigen Sie bitte . . . nein, Sie hatten mir den Auftrag gegeben, der Preis war vereinbart, ich habe Ihre Bestätigung . . . das ist nicht üblich, ich halte mein Wort und erwarte von anderen Leuten das gleiche . . . nein, mein Lieber, unter diesen Umständen bedauere ich, mit Ihrer Firma nicht mehr arbeiten zu können. Danke."

Die sechs Mann traten scharrend ein, einer hinter dem anderen. Es waren Nestrom, Podbielsky, Bergmann, Leistritt, Kruk und Gibbert. Sie blieben an der Tür stehen. Das Telephon surrte von neuem.

„Bitte . . . nein, ich lasse mich darauf nicht ein . . . ich habe nicht nötig, meine Ware zu verschleudern . . . auch zum vereinbarten Preise nicht . . . ich bin nicht gewöhnt, zu schachern . . . mag sein . . . ich bin kein Kaufmann, wie Sie sich diesen Beruf vorstellen und will auch keiner sein. Auf Wiedersehen."

Rechlin lachte leise, ein Auftrag mehr oder weniger, was hatte das zu sagen. Die sechs Mann starrten ihn groß an. Was wollten die wieder von ihm?

„Womit darf ich Ihnen dienen, meine Herren?" Rechlin war bekannt für die noble Behandlung seiner Leute.

„Herr Direktor . . . Herr Kommerzienrat . . . wir haben . . . der Hartmann . . ." Sie sprachen alle durcheinander. Sie hatten sich noch nicht geeinigt, wer

sprechen sollte, so voller Zorn waren sie hergekommen.

„Liebe Leute", lachte Rechlin, und sofort schwiegen die Sechs. Sie waren froh, daß er sprach und daß die Sache so in Gang kommen würde. „Liebe Leute, mehr als sechs Mann können nicht auf einmal reden. Also, Herr Bergmann, was ist passiert, was habt Ihr auf dem Herzen?"

„Die Sache ist so, Herr Kommerzienrat," begann Bergmann, indem er näher an den Schreibtisch herantrat, „am Sonnabend, als wir ausgezahlt wurden, da sagte der Hartmann, der Neue, wissen Sie, es wäre ihm Geld abhanden gekommen, sechs Mark fünfzig, sagte er, und hat uns verdächtigt, daß wir es genommen hätten —"

„Die ganze Belegschaft ist von diesem Menschen verdächtigt worden", warf Leistritt erregt ein.

„Es muß doch alles seine Grenze haben!" grollte Kruks Baß.

„Wir lassen uns das nicht gefallen!" zischte Bergmann.

„Beruhigen Sie sich, meine Herren!" fuhr Rechlin dazwischen. Nun lachte er nicht mehr, seine Stirn zog sich in Falten und die eisgrauen Schläfen erschienen noch mürber, älter. „Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Und wie hat sich die Sache dann aufgeklärt?"

„Hartmann hatte das Geld in seine Rocktasche gesteckt", sagte Bergmann. Gibbert grinste. Bergmann war über seine Auskunft etwas betreten. Es reute ihn bereits, daß er sich zum Sprecher gemacht hatte. Es hatte sich doch alles ganz anders angehört, als Gibbert ihnen einpaukte, dieser Hartmann sei ein ganz unab-

sehbar gefährlicher Bursche, der könne einen mit seiner Art, einfach und drauflos zu verdächtigen, glatt an den Galgen bringen.

„Dann ist doch die ganze Geschichte nicht so gefährlich, jeder Mensch kann sich mal irren", wollte Rechlin die Affäre abtun.

„Dann darf er's aber nicht laut sagen!" murrte Nestrom.

„Wir denken nicht daran, uns das gefallen zu lassen", brummte Podbielsky. Gibbert hielt sich im Hintergrunde und lauerte nur darauf, was die anderen sagten. Die Stimmung war gespannt genug, aber mit einer wegwerfenden Geste hätte Rechlin die ganze Angelegenheit aus der Welt schaffen können. Für diesmal wenigstens. Aber es lag ihm daran, die Sache vollkommen zu erledigen, nicht nur, weil er eine gewisse Sympathie für Hartmann von vornherein hatte, nein, auch aus Reinlichkeitsbedürfnis überhaupt. Man mußte solche Zwiespälte im Keim ersticken, sonst wurde aus der Mücke ein Elefant. Und während die anderen noch murrten und warteten, was der Chef tun würde, und im Warten immer erbitterter wurden und nun erst recht nicht klein beigeben wollten, nachdem sie einmal solch eine Sache angefangen hatten, drückte Rechlin auf einen roten Knopf. Ein Page kam.

„Rufen Sie mir bitte Herrn Hartmann herauf."

Die Sechs horchten auf. Nun wurde die Spannung nur größer, die Erbitterung nur härter, die Stimmung unwilliger. Der Page ging. Mißtrauisch und bösartig sahen ihm die Arbeiter nach. Sie hatten instinktiv etwas gegen die Uniformen und Livreen. Sie murrten und wagten doch nicht, laut zu werden, ehe Rechlin sie fragte. Sie waren überzeugt, und man hatte es ihnen

hundert Male gesagt, daß sie freie Menschen seien, die nur ihre Arbeitskraft stundenweise verkauften, wie ihr Chef seine Ware verkaufte, aber eine gewisse Disziplin, einen Gehorsam und ein Abhängigkeitsgefühl gegenüber ihrem Arbeitgeber konnten sie nicht leugnen, das war ihnen von der Schule, oder vom Militärdienst, oder gar noch von Eltern und Urahnen her im Blut. Sie fühlten sich noch bedrückt und abhängig, zum Respekt verpflichtet, trotzdem oder vielleicht weil Rechlin sie nicht wie ein Vorgesetzter behandelte.

Das Telephon surrte. Rechlin sprach mit seinem Prokuristen. Gab Anweisungen. Ließ von neuem einen Pagen kommen. Der mit einer Handvoll Papiere verschwand. Automatisch schien das alles seinen Gang zu gehen. Ein Kassierer trat ein und bekam einen Scheck. Börsenziffern wurden telephonisch durchgegeben, Aufträge über Summen erteilt, daß den Sechsen die Haare sich sträubten. Und dies alles in zwei Minuten, bis Hartmann kam. Momentaufnahme eines höllisch großen Betriebes von der zentralen Stelle aus, die alle Fäden in der Hand hielt und spielen ließ. Eines Betriebes, in dem die Sechs kleine Räder waren, nichts, man konnte ihnen kein Gewicht beimessen. Und doch standen sie hier, hier im Mittelpunkt aller tragweiten Handlungen, und doch würden sie ihre Sache durchsetzen, jetzt um so mehr würden sie sich behaupten, jetzt erst recht. Und wenn es sich bloß darum handelte, zu beweisen, daß sie auch etwas zu sagen und zu wollen hatten.

Hartmann trat ein. Nach einem leisen Klopfen. Sah sich mißtrauisch um und musterte, während er an ihnen vorbeiging, seine sechs Kameraden, die plötzlich harte, scharfe Gesichter hatten. Machte eine knappe, linki-

sche Verbeugung vor Rechlin, der wieder Distanz zu dieser Sache gewonnen hatte und lächelte. Sehr freundlich und aufmunternd lächelte, was die Sechs nur um so mißtrauischer und gehässiger machte.

„Also, Hartmann, was war denn da am Sonnabend los? Erzählen Sie", sagte Rechlin. Zu uns hat er „Meine Herren" gesagt, dachte Bergmann, zu ihm sagt er: Hartmann, einfach Hartmann. Die Sache wird schon nicht gut ausgehen. Wir hätten gar nicht anfangen sollen.

Hartmann erzählte. Er war ein wenig verblüfft, daß man ihn hier so vor den Chef als Schiedsrichter zitiert hatte, aber er sprach ganz ruhig. Er hatte nichts verbrochen, dessen er sich hier verantworten mußte, und war sich keines Fehlers bewußt. Was wollten die denn von ihm.

Rechlin dachte, das ist doch wie in einer Schule. Einer hat irgend etwas gesagt und nun kommen die anderen und petzen. Das sind erwachsene Menschen. Wenn man sie nicht als Kinder behandelte, war man verloren.

„Ich erinnere mich ganz genau," sagte Hartmann, „daß ich die sechs Mark fünfzig auf den Tisch gelegt hatte, denn ich hatte noch fünf Mark in der Kantine zu zahlen, und für eine Mark fünfzig wollte ich noch etwas einkaufen. Aber ich muß mich geirrt haben, denn als ich mich abtrocknete, war das Geld nicht mehr auf dem Tisch, sondern in meiner Rocktasche." Es war ihm sehr unangenehm, diese lächerliche Geschichte noch einmal aufzutischen, er hatte sie längst vergessen, und Rechlin hatte ihn erst ein paarmal nötigen müssen, bis er sich dazu bereit fand. Die Arbeiter sahen sich etwas gedippt an, wenn Hartmann die Sache auf die

leichte Achsel nahm, warum sollten dann sie eine Haupt- und Staatsaktion daraus machen. Aber der alte Kruk flüsterte eine boshafte Bemerkung dazwischen, die Rechlin überhörte, und Gibbert machte feixend Zeichen, daß er noch ein großes Argument im Köcher habe.

„Die ganze Sache ist ja nicht so schlimm. Da hat sich halt jemand einen Scherz erlaubt, und ich bin darauf hereingefallen, oder ich habe mich eben geirrt", schloß Hartmann und machte dazu mit der Hand eine Geste, als wenn es für ihn, und darauf komme es doch an, erledigt und abgetan wäre. Und wiederholte sich zur Bekräftigung: „Die Sache ist ja nicht so schlimm."

„Das klang aber am Sonnabend ganz anders!" dröhnte Kruk in die verlegene Stille hinein. So, nun hatte er sich Luft gemacht, und Rechlin brauchte bloß mit einer allgemeinen und vielleicht scherzhaften Wendung sie alle zu entlassen und an die Arbeit zurückzuverweisen, dann war es in Ordnung. Mochte Gibbert seine großartige Neuigkeit, mit der er so verstohlen prahlte, ruhig für sich behalten.

Nun aber war Hartmann schon einigermaßen gereizt. Er mißverstand Kruks Einwurf entschieden, er glaubte, das richtete sich gegen ihn, er wollte es nicht auf sich sitzen lassen.

Und während Rechlin durch einen neuen Anruf abgelenkt wurde und sich im Augenblick nicht mehr um seine streitbaren Arbeiter kümmern konnte, fuhr Hartmann los:

„Für mich war die Geschichte erledigt, knapp daß ich das Geld hatte. Aber wenn Ihr schon eine große Geschichte daraus machen wollt, dann werde ich mir eine solche Haltung von meinen ‚Kollegen' — er

lachte etwas krampfhaft auf bei diesem Wort — nicht gefallen lassen. Ich habe niemandem etwas getan und ich habe mein Geld wiedergefunden. Schluß. Mich hinter meinem Rücken beim Chef anzuschwärzen, so etwas hätte ich von anständigen Leuten nicht erwartet."

„Erlaube mal!" begann nun Bergmann, „angeschwärzt hast du uns, verstanden? Verdächtigt hast du uns als Diebe, verstanden?! Uns, deine ‚Kollegen'! Und aufgebauscht hast du die Sache zuerst. Oder nicht? Wenn du beim Abtrocknen dein ungewaschenes Maul hättest halten können, hättest du dir und uns das alles erspart. Und nun richte dich danach!"

Die andern fanden, daß Bergmann seine Sache ausgezeichnet machte. Sie stimmten ihm heftig bei. Rechlin sagte in den Hörer:

„Entschuldigen Sie bitte, ich werde abgerufen. Ich rufe Sie in einer halben Stunde wieder an. Auf Wiedersehen", und dann wendete er sich wieder an die laut durcheinandersprechenden Leute:

„So. Nun habt ihr euch ordentlich die Meinung gesagt und die Sache ist erledigt. Gelegentlich würde euch ein bißchen Arbeit auch nichts schaden."

Bergmann und Kruk begannen bereits, sich zu trollen. Die anderen warteten, ob sich die Situation noch verbessern würde, zumal im Grunde nichts geändert war. Hartmann glaubte, alles gutzumachen, als er klar und scharf versicherte: „Es ist ja ein Unsinn von uns allen. Wir wollen lieber an die Arbeit gehen."

Da flüsterte Leistritt: „Aha, der Streber", und Bergmann drehte sich, davon ermuntert, noch einmal um und wiederholte: „Du hättest uns ja nicht zu verdächtigen brauchen."

„Ich habe es nicht so gemeint", zwang sich Hartmann nachzugeben, bloß um endlich Schluß zu machen.

Rechlin erhob sich. Er würde diese Burschen, die wie Weiber aufeinander loszankten, anfahren und hinausweisen, wenn das so weiter ging.

„Das hast du wohl in Plötzensee gelernt, in jedem Menschen einen Verbrecher zu sehen, he?" zischte jetzt Gibbert. Er hatte sich solange im Hintergrunde gehalten, um nun seinen Trumpf im Endspurt auszuspielen. Das hatten sie alle nicht erwartet, daß dieser Hartmann gerade aus Plötzensee kam, aus dem Gefängnis. Erstaunt, verblüfft, erschrocken sahen sie ihn an. Das hatte der Gibbert so dazwischen gehauen wie einen Schwerthieb. Aber der saß. Gibbert lächelte. Das saß. Schneeweiß wurde dieser Hartmann. Das hatte er nicht erwartet. Und nun war die Sachlage auf einmal ganz anders. Mit so einem also hatten sie hier zu tun. Das zerschnitt alle Bande zwischen ihnen. Also im Gefängnis hatte er gesessen, und dann ging er, andere, anständige Leute verdächtigen, sie seien Diebe. Er, der Dieb wollte sie zu Dieben erklären?

Rechlin, nicht minder erschrocken, nun erst recht Hartmanns Partei nehmend, aber noch abwartend, beobachtend, wie diese Menschen sich verhielten, was sie sagten, was sie mit allzu beredten Mienen verschwiegen, setzte sich wieder in seinen hohen Stuhl. Stumm standen die Kerls, stumm und gefaßt Hartmann, der zwar erschrocken, aber keineswegs niedergeschlagen war. Was konnten diese „Kollegen" ihm tun. Was hatten sie überhaupt mit ihm zu schaffen? Was ging er sie an? Was hatten sie für ein Interesse daran, daß er im Gefängnis gesessen hatte. Jawohl, ich habe im Gefängnis gesessen, kämpfte er mit sich, aber wenn

ich heute noch einmal anfangen müßte, dies Leben zu leben, ich würde, ich könnte nichts, aber auch nichts anders tun, als wie ich es getan habe. Aber was ging das diese Kerls an? Er hatte nicht die Pflicht, ihnen seine Lebensgeschichte zu erzählen, wenn er mit ihnen Bohlen schleppte, und Rechlin, der allein ihm einen Strick daraus hätte drehen können, Rechlin hatte es von Anfang an gewußt. Er wünschte diese Leute einmal in seine Lage hinein; ob ihnen etwas anderes als das Gefängnis übriggeblieben wäre. Er hatte sich nicht vor ihnen zu verantworten, und wenn er etwas Schlechtes getan, so hatte er es verbüßt und war wieder ein Mensch wie sie. Wie er es diesem Gibbert heimzahlen würde, diese Demütigung vor den Arbeitern. Wie hatte er es nur erfahren? Er mußte ihm nachspioniert haben, dieser Gibbert, er mußte in seinen Taschen gewühlt haben, während er selbst, Hartmann, noch arbeitete. Diesem Gibbert hatte er von Anfang an nicht getraut, diesem Polen mit dem Mausegesicht. Er würde ihn, wenn sie nur erst wieder draußen waren, sich vornehmen, nein, keines Blickes würde er ihn würdigen, er haßte ihn nicht mehr, er verachtete ihn.

Rechlin spielte mit dem Brieföffner, dessen Griff die Form einer Schlange hatte. Rechlin sagte langsam und mit einem tiefen Unterton in der hellen Stimme: „Und wenn Hartmann schon in Plötzensee gewesen ist?“

„Erlauben Sie, Herr Direktor —“ begann Gibbert.

Aber Bergmann schnitt ihm das Wort ab: „Herr Kommerzienrat, mit solch einem Menschen kann man nicht zusammen arbeiten. Wir haben das nicht gewußt, daß er in Plötzensee war, aber nun ist ja alles klar. Das hätten wir auch so merken können, ohne daß der

Gibbert es uns verraten hat. Das merkt man einem Menschen doch an."

„Das merkt man keinem Menschen an!" sagte Rechlin. Er hätte es geschrien haben mögen, so schroff und scharf gellte es zwischen die Leute. „Und wenn . . . mir ist das gleichgültig, wenn einer ein anständiger Arbeiter ist."

„Anständig?" höhnte Gibbert gedehnt. Im Augenblick bereute er, daß er sich soweit vorgewagt. Aber darauf strahlte er nur um so hämischer.

Denn jetzt ließ sich Bergmann nicht mehr halten: „Ein anständiger Arbeiter verdächtigt seine Kollegen nicht des Diebstahls. Man kann ja nicht wissen, was er einem noch einbrockt. Ich für meine Person arbeite mit so einem nicht zusammen. Entschuldigen Sie, Herr Kommerzienrat, aber das können Sie einem unbescholtenen Menschen nicht zumuten." Er hatte sich in Hitze geredet und festgebissen. Er staunte selbst über seine Zähigkeit und die Schroffheit seiner Moral. Hätte er es von einem anderen gehört, hätte er vielleicht gelacht oder verächtlich über soviel Aufwand die Achseln gezuckt, aber so —

„Ich weigere mich gleichfalls, mit einem Verbrecher zusammen zu arbeiten", sagte Gibbert, dem der Kamm immer höher schwoll.

Der alte Kruk machte theatralisch: „Entweder geht er oder wir gehen!"

Hartmann sah ihn groß an. Sah von einem zum anderen. Fragend. Verständnislos. Wovon redeten diese Leute? Warum machen sie denn sich und mir und Rechlin das Leben so schwer, dachte er gequält.

Endgültig, heftig erhob sich jetzt Rechlin. Was nah-

men sich denn diese Burschen heraus? Er würde dieses Kinderspiel, das plötzlich ernst und böse geworden war, der Teufel mochte wissen zu welchem Ende, nicht dulden, er würde dieser Affäre ein Ende machen, und ein gewaltsames, wenn es sein mußte. Entweder hatte er hier zu sagen oder diese unvernünftigen Kerls, das sollte sich noch erweisen! Wie diese Burschen aussahen, wie sie dreinschauten, wenn es ihnen darauf ankam, über einen anderen den Stab zu brechen! Wie sie aus ihrer Betretenheit eine Tugend machten und aus ihrer eigenen Armseligkeit einen Vorwurf gegen den Wehrlosen, den Neuen!

„Also dann alle! Alle gehen! Hartmann bleibt!" Rechlin schlug die Faust auf den Tisch. Der Brieföffner fiel herunter. Gibbert sprang diensteifrig vor und bückte sich danach. Der alte Kruk zog die Stirne kraus. Nestrom kratzte sich ärgerlich die Schläfen. Leistritt dachte, was seine Frau wohl zu dieser Entlassung sagen würde. Er hatte nichts von Hartmanns dummer Geschichte gesehen oder mit angehört; wie überflüssig, daß er sich da hineinmischte. Ekelhaft, ärgerlich, das hatte man nun davon, brummte Bergmann und stieß verstohlen nach Gibbert, der sie aufgehetzt hatte. Warum versuchten sie so leidenschaftlich, diesem Hartmann das Genick zu brechen, murrte Podbielsky vor sich hin, aber er wagte es nicht mehr laut zu sagen, und es war ohnehin nichts mehr zu retten. Wer andern eine Grube gräbt, dachte Bergmann — jetzt war dieser Neue der gute und anständige Mensch, und sie, sie standen da wie die Verbrecher. So hatte es kommen müssen, he? Das haben wir brav angezettelt, eigentlich ist es uns ganz recht, knurrte Nestrom. Und der Gibbert, der war an allem schuld,

ihm würden sie es heimzahlen, ihm und diesem Lausejungen, dem Hartmann . . .

Da ging Hartmann, der ein wenig vornübergebückt gestanden hatte, sich hoch und stolz zu seiner ganzen Größe aufreckend, die zwei, drei Schritte auf den Schreibtisch zu, hinter dem Rechlin verbarrikadiert war, und sprach fast überlaut und klar in den hallenden, hohen Raum hinein:

„Herr Kommerzienrat, ich bitte Sie, mich gehen zu lassen, wenn die Sache so ist. Ihr Betrieb soll nicht darunter leiden." Sprach's und starrte ihn mit verstörten, aber unheimlich bestimmten, festen Augen an, die schworen, daß diese Worte keine Phrase, sondern Wahrheit, todernster Wille waren.

Aber Rechlin schien sich gar nicht um diese Worte zu kümmern. Die Augen unter seiner faltigen Stirn schossen Blitze auf die Sechs. Mit künstlicher Ruhe rief er ihnen zu, sie könnten gehen. „Die Sache ist erledigt, meine Herren. Ich habe dem nichts mehr hinzuzufügen. Sie können gehen!"

Aber wie eine Horde zusammengedrängter Tiere standen sie noch da, unschlüssig, geladen, bereit und dennoch unfähig auszubrechen. Mit Augen voller Angst, Wut, Trotz und wieder Angst. Was dieser Kommerzienrat für ein Mensch war! Wie der gleich unerbittlich Ernst machte! Bloß um eines lumpigen Menschen willen, der noch dazu wahrscheinlich im Unrecht war, warf er hier sechs Mann auf die Straße. Oder vielleicht gar die ganze Belegschaft?

Und als sie noch immer standen, sagte Rechlin verärgert, mit kaum noch zurückgehaltener Wut und indem seine Finger nervös auf der Tischplatte trommelten: „Sie können gehen!"

Da gingen die Sechs stummen Munds und mit scharrenden Füßen aus dem Bureau.

Hartmann hatte sich währenddem nicht von der Stelle gerührt, obwohl Rechlins Befehl auch ihm gegolten.

„Was tun Sie hier noch?“ fuhr ihn Rechlin an. Aber der Kommerzienrat hatte nun nicht mehr diesen bösen und wirklich zornigen Unterton in der Stimme. Nur doppelt nervös war er, kramte in seinen Papieren auf dem Schreibtisch herum und brachte alles durcheinander. Wegen solch einer Lappalie, dachte er, soviel Geschrei.

„Ich bitte Sie, mich zu entlassen“, bestand Hartmann zäh und traurig. „Diese Sache ist nicht wert, daß Sie sechs Leute deswegen herausschmeißen. Ich würde das nicht ertragen können.“

Hartmann bat, bettelte fast, unterwürfig: „Lassen Sie mich gehen, Herr Kommerzienrat.“

„Ich denke nicht daran.“

„Sie helfen niemandem damit.“

„Das stimmt. Aber machen Sie kein Theater. Übertreffen Sie mich nicht an Edelmut. Ich liebe so etwas nicht. Hier habe ich zu befehlen!“ Und nach einer Pause, während der auch Hartmann beharrlich schwieg: „Trotzdem es das Beste wäre.“

„Ich gehe.“

„Nein, Sie bleiben!“

„Herr Kommerzienrat, jetzt sprechen Sie schon gegen Ihren eigenen Willen, bloß weil Sie sich vor den Leuten nicht blamieren wollen.“

„Hartmann, ich habe Sie nicht engagiert, mich zu kritisieren, verstanden?“

„Aber ich habe recht.“

„Ich habe Sie unterschätzt. Woher haben Sie diese . . . äh . . . freimütige Art, wie?"

„Aus dem Gefängnis."

„Jetzt unterschätzen Sie mich. Entschuldigen Sie, rauchen Sie eine Zigarette?" Er reichte ihm eine Zigarettenschachtel hin, hob den Hörer ab, dessen Klingel gesurrt hatte und sprach eine Minute. Hartmann nahm keine Zigarette und fingerte an der Lehne eines Stuhles herum, hinter den er sich gestellt hatte.

Rechlin setzte sich in seinen Sessel und zog, während er am Telephon sich zerstreut verabschiedete, seine Brieftasche heraus.

„Reden wir also hochdeutsch miteinander, lieber Hartmann", und Rechlin warf das Portefeuille vor sich hin auf den Schreibtisch, mit einer Geste, als wenn er es plötzlich sehr eilig hätte, dies unangenehme Geschäft zu Ende zu führen. „Wieviel . . . Wenn Sie durchaus gehen wollen, kann ich Sie natürlich nicht halten . . . ja, halten kann ich Sie natürlich nicht . . ."

Warum wurde dieser doch gewiß nicht mehr junge Mann rot wie ein Schuljunge, dem man einen Gefallen getan hat, den er sich schämt anzunehmen? grübelte Hartmann. Komisch, dachte er, ich habe doch in den Jahrzehnten meines Lebens die Menschenseele nicht halb so kennengelernt wie in den zwei Jahren im Gefängnis. Ein ähnlicher Fall aus jener Zeit fiel ihm ein. Aber er sann ihm nicht weiter nach, er hatte eine klare, eindeutige, nicht einmal mehr unfrohe Stimmung gewonnen, das Drückendste war heruntergewürgt, und es würde schon weitergehen, er hatte einiges Zutrauen zur Zukunft.

„Ich danke Ihnen auch sehr, von ganzem Herzen,

daß Sie sich so für mich eingesetzt haben, Herr Kommerzienrat."

„Ich möchte Ihnen gern helfen, Hartmann. Wieviel darf ich Ihnen geben?" Der Kommerzienrat hatte von neuem die Brieftasche zur Hand genommen.

„Geld?" Um Himmels willen, was tat dieser Mann? Geld, Geld, Geld? Nun fühlte sich Hartmann auch von der Psychologie seiner Gefängniserfahrungen im Stiche gelassen. Man wollte ihm Geld geben, ihm — Geld, Geld, nachdem man ihn wie einen Menschen behandelt hatte? Geld? Er ließ sich nichts abkaufen, er ließ sich nicht mit Geld abtun, er wollte kein Geld haben, das er nicht mit Arbeit, mit seiner Hände Arbeit verdient hatte. Was sollte ihm Geld? Papier, bedrucktes, abgegriffenes Papier dafür, daß er sich benommen hatte, wie es sich gehörte?

„Ich wollte Sie nicht beleidigen, Hartmann. Ich meinte nur, Sie werden es noch brauchen können. Ich fürchte, Sie werden es noch brauchen."

„Ich werde arbeiten. Ich werde eine andere Stelle finden."

„Trotzdem, Hartmann, wenn Sie mich brauchen, wenn Sie irgendeine Hilfe brauchen . . . Sie sollen wissen, daß ich immer für Sie da sein werde."

Rechlin streckte ihm die Hand entgegen, über den Schreibtisch hin. „Alsdann, Hartmann, viel Glück auf den Weg, alles Gute!"

„Ihnen auch, Herr Kommerzienrat. Grüß Gott!"

„Auf Wiedersehen, Hartmann, vergessen Sie nicht, was ich Ihnen sagte."

Aber als er langsam die Tür hinter sich ins Schloß fallen ließ, war seine Zuversicht schon ein wenig ärmer und dürftiger. Er wollte weiterarbeiten, in den rie-

sigen Hof hinuntergehen und Bohlen schleppen bis Feierabend, wie es sich gehörte, mochten die anderen ihn auch dafür lynchen wollen. Aber als er im Parterre des Bureauhauses an dem Kassenschalter vorüber wollte, rief ihn der Kassierer heran, der sich weit aus seinem Fenster gebeugt und auf ihn gewartet hatte:

„Herr Hartmann, Sie können gleich Feierabend machen. Bitte, hier unterschreiben, ja, die Quittung. Sieben Mark — fünf, sieben, bitte schön."

Als Hartmann das Fabrikgelände verließ, sahen ihn die neunzehn anderen nicht. Sie wußten auch noch nicht, daß ihre Entlassung bereits wieder rückgängig gemacht war und arbeiteten langsamer denn je und mit knurrender Verbissenheit.

„Was wird man in der Gewerkschaft dazu sagen?" fragte einer von denen, die nicht mit bei Rechlin gewesen waren. Die anderen hatten noch nicht soviel Sinn für die weiteren Folgen ihres leichtfertigen Vorgehens. „Sie werden uns auslachen. Wer den Schaden hat . . ." meinte Grünhuber verärgert, „wenn ich da oben geredet hätte, wäre es nicht soweit gekommen. Ihr habt euch und uns ums Brot gebracht, und so gefährlich war doch dieser Hartmann nicht, daß es sich gelohnt hätte, entweder oder zu sagen."

„Er war sogar, glaube ich, ein ganz anständiger Kerl," sagte Bennert, „wenn er auch im Gefängnis gesessen hat."

„Aber der Arbeitsfimmel, den der Mensch hatte, ging mir von Anfang an auf die Nerven. Ich bin sehr für Arbeiten, aber es muß alles seine Grenze haben. Im übrigen ist noch nicht aller Tage Abend, und das Schiedsgericht hat auch noch ein Wörtchen mitzu-

reden", plapperte Bergmann, der neben Gibbert hoch auf dem Wagen stand.

Der alte Kruk verhielt sich sonderbarerweise sehr stille. Aber während dieses Gespräches, bei dem die Schuldfrage nicht berührt wurde, begab es sich, daß Kruk der vorderste von drei Bohlenträgern war. Als sie eine neue Bohle auf den Wagen gebracht hatten, tat Kruk so, als hätte er das Holz noch ein wenig geradezuschichten und schob das schwere, große Stück scheinbar aus Versehen mit einiger Wucht in Gibberts Füße hinein. Gibbert schrie auf und fiel hintenüber vom Wagen. Die anderen kamen herbeigelaufen und starrten den liegenden Gibbert, der sich vor Schmerzen krümmte, erschrocken an, aber es rührte sich keine Hand, ihm beizustehen, so verblüfft waren sie alle von diesem Sturz, der wie eine Schicksalsfügung der Leichtfertigkeit seiner Hetzerei gefolgt war. Erst ein Page, der mit der Meldung kam, die Entlassung gelte nicht, half Gibbert aufstehen und stellte fest, daß kein Bein gebrochen war. An diesem Tage erwähnten sie des Falles Hartmann nicht mehr.

Achtes Kapitel

Trotzdem Hartmann verschiedene Umwege machte, um ein wenig über diese vertrackte Geschichte nachzudenken, die ihm da passiert war, und zu überlegen, was nun zu unternehmen bleibe, kam er noch am frühen Nachmittag heim. Er fand Maria nicht in seinem Zimmer, also mußte er in die Küche gehen, wo sie Frau Kroll beim Geschirrwaschen half.

„Nanu, Herr Hartmann, warum denn heute so früh?" empfing ihn Frau Kroll.

„Schon Feierabend heute?" fragte auch Maria.

„Wir sind nämlich noch gar nicht vorbereitet", meinte Frau Kroll verbindlich und reichte ihm den Ellenbogen hin, weil ihre Hand naß war. Aber ihr Lächeln schien Hartmann katzenfreundlich und lauernd zu sein, und er fand keine rechte Ausrede. Denn er wollte vor der fremden Frau seinem Kinde nicht von dem Mißgeschick erzählen, das ihn betroffen hatte.

„Zum Kaffee komm ich aber gerade recht", lachte er schließlich gezwungen auf, als er auf dem Gasherd das Wasser kochen sah.

„Ach, das ist auch bloß Abwaschwasser", entschuldigte sich Frau Kroll und trocknete ihre Hand an der Schürze.

Währenddem fand sich Hartmann auch wieder zurecht. „Ich wollte heute mit Maria noch etwas erledi-

gen, deshalb komme ich so früh. Mach dich fertig, Mädel, wenn du hier alles getan hast."

„Den Rest schaff ich schon allein", plapperte Frau Kroll.

„Ach, so eilig ist's wieder nicht", begütigte Hartmann, aber er war doch ganz froh, daß Maria aus der Küche huschte und nach fünf Minuten zum Ausgang fix und fertig wiederkam. Er nahm seinen etwas abgetragenen, weichen Hut und sie gingen.

Auf der Straße bereits konnte Maria nicht mehr an sich halten.

„Vater, was ist passiert?" begann sie ihn zu drängen.

„Ach, nichts", murmelte er ausweichend. Nicht, daß er es ihr verschweigen wollte, aber er konnte noch nicht recht sprechen.

Aber Maria gab nicht nach: „Vater, ich seh dir's doch an, du kannst mir's ja nicht verbergen. Es ist etwas passiert, Vater, sag mir's doch, quäl mich doch nicht so."

„Du sollst dich nicht gleich so aufregen, Mädel, das hast du von der Mutter. Gar nichts ist passiert."

„Vater, ich bin doch kein kleines Kind, ich kann doch die Wahrheit vertragen, vor mir brauchst du dich doch nicht in Acht zu nehmen. Sag mir's doch."

„Also, wenn du durchaus darauf bestehst —" Hartmann war froh, dies Wort gefunden und so leicht von der Zunge bekommen zu haben, und er dachte sich, einmal müsse er es ihr doch sagen, und zu schweigen, das würde er ohnehin nicht fertigbringen können — „Ich habe meine Stellung aufgegeben."

„Aufgegeben?"

„Ja. Die Kollegen hatten erfahren, daß ich im Ge-

fängnis gesessen hab, und da haben sie mich halt herausgegrault. Der Chef wollte mich nicht gehen lassen, aber da bin ich selber gegangen, denn mit Leuten, die einen mit solchen Augen ansehen, kann man ja doch nie arbeiten." Es wäre ihm dumm vorgekommen, dem Mädchen auch noch die blöde Geschichte von den gestohlenen und wiedergefundenen sechs Mark fünfzig lang und breit zu berichten, und nachdem er sich so etwas Luft gemacht, fühlte er sich auch freier.

„Und was wird jetzt?" fragte Maria mit steigender Besorgnis.

„Was kann da werden, Arbeit muß ich halt suchen. Da hab ich weiter keine Sorgen. Wir werden schon rasch etwas finden." Er reckte sich auf und atmete tief. Er war zwar nicht so sorglos, wie er vorgab, aber warum sollte er dem Mädel das Herz schwer machen.

„Und wenn du keine Arbeit findest?"

„Ich werde Arbeit finden." Er hatte es nicht so apodiktisch sagen wollen und nicht so abweisend. Es reute ihn, kaum daß die Worte über seine Lippen waren, aber sie ließen sich nicht zurückholen, und je mehr er Maria nun hätte beruhigen wollen, desto schärfer hätte er den Eindruck seiner Schroffheit vertieft.

Der erste Schatten war jetzt zwischen ihn und sie gefallen.

Nach einer Weile sagte Hartmann: „Ich habe dich herausgelockt, um es dir allein zu sagen. Frau Kroll braucht nicht zu wissen, daß ich meine Arbeit verloren habe." Ein paar Tage würden sie noch leben können und dann müßte eben Gott helfen. Warum sich vorher den Kopf zerbrechen? Er würde sicherlich bald Arbeit finden, morgen früh würde er auf die Suche gehen.

Es lag noch lange kein Grund vor zu verzweifeln.

Dennoch gingen sie still und nicht ohne Traurigkeit nebeneinander her, bis sie wieder vor ihrem Hause standen.

Andern Morgens also begann die Arbeitssuche. Hartmann tat vor Frau Kroll, als ginge er wie immer in die Fabrik, er nahm die Kaffeeflasche unter den Arm, stellte sie aber in seinem Zimmer nieder, als er sich von der Wirtin verabschiedet hatte. Dann ging er langsam in die Stadt und schmiedete sich einen Plan zurecht, wie er die Suche am gescheitesten betreiben könnte. Mittlerweile wurde es acht Uhr, und als der Arbeitsnachweis geöffnet wurde, war Hartmann der erste und einzige, der eintrat. Er ließ sich schlauerweise bei einem der oberen Befehlshaber melden und zeigte sich nicht erst am üblichen Schalter. Dann machte er, während Herr Lehmann an seinem papierbeladenen Tisch das erste Frühstück verzehrte, den Jovialen und sagte nicht ohne eine populäre Grandezza laut:

„Guten Morgen."

Der Beamte antwortete etwas erstaunt. Er konnte sich nicht entsinnen, diesen Mann, der hier so bekannt tat, je gesehen zu haben, aber vielleicht würde er sich noch entsinnen.

„Ja, ich bin schon lange nicht mehr hier gewesen", begann Hartmann, aber er war seiner nicht mehr so sicher, wie er sich vorgenommen hatte, zu bleiben. „Und nun komm ich wieder um Arbeit."

„Ja. Das muß aber alles seinen ordnungsgemäßen Gang gehen. Sie sind gar nicht an der richtigen Stelle. Der Schalter B, der für Sie wahrscheinlich in Frage kommt, ist heute gar nicht geöffnet. Immer nur Montag und Freitag."

„Ich konnte aber gestern nicht kommen. Und bis Freitag möchte ich nicht warten."

„Da kann ich nichts tun. Es geht hier alles nach den Vorschriften."

„Herr Direktor," Hartmann legte es nun auf den billigsten Trick an, etwas zu erreichen, er hatte schon allen Mut verloren, „Herr Direktor, wenn ich genau nach der Ordnung und den Vorschriften abwarte, bis ich vielleicht an der Reihe bin, ist mein Kind verhungert und die Wohnung — die Wirtin —"

„Ich will Ihnen etwas sagen. Bekommen Sie schon die Arbeitslosenunterstützung?"

„Nein, bis jetzt noch nicht."

„Warum nicht?"

„Ich habe es noch gar nicht versucht. Ich habe bis gestern gearbeitet."

„Dann kümmern Sie sich zuerst einmal darum. Und jetzt will ich Sie zu dem Beamten führen, der Ihnen Arbeit nachweisen soll."

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Direktor."

Sie gingen nebeneinander einen Gang entlang, eine Treppe hinunter. Der Beamte entschuldigte sich vor sich selbst für seine Freundlichkeit diesem fremden Arbeiter gegenüber damit, daß es so früh am Morgen sei und daß der Aufschnitt auf seinem Frühstücksbrot so ausgezeichnet schmecke. Aber wenn man jedem Arbeitslosen so begegnen würde, meinte er, dann müßte sich seine ganze Bureauarbeit allein besorgen. Und wo bliebe dann vor allem die notwendige Distanz zwischen Behörde und Publikum?

Der Mann am Schalter war ebenfalls freundlicher als sonst, der Hinweis des Kollegen Lehmann mußte

also einigen Wert haben. Er fragte Hartmann zuerst in seiner knappen Art aus: „Name?“

„Hartmann, Karl.“

„Geboren? — Was sind Sie? — Haben Sie Ihre Papiere bei sich? — Das wird ja schwer halten . . . Wollen mal versuchen. — Gehen Sie zuerst zu Schrecker & Co., Lichterfelde.“

„Ich danke Ihnen sehr.“

Hatte das nicht wunderbar geklappt, trotzdem er aus der Rolle gefallen war und die beabsichtigte Blufferei nicht hatte durchhalten können? Es würde ein Hauptspaß sein, Maria zu erzählen, wie rasch er neue Arbeit bekommen hatte, welchen Respekt man ihm erwiesen, wie man sich nahezu um ihn gerissen hatte . . . träumte er vor sich hin.

Dann ging er immer rascher. Es war ein weiter Weg, wieder einmal, dachte er, aber er wollte kein Geld für die Straßenbahn verschwenden. —

„Da müssen Sie sich beim Werkmeister melden. Da drüben im Schuppen sitzt er jetzt!“ sagte ihm eine Frau Bescheid, die er auf dem Gelände der neuen Arbeitsstätte fragte.

Als er den Schuppen betrat, rief ihn der Werkmeister, ehe Hartmann noch ein Wort gesagt hatte, an: „Höchste Zeit, daß Sie kommen. Habe schon im Arbeitsnachweis nachgefragt.“ Hartmann lachte innerlich vor Freude: Hörst, Mädel, man wartet auf mich!

„Name?“

„Hartmann, Karl.“

„Alter?“

Nun kam wieder der übliche Fragenschwall. Aber wie gern antwortete man, wie war man froh!

„Ihre Papiere?“

Hartmann war etwas betreten. Aber er hatte das ja erwarten müssen, ohne Papiere — Er nestelte umständlich in seiner linken Brusttasche herum und brachte schließlich ein paar Ausweise, Zeugnisse und dergleichen zum Vorschein. Betrachtete die Rückseiten noch rasch einmal mißtrauisch und reichte sie dem Werkmeister über den schmalen, kurzen Tisch. Der riß sie schnell an sich, faltete Blatt um Blatt auseinander und überflog sie automatisch mit gerunzelten Brauen, es waren alles ausgezeichnete Zeugnisse.

Dann verglich er die Daten der Papiere miteinander, suchte, kramte sie noch einmal durch, suchte nervös noch einmal:

„Wo sind die Papiere der letzten beiden Jahre?"

Hartmann war etwas verdattert. Gewiß, gewiß, es hatte so kommen müssen, natürlich, der Mann mußte doch die Papiere der letzten beiden Jahre sehen, das war ja unvermeidlich, und es war damit noch keineswegs alles verloren, versuchte Hartmann sich zu überreden, hoffnungsfreudiger zu sein; man brauchte ihn ja, man wartete doch hier auf ihn. Und hatte nicht auch Rechlin, der ihn ebensowenig kannte wie dieser Werkmeister, ihn angenommen, trotzdem er wußte, daß er, Hartmann —

Zögernd, während die Muskeln in seinem Gesichte die Arbeit des ruhelosen, hoffenden und fürchtenden Hirnes spiegelten, griff Hartmann in die andere Brusttasche und zog nach einem kurzen und nur scheinbaren Suchen ein gelbliches Papier hervor, das er wieder zögernd dem Werkmeister übergab. Der nahm es mit der Linken über den Tisch weg, während er mit der Rechten noch Hartmanns Namen in die große Liste auf dem Tisch eintrug.

Der Werkmeister blickte mehrmals auf und sah Hartmann durchdringend von unten her an, forschend, mißtrauisch, ängstlich, trotzig, abweisend. Auf dem gelblichen Papier stand, mit Vordruck und Stempeln für Datum und Amt:

Amtlicher Ausweis.

Gefängnisverwaltung Plötzensee.

Herr Karl Hartmann hat seine Strafe vom 1. 2. 1923 bis zum 1. 2. 1925 hier verbüßt.

Seine Führung gab niemals zu Tadel Anlaß, sein Fleiß war vorbildlich. Er kann jedem Arbeitgeber auf das beste empfohlen werden.

gez.:

Der Direktor.

Noch einmal sah der Werkmeister Hartmann so an, dann mied er seinen Blick, faltete das gelbliche Papier sorgsam, aber mit zwei Fingern zusammen und dann rasch und geübt die anderen Papiere.

Er schüttelte mit dem Kopf:

„Nein, nein, das ist doch nichts, das können wir nicht machen. Tut mir leid."

„Aber warum denn nicht? Sie hatten mich doch schon eingetragen —"

In diesem Augenblick strich der Werkmeister, während er von neuem seinen Kopf leise schüttelte, Hartmanns Namen in der Liste aus.

„Wegen — wegen dieses Papiers da?" fragte Hartmann. Er sagte es ganz leise, wie zu sich selbst, aber ihm war, als hätte er es herausgebrüllt, daß die ganze Erde es hätte vernehmen müssen.

Der Werkmeister hielt es weder für notwendig noch

für vorteilhaft, ihm zu antworten. Er reichte ihm die Papiere zurück, und Hartmann nahm sie, betropft, noch wie vor den Kopf geschlagen, seiner Enttäuschung noch nicht recht bewußt. Aber er wollte noch irgend etwas sagen, irgendwie sich noch anklammern an den Mann hier, der die Arbeit zu vergeben und zu verweigern hatte, irgendwie ihn aufhalten und vielleicht gelang es dann, ihn gleichwohl umzustimmen:

„Ist denn das so schlimm, daß ich — diesen Schein — im Gefängnis — Sie wissen doch gar nicht, warum ich — Sie —"

Es prallte alles ab an diesem Werkmeister, an dieser scheinbar lebendigen Figur, die nichts als ein Automat in Haut und Haaren war und in menschlichen Kleidern, es prallte alles ab an diesem steinernen Geschöpf, es prallte ab an ihm, er antwortete nicht, er hielt es nicht für nötig zu antworten, er hielt ihn nicht einmal für würdig genug, um ihm zu antworten, es prallte alles ab an diesem Werkmeister, mein Gott, dieser Mann zuckte die Achseln, und damit war man abgefertigt, erledigt, abgetan, abgewiesen, nicht genommen, sondern wieder frei und wie frei, vogelfrei, mein Gott, es war fast zum Lachen, dieser Mann zuckte bloß die Achseln und dann konnte man wieder gehen. Was dachte er nur dabei — nun ja, man mußte ja wohl gehen, und Hartmann ging mit schweren, schlurrenden Schritten wieder hinaus, durch den Hof und an der Frau vorbei, die er zuvor angesprochen hatte, auf die Straße.

Auf die Straße.

Aber hatte dieser Werkmeister nicht vollkommen recht? Wenn einer einmal im Gefängnis gesessen hat, so wird man wohl zuerst annehmen müssen, daß er

wegen Diebstahls festgesetzt worden. Und wenn einer einmal gestohlen hatte, so war es unwahrscheinlich genug, daß er sich eine zweite Gelegenheit zu stehlen entgehen lassen würde. Also war es gescheit und vorsichtig, eine Person, die man mit gutem Rechte und nach amtlicher Bestätigung für einen Dieb halten mußte, nicht zu beschäftigen, und er, Hartmann, durfte sich nicht wundern, wenn man seine Arbeitskraft nicht haben wollte. Daß er sich persönlich nicht für einen Dieb hielt, war eine andere Sache, die ein Fremder weder wissen noch in Betracht ziehen konnte, wem konnte man das verübeln? Man mußte die Dinge nur ruhig und von beiden Seiten betrachten, sagte er sich. Es war zwar traurig für ihn, aber man mußte den Tatsachen ins Gesicht sehen. Und die Konsequenzen ziehen.

Wenn Hartmann so durch die Straßen schlurfte, sah er sonderbar aus. Eine Hünengestalt, die mächtigen Schultern, der breite und doch nicht dicke Leib, die starken, beinahe etwas zu langen Arme, die großen Hände, die verhältnismäßig kleinen Füße, die Knie, die immer vorstießen, der etwas gebeugte Nacken, und auf dem gar nicht häßlichen, großen, sehr freundlichen, sympathischen Gesicht, das eine gewisse Weichheit, ja Weiblichkeit nie verließ, immer das Grübeln, das Arbeiten der Gedanken, das in einem reizvollen Gegensatz zu der stetigen Gutmütigkeit der braunen Augen stand. Die saubere, wenn auch nicht mehr neue Kleidung und der etwas schüttere Hut — es waren nicht nur die Frauen, die sich nach diesem Riesen umsahen, wenn er so über die Straße einhergesegelt kam.

Man mußte die Konsequenzen aus diesem ersten,

mißglückten Versuche, Arbeit zu finden, ziehen. Wenn der Werkmeister außer dem Gefängnis nichts an ihm auszusetzen gefunden hatte, so müßte man das nächstemal eben den Schein nicht mehr vorzeigen. Das war ganz einfach, nichts dagegen einzuwenden. So mußte es glücken. Das war dann zwar nicht mehr ganz ehrlich, man verschwieg dann von vornherein etwas, aber das war kein großes Verbrechen, das konnte man ruhig auf sich nehmen, und wenn er nur erst wieder einmal engagiert war, würde er auch eine ähnliche Situation wie die, welche ihn bei Rechlins Leuten die Stellung gekostet hatte, zu vermeiden wissen. Wenn er nur erst einmal engagiert war. Es würde nicht so schwer sein, sagte sich Hartmann, er wußte, daß er sehr groß war, und man sah ihm an, daß er gut und gerne für drei schaffen konnte. Solche Kerls gab's ja nicht alle Tage, zum Donnerwetter noch einmal! Und das mit dem Papier, das würde er schon fingern, mit einem ganz, ganz kleinen bißchen Glück würde es schon klappen. Seine Gedanken liefen immer im Kreise herum.

Er kam an einem Neubau vorbei. Das Haus stand schon halb, Keller, Parterre, zwei Stockwerke, ein riesiges Gerüst ringsherum, sah Hartmann über den niedrigen Zaun hinweg. Wenn das nicht ein Fingerzeig Gottes war, wollte er Hans heißen. Herrgottsakrament, nur keine langen Überlegungen, husch, husch, herein durch die kleine, schmutzige Tür, nur keine Bedenken! Da standen die Leute, Stücker dreißig, dreißig Mann, eine lebendige Kette von unten, vom Ziegelhaufen herauf aufs Gerüst, alle zwei Meter ein Mann, und warfen sich die gelbroten Ziegelsteine zu, immer einer dem anderen, ruck zuck, ununterbrochen, he hopp! Nein, es war besser, gleich mit dem Bau-

führer zu sprechen. Etwas abseits arbeiteten zwei Mann an einer Kalkgrube. Hinter ihnen schaufelten drei Sand auf ein Sieb.

„Heda, Jungens, wo ist der Bauführer?"

„Hinten, Mensch, auf der anderen Seite!"

Also hintergeflitzt, auf die andere Seite. Vorsicht, daß man keinen Ziegelstein an den Kopf kriegt.

„Den Bauführer will ich sprechen."

„Was is denn los?"

„Sind Sie der Bauführer?"

„Der merkt ooch allens." Lustiger Bursche, der Bauführer, um so besser, wird sich gut mit ihm arbeiten lassen, denkt Hartmann.

„Mahlzeit, Meister!"

„Mahlzeit. Was wolln Se?"

„Arbeiten will ich, Meister."

„Das is sehr richtig von Ihnen, Herr. Aber nich bei mir."

„Mensch, mach keinen Quatsch!" versuchte sich Hartmann anzubiedern, „warum nicht hier? Bei euch gefällt's mir gerade."

„Glaube ich, glaube ich. Aber nischt zu machen. Alles besetzt. Wir bauen noch ab. Vielleicht ein andermal."

„Nu reden wir aber hochdeutsch. Wann kann ich antreten, Meister?"

„Nischt zu machen. Nee wirklich. Tut mir leid. Ernsthaft, nischt zu machen."

„Gefällt Ihnen vielleicht meine Nase nich, Meister?"

„Im Gegenteil, die gefällt mir gerade. Aber ernsthaft, ich hab zuviel Leute, nischt zu machen, Bruder."

„Na denn, Mahlzeit, prost Neujahr!"

Nichts zu machen, wieder nichts, dumm, das ist sehr dumm, denkt Hartmann. Nun ist die ganze gute Stimmung, die er künstlich und mühselig aufgebracht hat, wieder flöten gegangen, nun knickt er wieder in sich zusammen und starrt auf den Boden, vor sich hin, während er weitergeht, nichts zu machen, nun läßt er wieder den Kopf hängen, und die Falten graben sich um den Mund ein.

Und als er an den drei glücklichen Burschen vorbeikommt, die Sand aufs Sieb schaufeln dürfen, und sie gar nicht sieht, weil er nur noch mit sich und seinem Pech beschäftigt ist, da ruft's ihm entgegen:

„Mensch, du träumst ja, komm lieber arbeeten!"

Und nun auch noch Hohn, zu allem Pech noch dieser Hohn! Nein, sie wissen nicht, wie glücklich sie sind, Unsinn, er sieht sich nicht um. Er ist zusammengefahren und aufgewacht und nur noch trauriger geworden.

Aber so geht's nicht weiter, so geht's nicht weiter, so findet man überhaupt keine Arbeit. Wer sich selbst aufgibt, den geben die anderen erst recht auf. Nur nicht klein beigeben, Mensch! fährt er sich an. Und wenn die letzten Groschen als Fahrgeld draufgehen, nur nicht sparen, Zeit ist Geld, frisch gewagt ist halb gewonnen, lustig, los, Mensch, auf die Bahn und in die Stadt gefahren, zum Arbeitsnachweis, ehe er geschlossen wird, und neue Adressen geholt! Eine Zeitung gekauft und die Annoncen gelesen und mit Volldampf hin, Junge, so geht's doch nicht weiter!

Aber als er in der Bahn sitzt, drückt er sich doch ängstlich um das Bezahlen herum, und als er glaubt, es geht nicht länger und der Schaffner beobachtet ihn schon, da steigt er lieber aus und läuft, springt dann

auf eine andere Bahn auf und wiederholt schuldbewußt die Komödie dreimal, bis er wieder am Arbeitsnachweis ist. Aber da gibt's Krakeel.

„Mann, ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen sich um Ihre Arbeitslosenunterstützung bemühen!"

„Ich will doch lieber arbeiten als unterstützt werden."

„Aber der Schalter ist doch geschlossen, wie Sie sehen! Da könnte ja jeder kommen. Meine Dienststunden sind aus, ich bin nicht mehr zu sprechen, verstanden?"

„Aber Sie waren doch vorhin zu sprechen."

„Gehen Sie los, sage ich Ihnen! Bemühen Sie sich um Ihre Unterstützung, sage ich Ihnen! Bergerstraße 3—5. Donnerstag um acht bin ich wieder zu sprechen. Schluß!"

Damit fiel der Schalter krachend zu.

Hartmann lief wütend in die Bergerstraße.

„Auf dem Arbeitsnachweis hat man mir gesagt, ich soll hier die Unterstützung bekommen."

„Wo sind Ihre Papiere?"

„Bitte schön."

„Ach, das würde Ihnen so passen. Erst sich im Gefängnis durchfüttern lassen und dann von uns. Sie wollen wohl nicht arbeiten?"

„Wer sagt Ihnen das? Ich will arbeiten! Ich bekomme keine Arbeit. Man läßt mich nicht arbeiten!"

„Sagt jeder. Kann mir ja schnurzegal sein. Sie müssen einen Antrag stellen und von der Gefangenenfürsorge unterschreiben lassen. Dann kommen Sie so in acht Tagen wieder."

„Bekomme ich dann die Unterstützung?"

„Das kann ich doch nicht wissen, Mensch. Hier haben Sie ein Formular."

„Und wo ist die Gefangenenfürsorge?"

„Mann Gottes, ich bin doch kein Adreßbuch!"

„Guten Morgen."

Schließlich wußte ein Schutzmann Bescheid. Aber die Blicke, mit denen der seine Auskunft begleitete, waren das Demütigendste, was Hartmann in den letzten Tagen erlebt hatte.

„Ich habe einen Antrag auf Arbeitslosenunterstützung. Der soll von Ihnen unterschrieben werden."

„Sie wollen wohl nicht arbeiten, he?"

„Das ist nicht wahr, ich will arbeiten! Jeder fragt mich das."

„Regen Sie sich man nich künstlich auf, Herr. Wo ist Ihr Entlassungsschein?"

„Hier, bitte."

„Also Sie wollen arbeiten?"

„Ja, aber ich kriege keine Arbeit."

„Suchet, so werdet ihr finden. Wenn Sie arbeiten wollen, brauchen Sie ja keine Unterstützung."

„Wenn ich Arbeit finde, brauch ich auch keine!"

„Dann sind wir uns ja einig."

„Verschaffen Sie mir Arbeit!"

„Nur nicht so hitzig, Freundchen. In diesem Falle bin ich nicht mehr zuständig. Da müssen Sie schon zu Herrn Müller gehen, Zimmer 23."

Herr Müller in Zimmer 23 ist ein sehr ruhiger Herr, ein Tüftler, ein Miesmacher:

„Tja, sehen Sie, das ist so leicht gesagt. Aber schwer getan. Ich könnte Ihnen ja ein paar Adressen geben, aber man kann ja nie wissen, ob's was hilft. Was können Sie denn, was wollen Sie denn arbeiten?"

„Alles. Was sich trifft."

„Tja, wissen Sie, es ist so schwer heutzutage. Die Arbeitslosigkeit ist ziemlich groß. Es laufen so viele Leute ohne Arbeit herum, die noch niemals gesessen haben. Ich will Ihnen ja nicht zu nahe treten, aber —"

„Geben Sie mir doch Ihre Adressen."

„Tja, die Adressen, richtig. Warten Sie mal. Tja, da wäre die D-Bank. Die suchen einen Laufburschen. Aber Sie sind vielleicht schon ein bissel zu alt dazu, zu groß. Sie würden auch nicht gern als Laufbursche —"

„Ach, das wäre mir ganz egal, als was. Nur Arbeit, Herr."

„Ich kann ja nicht leugnen, daß Sie den guten Willen haben, Herr Hartmann, aber die Sache ist doch nicht so einfach. Versetzen Sie sich mal in die Lage einer Bank. Sehen Sie, gerade eine Bank, wo es sich doch nur immer um Geld handelt, das ist gar nicht so einfach, wissen Sie — weswegen haben Sie gesessen? Mir können Sie es ja ruhig —"

„Diebstahl", unterbrach ihn Hartmann verärgert und ungeduldig.

„Sehen Sie, tja. Sie können doch einer Bank nicht gut zumuten, daß sie einen Mann nimmt, der —"

„Warum haben Sie es mir denn dann gesagt?"

„Ich will Ihnen doch helfen, Herr Hartmann, ich will doch nur Ihr Bestes. Aber so ist das mit euch. Erst reißt man sich ein Bein für euch aus, und dann sind der gnädige Herr noch ungehalten."

Der einzige Erfolg dieser Audienz bei Herrn Müller, Zimmer 23, war der, daß Herr Müller versprach, sich die Sache einmal durch den Kopf gehen zu lassen und Herrn Hartmann liebenswürdigerweise Nachricht

zu geben, sobald er etwas für ihn Passendes gefunden hätte. Und als Hartmann daraufhin nicht umhin konnte festzustellen, daß er seine Tochter und sich mit diesem Versprechen allein nicht würde sattmachen können, ehe er die Arbeit bekommen, da meinte Herr Müller, Zimmer 23, der Klient müsse sich schon wiederum nach Zimmer 7 zu Herrn Meier II bemühen, der die Unterschriften für die Arbeitslosenunterstützung zu verantworten habe, er selbst, Müller, sei da nicht im geringsten zuständig. Herr Meier II wiederum brauchte noch die Einwilligung des Herrn Käsebier, der erst übermorgen wieder Dienst habe, und überhaupt lasse sich eine so wichtige Angelegenheit wie die Bewilligung einer Arbeitslosenunterstützung für entlassene Strafgefangene nicht übers Knie brechen. Herr Hartmann möge doch in drei, vier Tagen wieder einmal vorsprechen. Daß ihm dadurch Verluste entstünden, brauche er nicht zu befürchten, denn es sei durchaus nicht ausgeschlossen, daß ihm die Unterstützung auch für die bisherigen, arbeitslosen Tage nachträglich noch ausgezahlt werde, man sei in dieser Hinsicht äußerst kulant.

Und als Hartmann von der Folter dieses Hinundhergeschicktwerdens mürbe und morsch endlich zugab, von allen diesen tröstenden Aussichten und der behördlichen Hilfsbereitschaft könne er vorerst dennoch nicht Essen und Miete bezahlen, da wies man ihn wieder an eine andere Abteilung, wo er nach endlosen Verhandlungen schließlich unterschreiben mußte, die hohe Summe von 2 Mark, in Worten: zwei Mark, als vorläufige Unterstützung empfangen zu haben. Damit war der Tag verbracht und nichts geholfen.

Neuntes Kapitel

Der Erzähler dieser Geschichte indessen fühlt sich nicht abgeneigt, an dieser ohnehin etwas ruhigen Stelle eine erklärende Bemerkung einzuschieben, dergestalt, daß der zahlende Leser einige Zweifel, die ihm vielleicht gekommen sind, fallen und die Achsel, die er vielleicht noch zucken wollte, still lassen möge. Denn zu allen den Zufällen, die unglückseligerweise unseren Karl Hartmann bis dato überfielen, gesellt sich nun noch der klassischste Theaterkniff einer Versuchung. Der zahlende Leser sei, bitte, nicht ungehalten darüber, daß ihm hier derlei Zufälle serviert werden, sondern er schaue vertrauensvoll in sich, um sich und über sich, und er wird entdecken, daß sein Leben nicht minder ein Spielball sogenannter Zufälle ist. Er mache also, so er nicht die Absicht hat, über dem unentwirrbaren Rätselknäuel des Lebens irrsinnig zu werden, aus unserer und Hartmanns gemeinsamer Not eine Tugend und vertausche — Gedanken und Begriffe sind nichts als Sprache — das Wort Zufall mit dem Worte Schicksal. Und was den oberwähnten Theaterkniff betrifft, so erlaubt sich der Erzähler der Geschichte ergebenst darauf aufmerksam zu machen, daß sein oberwähntes Schicksal in zwei Minuten die Gestalt eines Satans annehmen wird, um das kläglich faustische Gemisch des Lebens endlich auf die Beine zu bringen. Mit der

Prophezeiung, daß unser Karl Hartmann bereits in zwei Minuten seinen Mephisto kennen wird, und mit der Versicherung seiner ausgezeichneten Hochachtung empfiehlt sich vorerst für einige Tage der Autor seinem zahlenden Leser . . .

Als Karl Hartmann heimwärts trottete, gedipscht und geduckt, rief plötzlich über den Straßendamm weg ein Mann seinen Namen. Hartmann war außerordentlich betroffen, aus fremdem Munde seinen eigenen Namen zu hören, denn aus der Gegend, in der er vor seinem großen Unglück gewohnt hatte, war er in einen ganz entgegengesetzten Stadtteil gezogen, wer konnte ihn hier denn kennen? Da brüllte es noch einmal über den Damm:

„Karl, Karlemann!"

Hartmann blieb stehen, lugte aus, ja, richtig, da kam einer über die Straße und auf ihn zu, heftig gestikulierend. Wenn das nicht Max war, Maxe Bimstein, wollte er sich hängen lassen. Woher kannte er ihn nur, woher nur? Es fiel Hartmann schwer, sich zu entsinnen, er wußte nur, daß er diesen Mann kannte und daß er nie viel für ihn übrig gehabt hatte. Er grüßte höflich, und Max war schon an seiner Seite und schüttelte ihm die Hand.

„Na sage mal, Junge, wie geht's dir denn überhaupt?"

„Ach Gott, es ist schwer."

„Schwer — was heißt schwer? Mensch, Karle, mach nich son Gesicht. Wo bist du denn eigentlich, was machst du denn?"

„Gar nichts, das ist es ja. Ich suche."

„Hat gar keinen Zweck. Wer sucht, findet gar nichts."

„Du meinst wohl, ich werde warten, bis mir die gebratenen Tauben in den Mund fliegen?"

„Nee, aber Suchen is Quatsch. Kein Mensch wird dich nehmen. Ich kenn doch den Rummel. Wo haben Sie Ihre Papiere? Gefängnis gesessen? Danke schön, Kuchen. Ich kenn doch den Betrieb, habe das monatelang durchgemacht. Und wenn du den Entlassungsschein nicht vorzeigst, dann wird's erst recht nichts. Mir kann keiner kommen."

„Ja, was soll man denn machen?"

„Vor allen Dingen nicht den Kopf hängen lassen. So geht's überhaupt nicht. Du warst doch immer ein tüchtiger und anständiger Kerl. Also, ich sage dir, Karlemann, du sollst was verdienen. Du hast mir oft genug aus deinem Topf zu essen gegeben, wenn ich Hunger hatte, du kennst mich doch, Karl. Ich bin doch ein gutmütiges Schaf, ich kann doch so was nicht vergessen. Also, du wirst verdienen, sage ich."

„Was ist es denn für eine Sache?"

„Hochnoble Sache, prima, prima, wenn ich das sage, dann kannst du Gift drauf nehmen."

„Was denn für eine Sache?"

„Das wirst du schon früh genug erfahren. Jetzt gehst du erst mal mit zu Tschernik, daß du eine andere Couleur ins Gesicht kriegst. Hast auch noch nichts gegessen heute, he?"

„Nein, Maxe, das geht nicht. Ich will doch lieber nach Hause gehen. Mein Mädel sitzt da alleine —"

„Wird sie schon keiner auffressen. Ich will nach Hause gehn, nu flenne man bloß noch wie ein kleines Mädchen. Halt den Mund und komm mit. Ist ja doch nicht mein Schaden, wenn du nicht willst, sondern

deiner, Mensch. Aber wenn du denkst, ja, ich will dich nicht länger aufhalten, wenn —"

„Nu sei man nicht gleich beleidigt, ich wollte dir nicht auf die Schleppe getreten haben, Maxe."

„So ist's schon besser. Also hoppla, Karlemann!"

„Na, dann will ich kein Spielverderber sein. Wo geht's denn runter?"

Damit nahm Bimstein ihn unterm Arm und führte ihn über den Damm. Sie gingen da einher wie zwei Brüder, die sich nach jahrelanger Trennung wiedersehen. Hartmann: groß, breit und aufrecht, Maxe Bimstein: einen Kopf kleiner, schmale, schüttere Gestalt, dünne Beine in weiten, schlotternden Hosen. Bei Tschernik war schon viel los. Die Tische alle belegt, Männer ohne Kragen, magere Mädchen, aufgeschwemmte Mädchen, die eine nestelt unter dem Tisch an ihrem Strumpf herum, die andere schläft, die dritte keift, die Männer kümmern sich nicht sehr um sie. Eine ältere Dame saß verdöst und versoffen in der Ecke auf dem Fußboden und spielte Ziehharmonika und sang dazu. Der Dunst von Bier und Zigaretten schwelte kalt und übel über den Menschen, die sich aufgeregt unterhielten, plötzlich still waren, aufhorchten und dann um so lauter fortfuhren.

Als Bimstein mit Hartmann eintrat, blinzelte man sie von der Seite verstohlen an, musterte Hartmann, den man noch nie gesehen hatte, und aus einer Art Séparées kam ein glotzäugiger, kleiner Mann auf sie zu und fragte aufgeregt:

„Wie is's, Maxe? Alles in Ordnung?"

„Mach dir man bloß nicht in die Hosen vor Angst, Berthold, du kommst immer noch früh genug zu spät!"

„Ich kann doch wohl mal fragen? Oder ist das auch nicht mehr erlaubt?"

„Danke der gütigen Nachfrage. Aber du weißt doch, Mann, was Maxe Bimstein in die Hand nimmt, das klappt. Ja oder nein?"

„Aber ich wollte doch nur —"

„Erledigt. Und halt die Fresse!"

Hartmann wurde hinter die spanische Wand in das Séparée geschoben und Max Bimstein machte den anderen, die schon drin saßen, Zeichen hinter Hartmanns Rücken. Plötzlich war er ganz verändert, er hatte beinahe einen guten Ton.

„Darf ich vorstellen, meine Herren, das ist Herr Hartmann, Karl, Karle Hartmann — der hier ist Felix Lange, genannt der schwarze Felix, zwotens Herr Hans Fehrisch, drittens Berthold Fritz, genannt der kleine Fritz. Und nu legt euch keinen Zwang auf, liebe Leute."

Die ältere Dame aus der Ecke grölte durch den Dunst:

Ich bin die Li Lo Lotte,
Bin eine Ki Ko Kotte,
Und haste was,
Dann kannste was,
Dann kannste auch bei mir —

Nach dem ersten Glas, das der kleine, bucklige Fritz hatte als Buße für sein aufdringliches Benehmen spendieren müssen, erhoben sich die fünf Männer und gingen durch eine Art Falltür in den Keller des Lokals. Da unten war es noch einmal die gleiche Kneipe, nur en miniature, drei Tische standen leer, und zwischen ihnen, in einem Schaukelstuhl wippte Tschernik auf

und ab, Tschernik, der das größte, dickste Kinn hatte, das es je gab, es rollte in fünf Abteilungen über den Kragen und die Revers. Sein Schmerbauch stieg ungeheuerlich aus dem Schaukelstuhl auf wie eine Moscheekuppel, seine Beine waren kurze, dicke Säulen, und um seine Lippen schwebte das Lächeln eines Kindes. Tschernik war so dick wie die Gutmütigkeit selbst. Nichts konnte ihn in Harnisch, wenig aus der Ruhe und höchstens der Tod konnte ihn aus dem Schaukelstuhl bringen. Aber in allen Versammlungen hatte er das wichtigste Wort zu reden und mit jeder Kumpanei trank er die meisten Kognaks. Als ihm Hartmann vorgeführt wurde, wußte Tschernik sofort Bescheid, noch ehe Hartmann begriff, worum es sich handelte. Als er schließlich, nichts Gutes ahnend, um Aufklärung drängte, unterbrach ihn Tschernik väterlich:

„Lieber Hartmann, vermecker meinen Jungens hier nicht die Stimmung. Du bist ein bescheidener und anständiger Mensch, das steht dir auf die Stirne geschrieben, und du wirst ein besserer und vernünftigerer Mensch sein, wenn du was im Magen hast. Daß diese Scheißkerle das nicht gemerkt haben, daß du Hunger hast, und daß sie dir auf den nüchternen Magen einen Halben nach dem andern gießen, das werden wir ihnen nie vergessen. Man ist doch ein Mensch, sag ich!“

Tschernik pfiff unwillig zwischen den Zähnen, die anderen kümmerten sich nicht sehr um ihn, und Felix erzählte einen alten Klatsch über die rote Emma. Die Ziehharmonikamusik kam von oben nur mehr in den dünnen Quietschtönen herunter. Eine alte Frau brachte einen Teller voll dampfenden Essens, Gemüse und Kartoffeln mit großen Fleischstücken dazwischen, und stellte ihn vor Hartmann hin. Dann kam eine Lage

Helles und Hartmann aß langsam, nachdenklich, ohne Appetit. Dennoch war ihm wohler, als er gesättigt war und sich wieder den anderen zuwandte:

„Also, Maxe, nu sperr deinen Mund auf und rede! Was hast du mit mir in petto?"

„Hat dir das Essen geschmeckt?" fragte Tschernik dazwischen. Und Bimstein warf dem dicken Wirte einen dankbaren Blick zu.

„Ja, das Essen war sehr gut — nein, kein Bier mehr, nein, ich trinke ja nicht. Ich hab bloß das eine Glas Bier und den Kognak nicht abschlagen mögen, weil ihr mich sowieso für einen Spielverderber haltet."

„Was soll das heißen!?" begehrt der kleine Fritz auf.

„Warum Spielverderber?" sagt auch Felix und legt sich lauernd über den Tisch.

„Weil ich jetzt bald nach Hause muß. Meine Tochter erwartet mich", sagte Hartmann, schon ein wenig gereizt.

Die anderen horchten auf. Hier lag etwas in der Luft, hier bereitete sich etwas vor, ahnten sie, das unerwartete Folgen haben dürfte.

Allein Tschernik verstand noch mehr aus Hartmanns Worten und erfaßte und parierte den unbewußt geführten Hieb Hartmanns in aller Gelassenheit:

„Aber das Essen war gut?"

Da hatten's auch die anderen kapiert, daß dieser Neue sich instinktiv gegen sie alle wehrte und daß er mit dem Essen den Köder ihrer Angel geschluckt hatte.

„Ja, das Essen war sehr gut, habe ich schon einmal gesagt. Ich kann es auch noch einmal sagen, wenn der Dicke will. Nun erzählt mir, was ihr noch auf dem Herzen habt, aber ein bißchen dalli, und dann bitte

ich um meine Rechnung." Dieser Hartmann war doch geschickter und gewiefter, als man hätte annehmen sollen, wenn man ihn zum ersten Male bei Tschernik auftauchen sah. Mit dem würde sich schon ein Ding drehen lassen, dachte Felix. Aber Tschernik war nicht umzubringen, der Dicke hatte heute seinen guten Tag. „Siehst du, Hartmann, du bist ein anständiger Mensch. Und warum soll ich dann ein Schwein zu dir sein? Ich habe dich eingeladen, bei mir zu essen, und es hat dir geschmeckt, das ist die Hauptsache. Mehr wollte ich nicht von dir."

„Und warum hat mich Maxe dann hergeschleppt?"

„Liebes Kind, du bist doch nicht von gestern," krähte nun Bimstein los, „wir wollen ein Ding drehen, und weil du nichts zu knabbern hast, wollen wir dich beteiligen."

„Danke. Mach ich aber nicht mit."

„Wenn du nicht willst, brauchst du nicht. Kein Mensch zwingt dich. Es ist nur dein eigener Schaden. Wir wollten dir nur helfen, Junge", legte sich nun Felix ins Zeug. Er hatte eine so stolze und zugleich lauernde Miene, daß Hartmann erschrak.

„Ich habe das einmal gemacht, in der höchsten Not. Noch einmal kriegen mich keine zehn Pferde dazu. Ich stehle nicht! Ich bin kein Dieb, verstanden!?"

Hartmann war blutrot im Gesicht geworden und schlug auf den Tisch, daß die Gläser wackelten und das Bier verschüttete.

„Nu beruhige dich man erst und reiß nicht die Wände ein, du bist hier nicht zu Hause!" verwies ihn Tschernik streng. Und der kleine bucklige Fritz kreischte: „Wofür hältst du uns denn eigentlich, he?"

„Du hast gerade das Recht, uns hier herabzusetzen!

Ausgerechnet du!" schrie Max Bimstein wütend. „Hast wohl vergessen, wo du mich kennengelernt hast?"

„Du bist ein Dieb, hörst du, du, du, du — ich habe noch nicht gesehen, wie Plötzensee von innen aussieht!" brüllte Felix Lange und drohte ihm mit der geballten Faust.

Da hob sich Hartmann halb auf, langte über den Tisch und griff Felix Lange an der Jacke, zerrte ihn mit einer Hand hoch über den Tisch und hielt ihn und schüttelte ihn hin und her: „Du Lump, du Kröte, du klebriger Frosch, du Geschmeiß!"

Die anderen wagten nicht zu mucksen, bis Hartmann plötzlich zu lachen anfing und Felix niedersetzte. Jetzt war es wieder Tschernik, der die Situation nutzte:

„Siehste, Felix, son Junge hat uns ja gerade gefehlt!" Und sie begannen krampfhaft laut zu lachen, als wenn Hartmanns Manöver ein Witz gewesen wäre. Tschernik bestellte eine neue Lage, aber Hartmann rührte sein Glas wieder nicht an.

„Hartmann, also nun in allem Ernst, in vierzehn Tagen haben wir eine große Sache, und bis dahin halten wir uns mit kleinen Gelegenheitsgeschichten über Wasser. Is alles sein Geld wert. Und wir arbeiten auf Teilung. Ist das nicht ein anständiges Geschäft?"

Bimstein hatte während dieser Rede etwas Freundliches, Freundschaftliches an sich, was Hartmann sonst nie an ihm bemerkt hatte. Und die Worte waren sehr gut gesagt, es klang bestrickend einfach und ehrlich. Aber es machte keinen Eindruck auf Hartmann.

„Ich mache das nicht", sprach er ruhig und fest. „Ich kann so was nicht machen. Es ist nicht bloß wegen der Anständigkeit. Bei mir geht so was auch bestimmt schief. Ich kann's nicht." Er wollte es den Jungens

verständlich machen. Sie sollten nicht das Gefühl haben, er halte sich für etwas Besseres als sie. Aber als Bimstein sah, daß es ihm ernst mit seiner Ablehnung war, wollte er wenigstens die Vorwürfe der anderen nicht nachher noch über sich ergehen lassen und versuchte es zum letzten Male mit einem jovialen Einwurf, als spielte er einen Trumpf aus:

„Na, hab dir man nich so!"

Aber Hartmann antwortete ihm nicht einmal mehr, sondern stand auf, gab jedem mit einer Freundlichkeit, die nichts zu wünschen übrigließ, die Hand und ging stumm hinaus. Kaum hatte sich die Falltür hinter ihm geschlossen, so begann besonders Tschernik Bimstein mit Vorwürfen zu überschütten, daß er ihm da einen Mann auf den Hals geschickt habe, der sein Essen verzehrte und nichts gegenleisten wollte, einen Nepper, einen falschen Kerl, man könne überhaupt nicht wissen, ob er nicht prompt zur Polizei gehen werde und sie insgesamt verraten.

Max Bimstein indessen rührte sich nicht von der Stelle, und als es ihm schließlich zu bunt wurde, sagte er mit aller Seelenruhe:

„Jungens, der kommt bestimmt wieder. Wartet man paar Tage, der kommt wieder, sonst müßte ich nicht Maxe Bimstein heißen. Der bringt euch das Mittagessen hundertfach wieder ein."

„Wetten, daß er nicht wiederkommt?"

„Gemacht! Um wieviel?"

Am andern Morgen begann eine verzweifelte Jagd. Um sieben Uhr war Hartmann schon in den Fabrikstädten und klapperte die Vororte ab, Haus um Haus, Fabrik um Fabrik. Seine Beine liefen schon ganz mechanisch, türaus, torein, torein, türaus. Die Sohlen

seines einzigen Paars Schuhe liefen sich durch, und die Füße schmerzten so, daß er nachts auch nicht hätte schlafen können, wenn er keine Sorgen gehabt hätte. Das ging so Tag für Tag, Straße für Straße, Haus für Haus. Kam er in das Arbeitsamt, so mußte er wieder von Zimmer zu Zimmer, niemand war zuständig, niemand wies ihn offen ab und niemand gab ihm eine Adresse. Kam er zum zehnten Male in das Wohlfahrtsamt, so zuckte man die Achseln, oder der zuständige Herr war nicht da oder er ließ sich verleugnen. Kam Hartmann in die Gefangenenfürsorge, so hatte man ihn gerade heute nicht erwartet oder etwas Wichtigeres zu tun, beispielsweise eine Konferenz, oder man verwies ihn an eine andere Abteilung. Da er „erst neulich" eine so bedeutende Unterstützung erhalten habe, war man auch keineswegs in der Lage, ihm mit Geld zu helfen, denn schließlich sei doch die Gefangenenfürsorge nicht dazu da . . . Kam er zum Arbeitsnachweis, so stellte sich heraus, daß die wenigen vorhandenen Adressen zunächst an diejenigen Arbeitslosen gegeben werden müßten, die früher da gewesen seien, und in der Arbeitslosenbehörde war die letzte notwendige Unterschrift unter Hartmanns Gesuch noch nicht eingelaufen.

Kam er in Fabriken, von denen man ihm gesagt hatte, daß da Leute gebraucht würden, zumal Kerls wie er, so hatte das Theater der Ablehnung, die er jedesmal erfuhr, zwei Variationen: man fragte ihn nach seinen Papieren, und er zeigte sie alle außer den Entlassungsschein des Gefängnisses, so hieß es: wo haben Sie in den letzten beiden Jahren gearbeitet? Nirgends. Haben Sie Unterstützung bezogen? Nein. Haben Sie keine Papiere über die letzten beiden Jahre? Nein. Dann

können wir Sie nicht einstellen. Und zeigte Hartmann seinen Entlassungsschein mit den anderen Zeugnissen, so sah man ihn von oben bis unten an, schüttelte bedauernd den Kopf und dankte erst recht. Er konnte es anstellen, wie er nur wollte, es gelang ihm nicht, Arbeit zu finden. Er verbiß sich nur um so trotziger und heftiger in die Suche, es hatte keinen Zweck, es hatte keinen Erfolg.

Und kam er abends abgerackert, müde gelaufen, todestraurig heim, so war Marias Gesicht noch traurig, und sie wollte es ihn nicht merken lassen, daß sie Not litt, daß sie nichts gegessen hatte, wenn nicht Frau Kroll ihr ein Häppchen abgab, daß sie kaum Brot hatte kaufen können, trotzdem sie mit dem Wenigen, was sie noch von seiner ersten Arbeit her hatte, haushielt wie eine belagerte Stadt mit dem letzten Getreide. Da mühten sie sich beide, ein liebenswürdiges Gesicht zu machen und dem anderen vorzuspiegeln, es sei alles gut oder es würde schon noch werden.

Bestimmt würde es morgen schon werden, man würde Arbeit finden, aber natürlich würde Vater Arbeit finden. Es lag also nicht der geringste Grund vor, zu verzagen und solch ein langes Gesicht zu schneiden, aber die Tränen saßen der kleinen Maria dennoch zu leicht, und die Hoffnung, daß sich schon noch Arbeit finden und daß Gott sie beide doch nicht völlig vergessen haben könnte, diese Hoffnung wurde jeden Tag enttäuscht. Und manchmal bekam Hartmann selber anscheinend etwas ins Auge, und dann waren des Mädels Tränen überhaupt nicht mehr zu halten. Wenn Hartmann das entdeckte, wurde er sehr ärgerlich, was die Heulliese denn dächte, brummte er und rannte dann noch die halbe Nacht im Zimmer hin und her wie ein

Tier im Käfig. Du bist doch ein kleines Dummchen, bemühte er sich manchmal, sie zu beruhigen, ich hab ja noch gar nicht richtig angefangen, Arbeit zu suchen. Und wenn ich selbst keine finde, so bleibt uns immer noch die Arbeitslosenunterstützung, das muß ja auch bald klappen. Aber morgen suche ich trotzdem einmal richtig, du wirst schon sehen, ich sollte keine Arbeit kriegen können? Lächerlich. Er redete fast mehr zu sich als zu seinem Mädel, er hatte es mindestens so nötig, sich einzulullen, und es gelang ihm nicht besser bei sich als bei ihr. Kaum aber wurde er sich dessen bewußt, so ekelte ihn die Komödie an, die sie sich gegenseitig vorzumachen versuchten. Waren sie denn nicht beide tapfer genug, um die Dinge zu sehen und zu nehmen, wie sie kamen? Und mit dem Geflenne war nichts getan, das war sicherlich einmal richtig. Außerdem war nicht zu leugnen, daß man mit derlei rührenden Szenen bei Frau Kroll, von deren glänzender nachbarlicher Beobachtungsgabe Maria allabendlich neue Beweise zu erzählen hatte, nur Mitleid und Mißtrauen in die Zahlungsfähigkeit erweckte. Das Schlimmste allerdings in dieser marterreichen Zeit waren für Hartmann die Träume in den Nächten. Er sah im Traume nichts anderes wieder, als was er am Tage erlebt hatte, aber die Situationen, in denen er sich und seine Enttäuschungen wiedersah, waren unheimlich verzerrt. Er sah sich etwa Schlittschuh laufen, was er als Knabe mit Leidenschaft und Kunstfertigkeit zu tun pflegte. Aber er lief zwischen lauter stumpfen, toten Gesichtern, aus deren Augen plötzlich rote, böse Funken stoben und ihn stechend und brennend überschütteten. Und dann schrie es ihn an, gellend von hinten, über die Schulter weg fuhr's ihm ins Gehör: Für

solche Leute haben wir keine Arbeit! Und dann zischte es ihm ins Ohr, mit sengendem Atem: Wer einmal stiehlt — Und plötzlich prasselte es über ihn herein mit Schlägen, mit Stichen, mit Schüssen, Tritten: Wir brauchen nur ehrliche Leute! Wie, Sie haben gestohlen? Sie haben im Gefängnis gesessen? Der bringt uns noch alle an den Galgen! Sie sind ein Dieb! Sie haben das zweitemal gestohlen? Wer Arbeit sucht, findet Arbeit! Sie wollen nicht arbeiten! Das hast du wohl in Plötzensee gelernt, in jedem Menschen einen Verbrecher zu sehen?

Und wenn er dann schweißüberströmt erwachte und sich vornahm, nicht mehr zu träumen, dann ging es noch toller von vorn los. Er träumte, daß er im Bett lag und in ein anderes Bett hinübergriff. Von der Straße fiel ein Schimmer der Lampe ins Zimmer und lag auf dem totenblassen Gesicht seiner Frau, die Marias Mutter gewesen war. Aber plötzlich war es gar nicht das Gesicht der müden Frau, sondern Marias Gesicht. Und mit einem Male, ganz ohne Anlaß, fesselte man ihm die Hände und sperrte ihn hinter eine himmelhohe Mauer an einen Pfahl . . . Wie kam er nur zu solchen Träumen, fragte er sich zerrüttet, zerschlagen, nicht ausgeschlafen am Morgen.

Und dann ging er von neuem auf die Suche nach Arbeit, Straße um Straße, Haus um Haus, Fabrik um Fabrik, Behörde um Behörde; ohne Erfolg, ohne Zweck, ohne Sinn. Er war froh, wenn er unterwegs war und Maria nicht zu trösten brauchte. Er war froh, wenn er, auch vergeblich, jemand ansprechen konnte, bloß um ein paar Sekunden nicht denken zu müssen. Er begann mitten auf der Straße Unterhaltungen mit alten Leuten, die es nicht so eilig hatten. Er redete

über das Wetter oder über die unseligen Autos und den höllischen Verkehr. Er war immer wieder nahe daran, zu betteln, aber schließlich mißlang es ihm regelmäßig. Und dann schämte er sich wahnsinnig und war froh, wenn selbst die alten Leute an ihm vorübergingen, ohne ihn anzuschauen. Er ertappte sich manchmal dabei, daß er vor unbegründetem Schreck laut auflachte. Dann erschrak er erst recht vor sich selber, lehnte sich an eine Mauer oder setzte sich auf eine Bank, bis er den Schwächezustand überwunden hatte. Die günstigen Zufälle, daß es ihm etwa gelang, gegen ein kleines Trinkgeld einen Koffer vom Bahnhof zur Haltestelle zu tragen oder einer Dame, einem alten Herrn aus dem Auto zu helfen, wurden immer seltener, je mehr er die Augen offen hielt.

Eines Tages, als er später als sonst erfolglos nach Hause kam und Maria, die sich schon, seines langen Ausbleibens wegen, geängstigt hatte, knapp beruhigte, fand er einen Zettel auf dem Tisch und griff hastig danach, als wäre es eine unerwartete Glücksbotschaft. Maria lächelte traurig und sah, wie zerfurcht und aschfahl sein Gesicht in den kurzen Wochen geworden war, die sie mit ihm zusammenlebte. Der Zettel entpuppte sich nach dreifachem Lesen als eine Rechnung von Frau Kroll, und das Außergewöhnliche daran war, daß diese Rechnung nach einem neuen System aufgestellt war. Da stand in ungeübten Buchstaben:

8 Tage à 1 Mark	8 Mark
Frühstück für 2 Personen à 50 Pfennig	4 Mark
	12 Mark

Frau Kroll rechnete also schon nach Tagen ab und erhöhte den vereinbarten Preis mit scheinbarem Recht

um die Kosten des Frühstücks. Obwohl das keine so ungeheuerliche Sache war, stand Hartmann einige Minuten wie gelähmt.

Schließlich sagte Maria mit sehr ängstlich hohem Stimmchen:

„Vater, wir haben jetzt auch nichts mehr zum Versetzen."

Da hatte sich Hartmann schon wieder etwas gefaßt und sagte leichthin, trotzdem es ihm das Herz abdrückte: „Morgen werde ich bestimmt Geld auftreiben. Mach dir man keine Sorgen, Mädele."

Am andern Abend kam er aber wieder mit leeren Händen, und Frau Kroll, die ihn abgepaßt hatte, trat rücksichtslos ins Zimmer.

„Herr Hartmann, die Rechnung ist noch nicht bezahlt."

„Na, so eilig werden Sie es doch nicht haben?" versuchte Hartmann zu scherzen. Aber Frau Kroll schüttelte abweisend den Kopf.

„Nein, nein, ich komme jetzt schon zum drittenmal. Ich lasse mich nicht an der Nase herumführen. Und von so einem wie Sie gewiß nicht!"

„Aber liebe Frau Kroll, Sie wissen doch, daß ich noch keine Arbeit habe. Sie sind die Erste, die bezahlt wird, sobald ich Geld in die Finger kriege."

„Ich kann aber nicht länger warten."

„Sie brauchen auch nicht mehr lange zu warten. Wenn ich keine Arbeit bekommen sollte, dann kriege ich doch die Unterstützung bald. Und nachgezahlt. Das wissen Sie ja besser als ich."

„Es tut mir leid, aber wenn Sie mir jetzt das Geld nicht geben, dann müssen Sie raus!"

„Sie tun ja viel schlimmer, als Sie sind. Sie werden doch mir nicht die Pistole auf die Brust setzen."

Aber diese eiskalte Furie ließ nicht mit sich reden.

„Dann müssen Sie eben ziehen", wiederholte sie mit unglaublicher Schärfe.

„Das muß doch nicht heute sein, wie?" schrie Hartmann sie plötzlich nach totenstiller Pause vor Ärger wie rasend an.

Da duckte sie sich unwillkürlich und sah scheel auf Maria hin, welche die ganze Zeit über, mit dem Kopf auf den Händen, am Tische saß, um nur nichts sehen und hören zu müssen, zumal Frau Kroll, wenn sie allein waren, doch nur alles an ihr ausließ, mit Sticheleien, Bosheiten, Vorwürfen und Anspielungen, die sie nicht verstand. Frau Kroll zischte:

„Also bis morgen abend will ich Ihnen noch Zeit lassen. Aber dann gibt's keine Widerrede!" Da schlurfte sie hinaus, und als sie sich in der Tür noch einmal umdrehte, drohte sie mit der Hand wie eine Hexe:

„Aber das ist auch der letzte Termin!"

Wie nett war diese Frau gewesen, als er ihr die Anzahlung in die Hand gedrückt hatte. Wie gut hatte sie sich mit Maria zu stellen gewußt, als er noch Arbeit hatte. Wenn Maria nicht wäre, dachte Hartmann, dann wäre alles viel einfacher. Aber er konnte sein Kind doch nicht wieder weggeben, das Einzige, das er noch besaß. Und wenn er selbst wollte, wohin, wohin? Es wäre ja nur um ihretwillen. Damit sie sich jeden Tag wenigstens satt essen könnte. Mein Gott, mein Gott, was war das für ein Leben . . .

In der Nacht schlief Hartmann länger als sonst und viel schwerer, dumpfer. Er erwachte mit bohrenden

Kopfstichen, und seine Augen fanden sich im Zimmer nicht zurecht. Maria war schon auf und wirtschaftete langsam und mit übertriebener Rücksicht herum, wischte Staub. Das war Hartmann noch nie passiert, daß seine Tochter eher aufstehen konnte als er. Es war ihm unangenehm, er schämte sich.

Während er mit einem Lappen die Schuhe putzte, die er schon angezogen hatte, teilte ihm Maria eine Neuigkeit mit, welche ihn mittlerweile nicht wenig in Harnisch brachte.

„Sieh mal, Vater," sagte Maria, „ob du nun heute auch Arbeit finden solltest oder nicht, ich habe eine gute Idee. Du wolltest es ja nicht haben, aber ich ärgere mich, daß ich es nicht schon früher angefangen habe. Ich gehe in Dienst und —"

„Das erlaube ich nicht!" fuhr Hartmann sie ganz spontan an, mit solcher Heftigkeit, daß Maria sich fast am Schranke festhalten mußte, um den körperlichen Schrecken zu ertragen. Aber sie hatte sich jedes Wort tapfer in der schlaflosen Nacht zurechtgelegt und nun wollte sie sich um keinen Preis aus dem Geleise bringen lassen.

„Doch, Vater, ich gehe in Dienst!"

„Ich bitte dich, es nicht zu tun, ich bitte dich!"

„Aber, Vater! Was soll ich denn machen! Ich kann das nicht länger mit ansehen, ich habe mir schon eine Stelle besorgt, ich trete sie nächste Woche an."

„Das wirst du nicht tun! Ich werde heute Arbeit haben. Verlaß dich drauf. Ich erlaube nicht, daß du in Dienst gehst!"

„Vater, was soll ich denn machen? Tippmamsell kann ich nicht werden, ich habe nichts gelernt. Schneidern oder ins Geschäft gehen kann ich nicht, weil ich

nichts gelernt habe. Und wenn ich als Lehrmädel wo eintrete, zahlen sie mir nichts. Ich muß in Dienst gehen. Dann fall ich dir nicht mehr so zur Last. Ich bekomme Essen und ein Bett und zwanzig Mark im Monat zum Anfang. Dann kann ich dir noch aushelfen. Ich habe die Stelle durch Frau Kroll. Es sind anständige Leute, ein altes Ehepaar. Warum willst du es nicht haben?"

„Ich will es nicht und damit Schluß." Sie hatte ihn noch nie so heftig und ängstlich erregt gesehen. Aber es war anscheinend dasselbe Blut in ihren Adern, ihre Augen blitzten leidenschaftlich und energisch, und sie wollte eher ihren Vater bis aufs Blut reizen und peinigen als nachgeben:

„Dann werde ich es gegen deinen Willen tun. Du kannst mich nicht zwingen, hier mit den Händen im Schoß zuzuschauen und faul zu sein, während du selber dich ruinierst und doch keine Arbeit findest. Es ist das einzige, was uns übrigbleibt, und zwanzig Mark sind besser als gar nichts. Warum siehst du das nicht ein? Warum willst du das nicht einsehen, Vater?"

Hartmann hatte plötzlich eine eisige Ruhe. Er war totenblaß geworden und saß am Fenster, trommelte mit den Händen leise auf das Fensterbrett. Er wartete, bis Maria zu Ende gesprochen hatte und dann noch einige Sekunden, bis sie ganz verwirrt ihn fragend und überrascht ansah.

„Das will ich dir genau erklären. Ich kann das nicht zulassen. Mit deiner Mutter war es ganz genau so wie mit dir. Plötzlich hatten wir kein Geld mehr, und ich hatte keine Arbeit. Da ging sie in Dienst. Sie konnte es nicht aushalten. Ein Kind war auch noch unterwegs. Sie wurde krank, brach zusammen. Ich konnte ihr nicht helfen. Der Arzt mußte operieren, und ich hatte nicht

einen Pfennig Geld. Und als ich es dann hatte, da half es nichts mehr. Man sperrte mich ein und deine Mutter starb." —

„Aber ich kriege doch kein Kind!" unterbrach ihn Maria ärgerlich lachend, krampfhaft lachend. „Ich bin doch gesund und habe zwei Hände zum Arbeiten, wozu denn?"

„Du kannst mich ja auslachen. Aber ich glaube, wenn Mutter nicht in Dienst gegangen wäre, würde sie noch heute leben, und ich hätte am selben Tage Arbeit gefunden. Ich werde sie auch heute finden; damals habe ich mir heilig geschworen, daß ich eher sterben werde, als dich in Mutters Lage zu bringen. Du darfst nicht in Dienst gehen. Es ist vielleicht bloß ein dummer, dämlicher Aberglauben, aber ich kann mir nicht helfen. Und wenn du mich nur ein bißchen noch lieb hast, dann wirst du das verstehen."

Und so stark der Eindruck dieser Worte auf Marias Herz war, ihr Verstand sträubte sich nur um so heftiger gegen Hartmanns Begründung.

„Und wenn du heute wieder keine Arbeit findest und kein Geld auftreiben kannst, was dann?"

„Ich werde heute Arbeit finden!"

„Und wenn Frau Kroll uns heute abend den Stuhl vor die Türe setzt?"

„Das laß gefälligst meine Sorge sein!"

Er ließ nicht länger mit sich reden, und es hatte auch keinen Sinn. Mit traurigen, scharfen Augen sah ihm Maria nach, als er ging, ohne sich zu verabschieden. Das war frühmorgens, kurz nach sieben Uhr.

Pünktlich um acht Uhr schritt Hartmann über den Hof zum Bureauhaus der Rechlin-Werke. Er tat keinen Blick nach links und nach rechts, und seine ehe-

maligen Kollegen, die in alter Weise Bohlen luden, sahen weder ihn, noch sah er sie.

Im Anmelderaum ließ er seinen Namen Herrn Kommerzienrat Rechlin melden.

Der Boy sagte: „Der Herr Kommerzienrat ist verreist."

Hartmann mußte eine Sekunde die Augen schließen. Damit hatte er nicht gerechnet.

„Wann kommt er zurück?"

„Von heute in drei Wochen."

„Danke sehr."

Er mußte noch einen Augenblick stehenbleiben. Er sah verzweifelt an den Wänden empor. Seine Augen sahen aus wie gehetzt, wie versiegend.

Aber als er wieder über den Hof zur Straße hinausschritt, tat er keinen Blick nach rechts und nach links, und seine ehemaligen Kollegen, die in alter Weise Bohlen luden, erkannten ihn nicht. Er aber vermied es, sie zu bemerken.

Es mußte nun anscheinend alles ganz unglückselig werden. Auf dem Arbeitsnachweis sagte man ihm, es seien gestern ein paar tausend Leute von der größten Elektrizitätsgesellschaft abgebaut worden. Die Anzahl der Arbeitslosen steige ins Unermeßliche.

An der Stempelstelle der Arbeitslosenhilfe war man sehr ungehalten über seinen allzu häufigen und störenden Besuch:

„Es ist Ihnen doch gesagt worden, daß Sie Bescheid bekommen. Warum können Sie nicht abwarten wie jeder andere?"

„Inzwischen kann ich mit meiner Tochter verhungern."

„Der Bescheid kann ja schon morgen kommen."

„Aber wenn ich heute kein Geld bringe, dann wirft unsere Wirtin uns raus."

„Wir können Ihnen doch nicht jeden Tag eine Extraunterstützung gewähren! Wo sollte denn das hinführen?"

„Läßt sich die Sache mit der Unterschrift nicht beschleunigen?"

„Es muß alles seinen Instanzenweg gehen, verstehen Sie! Wir sind hier eine Behörde und kein Privatgeschäft!" —

Im Wohlfahrtsamt bedauerte man noch außerordentlicher. Man gab ihm eine Mark und fünfzig Pfennige, und er mußte versprechen, nun aber bestimmt nicht so schnell wiederzukommen, und sich noch ganz besonders zu bedanken. Als er aus dem breiten und hochvornehmen Portal trat, das man der Wohlfahrt zu Ehren errichtet hatte, da war es ihm plötzlich, als sähen ihn alle die bösen Zufälle, die in den letzten Wochen und besonders an diesem Tage sich zu seinem Schicksal vereinigt hatten, wie Fratzen an.

Dann mußte er wieder ohne Grund darüber lächeln und ging mit festen, eiligen Schritten durch die stille Straße.

Zehntes Kapitel

Bei Tschernik ging er so selbstverständlich durch die große offizielle Kneipe hindurch, daß er niemandem auffiel. Als wäre er da zu Hause, öffnete er die Falltür hinter dem letzten Séparée und kletterte unhörbar und geschickt die Treppe hinunter. Hinter dem Vorhang hielt er inne, vom Ansturm der Gefühle überwältigt. Als er dann näher hereintrat, bemerkte man ihn nicht, so wichtig war das Gespräch um den runden Tisch. Hartmann hörte Tscherniks leise, eindringliche Stimme:

„Und wer wird Schmiere stehen?"

„Ich!" rief Hartmann hinein, mit einem lauten, falschen Pathos.

Sie schüttelten ihm die Hände, er stand mitten unter ihnen, aber seine Augen sahen durch die Männer und durch die Wände gleichsam hindurch. Über seinen plötzlichen Eintritt war man in dieser Welt nicht im mindesten erstaunt. Bimstein klopfte ihm jovial auf die Schulter und sagte, als hielte er einen Toast:

„Was habe ich gesagt? Tschernik, der Spaß kostet dich einen halben Hunderter. Ich habe die Wette gewonnen. Jungens, ich kenn doch meine Leute!"

Hartmann lachte, aber solch ein Lachen hatte noch niemand an ihm gehört. Bei Bimsteins Worten fiel ihm

anscheinend etwas Hervorragendes ein. Er unterbrach sehr bestimmt das wirre Durcheinander:

„Unter einer Bedingung mache ich mit. Ihr müßt mir im voraus die fünfzig Mark geben, die Bimstein gewonnen hat. Sonst kann ich nicht."

„Du hast wohl einen Spleen? Meinst du, ich hätte Maxen jemals die fünfzig Märker gegeben? Mensch, wo haben sie dich bloß losgelassen!" Tschernik war ehrlich entrüstet über die Zumutung, eine Wettschuld zu bezahlen, und dann gar noch an den, der sie nicht gewonnen hatte.

„Wenn ich die fünfzig Mark nicht bekomme, mache ich nicht mit."

„Wozu brauchst du fünfzig Mark, Mann Gottes?"

„Damit mein Mädel nicht auf der Straße liegt, wenn sie mich schnappen."

Allgemeine Empörung.

„Was heißt schnappen? Mußt du dich schnappen lassen? Paß gefälligst auf! Das wäre ja noch schöner! Schnappen lassen, du Idiot!"

„Ich bin doch keine Lebensversicherung!" schloß Tschernik präsidentenhaft die Debatte.

„Dann such dir einen anderen zum Schmierestehen aus!" schrie Hartmann und wandte schon den Rücken.

„Vierzig Mark sind dir zu wenig, he?" rief ihm Tschernik nach. Hartmann drehte sich noch einmal um.

„Fünfzig Mark, entweder — oder!"

„Ja, Maxe, heutzutage verlangen schon die Anfänger Stargagen, was kann man machen? Ich werde ihm dreißig Mark geben."

„Mach keinen Quatsch und gib ihm die fünfzig Mark, die du mir schuldig bist. Heute Punkt ein Uhr nachts Jupiterstraße 1, Hartmann. Kapiert?"

Hartmann nickte nur. Tschernik kramte umständlich in den Tiefen seiner Taschen herum, bis er das Geld zusammen hatte. Die anderen lachten darüber, denn dieses Taschenwühlen war eine sehr komische Angelegenheit, wenn man einen Bauch hatte wie ein Elefant und sich nicht aus dem Schaukelstuhl rühren wollte oder konnte. Infolgedessen fühlte sich Tschernik veranlaßt, sich durch eine seiner kleinen Reden von neuem Respekt zu verschaffen:

„Hartmann, mein Sohn, du erhältst anliegend den größeren Teil eines Vermögens, das ich in einer mehr als zwanzigjährigen, harten Arbeit mühselig zusammengescharrt habe. Wisse das zu würdigen. — Kinder, ich glaube, der Hartmann ist ein Nepper. Ich habe das schon vor vierzehn Tagen gesagt, als er umsonst bei mir, bei mir, ein Diner verzehrte. Ich bin ein gebildeter Mensch und ich habe einen scharfen Blick für solche Sachen. Mir kann keiner etwas vormachen. Der Hartmann ist ein Nepper, der nimmt die fünfzig Mark von einem armen, alten Budikenwirt und verduftet. Wenn Hartmann heute nacht in der Jupiterstraße auftauchen sollte, wird die Welt untergehen. Ich sage, der Hartmann ist ein Nepper, der und Schmierestehen! Es ist ein unverzeihlicher Leichtsinn von uns, von uns, sage ich, denn ihr werdet mir für die fünfzig Mark haften, Jungens. Bin ich eine Lebensversicherung? Da, nimm das dreckige Papier und stopf's dem Mädel in den Rachen. Nimm und türme, Mensch!"

Trotzdem nahm Hartmann diese Worte ernst. „Ich gebe euch mein Wort, daß ich da sein werde! Genügt euch das?"

„Eine Quittung mit Vertrag wäre mir lieber. Auf dein Wort kann man doch nichts geben, Hartmann.

Wer hat vor vierzehn Tagen gesagt, daß er solche Sachen wie wir nicht macht, wie? Jetzt schieb schon los, du Schafskopf!"

Diese wahrhaft abgebrühten Burschen hatten doch etwas Mitleid mit Hartmann, das sich daher erklärte, daß Hartmann eine Tochter hatte. Kaum war er aus der Tür, so gerieten sie aneinander. Tschernik konnte sich nicht enthalten, auf seine gutmütige Art über diese Sentimentalität zu spotten, aber Bimstein wurde fuchsteufelswild und schlug auf den Tisch und erklärte in vollem Ernste:

„Wenn ich eine Tochter hätte, sollten mich keine hundert Tscherniks zum Stehlen bringen können, nicht einmal Bimstein!"

So früh am Nachmittag war Hartmann noch niemals heimgekommen. Er ging auf sein Zimmer, aber Maria war nicht da. Er riß die Tür zur Küche auf und vergaß den Gruß. Frau Kroll drehte sich empört um, wer da so bei ihr einzubrechen wagte. Sie kochte Kaßler, der Duft des Fleisches wraste durch die ganze Wohnung. Als sie sein Gesicht sah, hielt sie die Schelte zurück, die sie auf den Lippen hatte.

„Wo ist Maria?" fragte Hartmann, als erwartete er eine fürchterliche Unglücksbotschaft.

„Sie wird bald wiederkommen, sie besorgt bloß etwas", brummte Frau Kroll.

Hartmann war einigermaßen beruhigt. Aber er fragte sogleich wieder weiter, er hatte noch seinen Hut nicht abgenommen:

„Wo ist sie hingegangen, was besorgt sie, holt sie etwas für Sie ein?"

„Aber regen Sie sich doch nicht so auf, sie muß ja sofort wieder da sein. Sie ist doch kein Kind von zwei

Jahren, daß Sie sich so ängstigen. Und mich haben Sie auch nicht zu knapp erschreckt."

Kopfschüttelnd ging er in sein Zimmer zurück. Lief auf und ab und redete vor sich hin. Er konnte nichts denken, seine Augen schienen ihm blind, seine Ohren taub, dann wieder brach sein gewaltiger Wille durch, und er zwang sich eine Haltung ab, als müsse er vor sich selbst schauspielern.

Nach einer Stunde kam Maria.

„Wo hast du solange gesteckt?" Sie war solch einen Ton von ihrem Vater nicht gewöhnt: Trotzig erwiderte sie:

„Ich war bei Knackes."

„Wer ist das schon wieder?"

„Da geh ich in Dienst!" schrie sie auf, als folterte er sie und als ließe sie dennoch und nun erst recht kein falsches Geständnis aufkommen.

„Es ist nicht mehr notwendig," sagte er gebrochen, „ich — ich habe wieder Arbeit. Für lange Zeit . . . und ich habe mir einen — einen Vorschuß geben lassen — hier — fünfzig Mark — ja, fünfzig Mark —"

Hartmann fing nun wieder an zu lachen. Es war dieses merkwürdige, unbeschreibliche Lachen, das früher niemand an ihm gehört hatte.

„Warum freust du dich eigentlich nicht, Mädel? Hier, guck mal, hier, hier!" Er holte das Geld aus der Tasche, einzeln Schein für Schein, und legte es auf den Tisch, bis der halbe Tisch mit den bunten Papieren bedeckt war. Er kicherte, es war wie ein dünnes heiseres Gewieher und paßte gar nicht zu ihm.

„Das hast du wohl von deinem Vater nicht erwartet, daß er noch einmal Arbeit findet, das hast du wohl nicht geglaubt? Dummes Ding, was weißt du von der

Welt?! In Dienst gehen, noch was! Haben wir doch nicht nötig! Hier, guck mal her, Geld, Geld, Geld, Mädel, Geld! Jetzt wird gearbeitet! Und was für eine Arbeit! Ja, da staunst du wohl, fünfzig Mark Vorschuß, was? Überstunden kann ich da machen, muß ich machen, Nachtarbeit. In einem großen, vornehmen Haus, Privat! Großartig bezahlt. Haben wir nicht lange genug gehungert? Nu warte mal, Mädel, jetzt wird's wieder schön werden, jetzt wird schon alles gut."

Er begann sich schon hineinzureden, er glaubte es ganz bestimmt, daß nun alles gut werden müsse.

„Und jetzt nimm mal schnell die Rechnung und lauf in die Küche und bezahl's der Frau Kroll, die hat ja auch schon lange genug auf ihr Geld gewartet. Jetzt haben wir's ja. Und halt dich nicht lange auf, rede nicht viel, gib ihr das Geld und komm. Und das übrige steck du dir ein, behalt's als Wirtschaftsgeld, jawohl, ganz wie in einem guten Haus, Ordnung muß sein. Und nicht zu leichtsinnig wirtschaften. Warum lachst du denn gar nicht, Mädel?" brach er plötzlich traurig ab.

Als sie aus der Küche zurückkam, hatte sie verweinte Augen. Sie lachte und weinte durcheinander: „Ich habe zuerst geglaubt, es ist nicht wahr, Vater . . . aber wenn ich — in Dienst gehe —"

„Ich werde selbst zu den Leuten gehen und sagen, daß ich's verbiete, du dumme Göre. Es ist doch wirklich nicht nötig. Und nun denk nicht dran, sondern lauf schnell mal herunter und hol was zu essen. Du wirst nicht weniger Hunger haben als ich. Oder nein, warte mal —" er nahm Maria an der Hand und steckte einen Fünfmarkschein in die Tasche — „weißt du

was, Mädel, wir gehen ins — Restaurant! Das muß doch gefeiert werden!"

Jetzt erst kam bei Maria die richtige Freude auf: „Ins Restaurant? Aber was soll ich denn machen? Kann ich denn in dem roten Kleidchen in ein Restaurant gehen? Und wird es denn nicht sehr teuer sein?"

„Das mit den Kleidern laß man meine Sorge sein, Mädele, in paar Wochen reden wir weiter darüber. Und heute geht's auch in dem roten, und wem es nicht paßt, wie wir aussehen, der soll uns eben nicht angucken."

Sie gingen Arm in Arm, und Maria war ausgelassen vor Freude und zugleich nachdenklich wie ein Backfisch, der das erstemal in seinem Leben einen richtigen Kuß bekommen hat. Dann begann sie zu plappern und zu schnattern, was wohl die Schwestern aus dem Waisenhaus sagen würden, wenn sie sie hier so stolz einherspazieren sähen, ins Restaurant, ins Restaurant, und dann kam es ihr wieder so vor, als wenn es Sonntag wäre, und zwar, als wenn es jener Sonntag wäre, an welchem der Vater sie heimgeholt hatte, und sie hätte sich schon seit damals auf diesen Weg so gefreut, und zwischendurch schielte sie jedem Kleidergeschäft, an dem sie vorbeikamen, ins Schaufenster, und schließlich bestellten sie in einem mittelmäßigen Lokal, das aber Marien sehr vornehm dünkte, jedes sein Lieblingsgericht, warteten, bis es kam, musterten die lieben Mitmenschen, aßen mit gierigem Appetit, tranken Himbeerwasser dazu, weil Hartmann sich vor Bier scheute, und Maria bemerkte kaum, daß Hartmann immer schweigsamer geworden war.

Im Gebrauch der Serviette erwies sich Maria zum Schluß ein wenig unerfahren, überhaupt stierte man

die beiden von den Nachbartischen unverhohlen an, aber Hartmann sah es nicht. Als sie sattgegessen hatten, begannen der Pianist und der Geiger des Lokals ein kleines Mittagskonzert, und nun wollte Maria überhaupt nicht mehr fort. Schließlich gingen sie nach dem siebenten Stück, wieder Arm in Arm, Maria stolzer als je, aber nun fiel es ihr auf, daß ihr Vater es etwas eilig hatte. Sie fühlte sich sehr geschmeichelt, daß er sie noch nach Hause begleitete, ehe er an seine Arbeit ging, „mein Vater ist mein erster und allerbester Kavalier", sagte sie stolz. „Aber Vater, warum freust du dich denn gar nicht, vorhin konnte ich nicht lachen und jetzt machst du ein Gesicht wie sieben Monate Regenwetter. Papa, du mußt ein viel netteres Gesicht machen, wenn du mein Kavalier sein willst."

Es gelang ihm nicht gut, und er hatte es auch wirklich sehr eilig. Er ging nicht einmal mehr mit hinauf in die Wohnung und sagte Marien an, daß er auch nachts solange als möglich arbeiten würde, sie solle sich nicht ängstigen, wenn er vielleicht erst sehr spät heimkommen würde, sondern, wenn sie ihr Nachtgebetlein spreche, an ihn denken und ruhig schlafen gehen, wenn es Abend würde. Und sie solle Frau Kroll grüßen, meinte er scherzhaft, und sich etwas Gutes zum Abendbrot gönnen.

Kaum war sie die Treppe hinaufgeflitzt, so zog er wieder durch die Straßen, mit einer Unruhe, wie er sie noch selten verspürt hatte. Ihm war zumute, als wäre es noch keineswegs zu spät, umzukehren und alles rückgängig zu machen. Vor seinen Augen standen die Tatsachen plötzlich eisern und unverrückbar da, und er hatte nur den einen Willen, einen anderen Weg, einen Ausweg zu finden. Wenn es ihm gelänge, jetzt

noch Arbeit zu finden oder bloß irgendwie Geld aufzutreiben, würde er sein Wort nicht zu halten brauchen, beschwor er sich.

Er ging in irgendwelche Geschäfte hinein, ganz sinnlos, ohne zu überlegen, und fragte, ob man ihn nicht brauchen könne. Man würde nicht allein ihm einen großen Dienst damit erweisen. Die Leute sahen ihn aber an wie einen armen Irren, sagten ihm mehr oder weniger freundlich, er solle sich trollen. Man drückte ihm hie und da Groschen in die Hand, als wenn er mit seiner eigenartigen Form, sich um Arbeit zu bewerben, eine neue Art des Bettels erfunden hätte. Und war ihm, als er regelrecht gesucht hatte, nichts Positives begegnet, so hatte diese verzweifelte Methode überhaupt keinen Erfolg.

Bald überfiel ihn eine ungeheure Müdigkeit, die Läden wurden zugemacht, die Haustore knarrend und quietschend geschlossen, und die Straßen leerten sich. Hin und wieder kam ein größerer Schub Menschen, man eilte in die Theater, die Kinos. Hartmann ging in den Park und schlief auf einer Bank rasch ein. Er schlief nicht gut, wieder dumpf und schwer, das ungewohnte, gute Mittagessen drückte ihm den Magen ab.

Ein Parkwächter weckte ihn: „Na, du alter Penner, steh man auf und geh zu Muttern, es ist Zeit. Oder willst du bei Mutter Grün übernachten? Dann aber nicht in meinem Revier, marsch!“

Es würde schwerhalten, in der Nacht die unbekannte Straße ausfindig zu machen, dachte Hartmann, als hätte er da noch irgendeine Kleinigkeit zu erledigen. Er lief nahezu blind geradeaus, immer geradeaus, bis er in die Stadt zurückkam. Ob man einen Schutz-

mann fragte, wo die Jupiterstraße ist? Natürlich, warum sollte man keinen Schutzmann fragen?

Eine ferne Glocke schlug einen Schlag.

Ein Uhr.

Und mit diesem einen Schlage brach die Wirklichkeit mit einer unfaßbaren Gewalt wieder über ihn herein, mit einer Freude, wie er sie nie empfunden, wie er sie in seinen herrlichsten Träumen nicht gekannt hatte. Herrgott, es war ein Uhr, ein Uhr, ein Uhr! Mochte der Teufel wissen, wo die Jupiterstraße lag, er brauchte nicht erst hinzugehen, er konnte heimgehen, es war zu spät, die Kumpane würden ihn nicht mehr erwarten, sie würden ihren Streich allein oder gar nicht vollführen, sie würden nicht mehr glauben können, daß er noch käme! Gab es nicht Zeichen noch und Wunder? Der liebe Gott hatte nicht haben wollen, daß er einen Diebstahl beging, der liebe Gott hatte ihn verschlafen lassen, nun war es zu spät zu stehlen, Herrgott, wie gut, wie wunderwoll war das, wie gut tat das! Nun, aber nun wirklich, nun wirklich und endlich mußte, mußte, mußte alles gut werden, morgen würde er ganz bestimmt Arbeit finden und dem Tschernik das Geld wiedergeben, morgen würde die Welt anders aussehen! Vielleicht mißlang die ganze Geschichte, vielleicht hatte jetzt die Polizei die anderen schon erwischt, und er, und er war nicht dabei! Aber er hatte doch sein Wort — Wahnsinn, einen Schwur selbst, ein Verbrechen zu begehen, brauchte man nicht halten, und gar sein Wort, wenn er da kniff, konnte ihm niemand einen Vorwurf daraus machen, im Gegenteil. Nur —

Er kam im Sturmschritt an einem Juwelierladen vorbei.

Eine große Uhr glotzte aus dem Schaufenster.

Auf der großen Uhr zeigten die Zeiger acht Minuten nach halb ein Uhr.

Da wußte Hartmann, daß es halb eins und nicht ein Uhr geschlagen hatte. Da wußte Hartmann, daß alle seine Freude irre und nichtig war.

Pünktlich um ein Uhr schlenderte er durch die Jupiterstraße. Aus einem Haustor flüsterte ihm Bimstein zu, er möge aufpassen und im Notfalle einen Pfiff ausstoßen und dann weitergehen, als wäre nichts gewesen und als ginge er heim. Die anderen seien schon im Hause, flüsterte Bimstein und war in der dunklen Nische verschwunden.

Dann war es unheimlich ruhig.

Hartmann ging vor Aufregung gedankenlos auf und ab und lugte aus.

Einmal war es ihm, als öffnete sich über ihm ein Fenster, aber bald glaubte er, er habe das in seiner Angst geträumt.

Nach kaum zehn Minuten kamen von beiden Seiten der Straße Polizisten. Hartmann ging weiter, als sähe er sie nicht. Als er ihre Kette bereits passiert hatte, drehte er sich um, ob sie ihm nachblickten. Dann fing er an zu laufen, was seine Beine nur hergaben.

Ein Schuß fiel hinter ihm. Er hatte die Haltrufe überhört. Er blieb stehen.

Er wehrte sich nicht lange und gab alles zu. Die anderen entwischten über die Dächer.

Zweiter Teil

— — Die künftige Gnade und Verheißung, die der Herr ihm gegeben, da er zu ihm sprach: „Siehe, ich will mich meiner Herde selbst annehmen und sie suchen. Wie ein Hirt seine Schafe sucht, wenn sie von seiner Herde verirrt sind . . .“ Jeremia.

Elftes Kapitel

Nach endlosen Vorverhandlungen fand der Termin im „Falle Hartmann" am 3. Oktober statt. Auf der Anklagebank saß Hartmann, den man allein aburteilen mußte, weil die Kriminalpolizei alle Hoffnung, seine Komplicen zu fassen, nahezu aufgegeben hatte. Daß er deren Namen und Aufenthaltsort nicht nannte, wurde ihm von seiten des Gerichts als belastender Umstand, von seinem Verteidiger, einem sehr jungen, brünetten Herrn mit äußerst ehrgeiziger Nase, als Zeichen eines unerschütterlichen Charakters ausgelegt.

In der Zeugenbank saßen Maria, Frau Kroll, ein Herr von der Arbeitslosenfürsorge, der sich freiwillig dazu erboten hatte, und Kommerzienrat Rechlin. Die allgemeine Spannung des vollen Hauses war auf die Aussage des Kommerzienrates Rechlin gerichtet, zumal der Tatbestand außer Zweifel stand und von Hartmann niemals geleugnet wurde.

Die unter einem unaufhaltsamen Tränenstrom vorgetragene Aussage der Witwe Pauline Kroll geb. Meckelhuber lockte die Taschentüchlein der Damen im Zuschauerraum hervor und war für das Gericht nicht ausschlaggebender als die inständige Entschuldigungsrede Mariens, die fest, eindringlich und leise, sehr gleichmäßig und ohne zu schluchzen sprach. Hier begannen die männlichen Prozeßhyänen aufzuhorchen,

und die Gerichtsreporter stenographierten die Spitzen ihrer gefühlvollen Bleistifte wund und stumpf.

Schließlich kam der Herr von der Gefangenenfürsorge an die Reihe. Er erhob sich, zog seinen Cutaway von Anno eins gerade, warf sich stolz in die steife Hemdbrust und nestelte an seinem Vatermörder. Der Staatsanwalt rückte unruhig hin und her, die Prozedur dauerte ihm zu lange. Der Karikaturist Boldin, der zwischen zwei stumm schreibenden Reportern im Flüsterton alte Wiener Witze auskramte, schwieg plötzlich und zeichnete sechs Linien auf seinen Block. Ein Galgen mit zu kurzem Stamm, das war der Schädel mit der niedrigen Stirne und der Kratzbürste der halblangen Haare, ein mißratenes Paragraphenzeichen, das war die Nase, ein Bumerang, das war das Kinn, daran schloß sich in großem Schwunge eine lange Linie, der Cutschwanz. Darunter schrieb Boldin: „Der Gefangenenfürsorger", und die Reporter lugten und horchten schärfer aus, denn was Boldins bekannter Instinkt ergriff, das pflegte — neunundneunzig zu eins — ein gefundenes Fressen zu sein.

Der Gefangenenfürsorger sagte in wohlgesetzter Rede aus:

„Wenn ein hoher Gerichtshof bedenkt, daß der Angeklagte Karl Hartmann, obschon ihm zu wiederholtesten Malen gesagt worden war, er möge sich gedulden, bis ihm ein Bescheid für oder wider auf der Grundlage des Instanzenweges würde, dennoch jeden Tag die Beamtenschaft der hiesigen Arbeitsfürsorgezentrale in der unverschämtesten Weise behelligte, anstatt sich Arbeit zu suchen, und daß er anstatt zufrieden zu sein, wenn er die ihm gesetzlich zustehende Unterstützung bekommen würde, was er indessen nicht

abwartete, die Arbeitslosenfürsorge für die, zugegeben, unheilvollen Zustände in seinem Hause verantwortlich zu machen versuchte, so wird ein hoher Gerichtshof wohl nicht umhin können, bei einem gerechten Urteile außer Frage zu stellen, daß es sich hier um einen Querulanten handelt, dem es lieber ist, auf Staatskosten zu vegetieren, als mit seiner Hände Arbeit —"

„Pfuschen Sie dem Gericht nicht ins Handwerk!" unterbrach ihn der Vorsitzende. „Sie sollen aussagen und nicht urteilen, Herr!"

Da geriet der Herr Fürsorger aus der Fassung und machte mit seiner Verblüffung einen sehr heiteren Eindruck. Von nun an war es ihm nicht mehr möglich, seine Worte nach dem Schema wohl zu komponieren, er sprach kurz, stockend, abgehackt weiter:

„Ohne Geduld kann man nichts erreichen. Er wollte es ja nicht glauben. Ich hab's ihm oft genug gesagt. Was hat er nun davon? Es muß doch alles seinen vorschriftsmäßigen Instanzenweg gehen. Meinen Sie nicht, Herr Vorsitzender und die Herren Beisitzenden? Und die Tatsachen bestätigen meine Aussage ganz, hm, augenscheinlich. Was ich sagen wollte —"

„Ja, was wollten Sie denn sagen? Beeilen Sie sich, bitte, etwas!"

„Ich wollte — ich meine nur — einen Tag nach der Verhaftung des Angeklagten traf die letzte Unterschrift bei mir ein. Jetzt hätte er sein Geld haben können. Aber Sie sehen ja, wie diese Leute sind. Er hat's nicht aushalten können. Er hat's nicht abwarten können. Und für so etwas, sage ich, geben wir unser Geld her —"

„Haben Sie außerdem noch etwas sachlich Wertvolles zu sagen?"

Die Art des Vorsitzenden flößte Hartmann einige Hoffnung ein. Es war ein alter Herr mit kurzem, weißem Bart und rotem, gesundem Gesicht. Ohne Glatze. Der Beamte wurde, obwohl niemand Wert auf seine Aussage legte, sondern ein unwilliges Murmeln über diese Menschlichkeit durch den Saal ging, vereidigt und entlassen.

Während dieser Formalitäten landete ein Brief in der Rechten des Vorsitzenden, worauf eine kleine Pause entstand. Der alte Herr musterte Rechlin lächelnd, die Stille war etwas peinlich und spannend. Die Journalisten sahen forschend von ihren Papieren auf. Dann wurde Rechlin aufgerufen.

„Ich habe nicht viel zu sagen, aber ich nehme an, daß mein Wort als die Aussage eines Arbeitgebers nicht ohne Bedeutung ist. Hartmann war ein paar Tage in meinem Betriebe tätig. Ich habe ihn auf seinen eigenen Wunsch gehen lassen müssen, gegen meinen Willen, denn er ist ein ausgezeichneter, fleißiger, intelligenter und grundehrlicher Mensch und Arbeiter. Als Hartmann vor dieser — Geschichte zu mir kam, war ich verreist. Aber ich versichere Sie, daß ich ihn mit dem größten Vergnügen wieder eingestellt hätte. Ich habe zu viele Arbeiter in meiner Fabrik beschäftigt und beobachten können, um keinen Blick dafür zu haben, was einer wert ist. Sie waren alle mehr oder weniger brauchbar, aber wenn einer arbeiten konnte und wollte, wirklich ehrlich und begeistert wollte, so war es dieser. Falls es sich darum handeln sollte, Hartmann eine Bewährungsfrist zukommen zu lassen oder falls irgendeine Kaution nötig ist, so betone ich, daß ich für Hartmann völlig zur Verfügung stehe. Das ist alles, was ich zu sagen habe."

Eine große Bewegung ging durch den Saal. Man hatte alles andere erwartet, aber keineswegs dies, daß sich ein Mann wie der Kommerzienrat Rechlin, der berühmte, gefürchtete Rechlin für einen kleinen Dieb und Schmierensteher derart einsetzen würde. Die Unbeteiligten nahmen sofort für Hartmann Partei, Rechlin war bei ihnen im Augenblick und für den Augenblick der große Mann. Es sei doch fabelhaft, wie dieser Chef sich für einen gewöhnlichen Arbeiter einsetze, der nur ein paar Tage bei ihm beschäftigt war. Die Journalisten sahen sich an und wußten sich die Zusammenhänge nicht zu erklären. Sie tuschelten vorsichtig untereinander, und nur einer von ihnen, Bartlieb, ein ganz junger Schnösel mit einem Quadratschädel und wirrem, unsauberem Haar, hielt sich hochmütig diesen leisen Gesprächen fern und beobachtete lauernd Rechlin. Die anderen allerdings hatten sich von Bartlieb nicht minder ferngehalten.

Der Vorsitzende richtete von neuem das Wort an Rechlin:

„Herr Zeuge, Sie müssen Ihre Aussage beeiden. Heben Sie die Hand und sprechen Sie mir den Eid nach."

Nicht ohne Würde und Bedeutung erhob Rechlin die Hand zum Schwur. Der Vorsitzende und der Staatsanwalt, die vier Richter, die anderen Zeugen und die Zuschauer erhoben sich in diesem feierlichen Moment. Der Vorsitzende jedoch fragte Rechlin, und es lag mehr als die übliche Formalität in seiner Stimme, der er dennoch den Anschein einer Formalität zu geben suchte:

„Vorbestraft sind Sie wohl nicht?"

Es vollzog sich eine seltsame Wandlung im Aus-

sehen Rechlins. Seine zum Schwur erhobene Hand sank müde, gequält an seinem Körper hernieder. Seine Augen waren irre, nervös, verlegen geworden. Er suchte vergeblich seine Blicke auf die Augen des alten Herrn zu konzentrieren. Es war etwas Müdes, Gealtertes, Niedersinkendes um die hohe, eben noch so gestraffte Gestalt. Die stehenden Richter, die sensationslüsternen Zuschauer, die ereignishungrigen Reporter beugten sich vor.

Rechlin nickte nur, scheu, deprimiert.

Ungeheuerliches, aufgeregtes Aufatmen im Zuschauerraum. Eine Sekunde lang.

Also das war der berühmte Rechlin, der für einen kleinen Schmierensteher geradestand und vielleicht selbst einmal —.

„Wegen Meineids?" Schneidend fährt die Stimme des Vorsitzenden durch den Saal. Die Journalisten schreiben Rekord. Boldin zeichnet rasend schnell, es ist das erstemal in seinem Leben keine Karikatur. Es ist das beste Bild, das er je gezeichnet hat. Nur Bartlieb zeichnet nichts auf, starrt Rechlin an. Lächelt.

„Nein!" gellt Rechlin, totenblaß, in den Saal. Die Antwort schneidet fast schärfer als die Frage des Vorsitzenden. In diesem Augenblick zweifeln die wahrhaft psychologischsten Zuschauer und Journalisten, ob sie richtig gehört haben. Unmöglich, daß der berühmte Rechlin vorbestraft war, sein konnte, einfach unmöglich. Aber es handelte sich nicht um ihn, der plötzlich anstatt des Angeklagten die Hauptperson geworden war.

„Also, dann schwören Sie", sagt der Vorsitzende. Das ist wieder der alte Formalitätenton. Und dann kommt wie jedesmal und jeden Tag siebzehnmal der

Eid, den der Vorsitzende vorspricht und den Rechlin wiederholt.

Der Staatsanwalt, der jetzt die Anklage vertreten soll, ist gut gelaunt und unterläßt boshafte Randbemerkungen, die er auf der Zunge hat und die sich keineswegs gegen den Angeklagten richten sollen, während ihn Rechlin mit hellen, wütenden Augen durchbohrt. Die ganze Verhandlung würde auf eine völlig unorientierte und mitten in die Vorstellung hineinschreiende Seele den Eindruck eines privaten Wettredens machen, einer redesportlichen Veranstaltung. Aber man hört diese Rede dennoch und vielleicht gerade darum nur um so aufmerksamer mit an. Der Staatsanwalt steht auf dem Standpunkt, daß es sich um Beihilfe zum Diebstahl handelt und beantragt eine nicht allzu geringe Gefängnisstrafe.

Dann darf der brünette Verteidiger Hartmanns noch einmal sprechen und faßt kurz zusammen: „Hartmann hatte keine Arbeit. Er konnte nicht hungern. Kein Mensch wird ihm zumuten zu hungern. Warum, wofür? Er suchte verzweifelt nach Arbeit. Er fand keine. Er hat für seine Tochter sorgen müssen. Er kam zu den Behörden, zu den Beamten, von welcher Gattung Ihnen ein besonderes Exemplar soeben vorgeführt wurde. Man gab ihm nichts. Keine Arbeit, keine Unterstützung, kein Geld, kaum ein gutes Wort. Die Herren, die der Staat dafür bezahlt, daß sie den Arbeitslosen und den Strafentlassenen helfen, wenn Hilfe nötig ist, haben versagt. Mehr als vier Wochen hielt Hartmann solch ein Leben nicht aus. Als ihm niemand etwas zu verdienen oder zu essen gab, da versuchte er zu stehlen. Es mißlang ihm. Sie wenden ein, Herr Staatsanwalt, er habe schon das zweitemal gestohlen.

Man hatte ihm auch damals das Notwendige vorenthalten. Es mißlang ihm; das scheint mir für seinen Charakter und für seine Ehrlichkeit Bände zu sprechen. Es war sicherlich nicht mehr oder weniger Schicksal, als ihm die früheren, bösen Zufälle Schicksal wurden. Hätte dieser Mann Geld genug gehabt, seine Miete zu bezahlen und seinem Kinde Brot zu geben, er hätte nie gestohlen. Sie haben in Hartmann sozusagen einen Prellbock der menschlichen Vorurteile vor sich. Einen Unschuldigen, den die Gesellschaft schuldig werden ließ, zweimal schuldig, um ihn der grausamsten Pein zu übergeben. Wenn hier überhaupt von einer Strafe die Rede sein dürfte, so wären die staatlichen Institutionen, die unglückseligen Umstände, die gesamte Organisation unseres gesellschaftlichen Zusammen-, vielmehr Auseinanderlebens die Schuldigen und die Strafbaren. Geben Sie diesen Menschen seinem Kinde wieder und diesen Verlorenen der menschlichen Gesellschaft, der er vielleicht ein nützlicheres Glied werden könnte, wenn er frei schalten, arbeiten dürfte, als wenn er hinter Mauern niemandem zu Nutz und Frommen gezwungen wird, das nächste Mal von neuem zu stehlen. Hartmann hat nicht gestohlen, sondern nur beigeholfen. Die wirklichen Verbrecher laufen frei herum, er muß büßen. Ich plädiere auf Freispruch."

Nicht sehr gerührt zieht sich das Gericht zur Beratung zurück. Die übliche Unruhe vor dem Urteil im Raum. Wetten werden abgeschlossen. Parteien bilden sich. Hie Freispruch — da sechs Monate.

Rechlin trat aus seiner Bank heraus und stand vor dem Pulte Mariens, die das Taschentuch in den nervösen Händen quetscht und fetzt. Ihre Augen sind rot-

geweint, aber jetzt kommt keine Träne über ihre Wangen.

„Fräulein Hartmann?“ fragte Rechlin.

„Ja, bitte schön?“

„Rechlin heiße ich. Ihr Herr Vater hat mir einen Brief geschrieben. Wollen Sie morgen bei mir als Kinderpflegerin eintreten?“

Maria schwieg, die Richter traten in den Saal. Sie drückte Rechlin so innig die Hand, daß der Kommerzienrat für eine Sekunde vor Rührung die eigene Pein vergißt. Die Herren des Gerichts nehmen wieder ihre Plätze ein. Hartmanns Augen schweifen mit einer so lauernden Angst von Kopf zu Kopf, als wollten sie jedem einzelnen dieser Herren über Leben und Tod, über seine Freiheit und Ehre noch im letzten Augenblick Gnade und Hilfe entpressen. Dann sinkt er müde in sich zusammen und stiert vor sich hin und seine Augen werden leer und arm. Die Leute im Saal, die ewigen Zuschauer und die Journalisten rücken noch rasch einmal auf ihren Stühlen hin und her, das ist die Vorbereitung, um sogleich desto ruhiger lauschen zu können. Marias Blicke klammern sich an den Kommerzienrat, als könnte er noch helfen, als hätte er noch nicht genug getan, als hinge von ihm nun auch noch das Letzte ab. Von diesen Blicken Mariens und von der Aufmerksamkeit der Zuschauer, die zum großen Teile auch immer noch ihm gilt, aufgestört und nervös flüstert er Marien ins Ohr:

„Aber reden Sie zu keinem Menschen darüber.“

Maria nickt automatisch. Die Reporter schauen auf die Uhren. Der brünette Verteidiger stöbert in seinen Akten herum. Der Staatsanwalt fixiert die vier Rich-

ter mit unangenehmen, impertinenten Blicken. Eine ältere Dame verläßt mit Geräusch eine der vorderen Parkettreihen und geht aus dem Saal. Auf sie heftet sich plötzlich die gesamte Aufmerksamkeit. Hartmann hat seinen Kopf auf die Hände gestützt, er möchte nichts, nichts, nichts denken, nichts hören, nichts wissen, nichts sehen. Aber seine Augen sind offen und blicken durch den Spalt der schmerz- und wutgekrümmten Finger hindurch, seine Ohren hören gegen seinen Willen jedes Geräusch im Saal und einiges mehr, Zeichen und Gespenster.

Als wäre er ein anderer, sieht er nun sich aufstehen, riesengroß, drohend, breit, gewaltig, hünenhaft, wie ein alter und mächtiger Baum noch einmal groß aufzustehen scheint, ehe er vom Blitz getroffen, zur Erde niederstürzt.

Rechlin ist ganz ruhig geworden. Sein Gesicht ist etwas blasser als sonst, graublaß, und seine Augen sind geschlossen. Er hat den Kneifer, den er oft aufsetzt, vor sich auf dem Tische liegen. Seine Hände falten sich darüber, als wollte er ihn hüten.

Tief, ruhig, verhalten kommt nun die Stimme des Vorsitzenden, die das Urteil verkündet. Wenn man ihn nicht sehen könnte, würde man an dieser Stimme noch erkennen, daß es ein alter, gesunder Mann mit einem eisweißen Barte ist.

„Das Gericht hat bei seinem Wahrspruch in Betracht gezogen, —"

Es ist so stille im Raum, daß man eine Stecknadel müßte zu Boden fallen hören, und die Worte tropfen in die Stille wie die ersten großen Regentropfen vor einem Wolkenbruch.

„— daß der Wiederaufbau einer Existenz für den Vorbestraften mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden ist —"

Also Freispruch, reflektieren die Neulinge unter den Zuschauern, Wette gewonnen, Wette verloren, abwarten, man kann nie wissen . . . Selbst so buchstabengläubiges Volk wie diese Richter, reflektiert ein fortschrittlicher Journalist, erkennt bereits an, daß das Odium des Vorbestraftseins für den „Verbrecher" eine furchtbare Kette ist, die er seiner Lebtag nicht mehr los wird. Er ist gezeichnet, für ewig gebrandmarkt, das Mittelalter ist noch längst nicht überwunden, nur daß die Eisenkette, die der Vorbestrafte immer am Fuße zu schleppen hat, jetzt nicht offenbar und sichtlich, sondern unsichtbar und dennoch unverleugbar ist. Sie wissen das, sie scheuen sich nicht, das auszusprechen, sie kritisieren damit ihr eigenes Gesetz, aber sie denken doch nicht daran, irgend etwas zu ändern, zu verbessern. Wenn mit diesem Urteil ein Präzedenzfall geschaffen würde . . . Wozu, zum Teufel, dies lange Gesabber um einen kleinen Dieb, der das zweite und gewiß nicht das letztemal in seinem Leben Schmiere gestanden hat, flucht ein alter Herr . . .

„. . . deshalb sind dem Angeklagten noch einmal mildernde Umstände zugebilligt worden —"

Jetzt horcht Hartmann auf. Maria starrt zu ihm hinüber, sie versteht nur „mildernde Umstände" und in ihren Augenwinkeln leuchtet eine Freude auf. Der Beamte von der Arbeitslosenfürsorge denkt: unter diesen Umständen müssen wir dem Kerl auch noch die Unterstützung nachzahlen, und er gewinnt ein Vermögen dabei, er kriegt Geld und ich bin noch der Blamierte, hatte ich nötig, mich hier in fremde Händel

einzumischen? Das ist der Dank, wenn man so eifrig seine Menschen- und Beamtenpflicht erfüllt, die Beamten aus dem anderen Ressort spielen einem noch extra einen Streich . . .

„— drei Monate Gefängnis", schließt der Vorsitzende.

Hastig zieht sich das Gericht zurück. Nach zwei Minuten voller Scharren sind die Zuschauerbänke leer, aber die Dispute über den Fall und das Urteil beginnen erst draußen. Man hat es plötzlich sehr eilig. Die Journalisten sind die ersten draußen. Der Saal ist fast leer. Frau Kroll hat sich mit unheimlicher Eile gedrückt, ehe noch Maria sie bemerkte. Rechlin vermeidet es, Maria anzuschauen, während er geht, zusammengeknickt, nervös, und Hartmann noch einen langen, eigentümlichen Blick zuwirft. Aber Hartmann steht da, als sähe er nichts, wie eine Bildsäule, riesengroß, steif aufrecht und mit ganz übergroßen, hervortretenden, leeren Augen.

Maria stürzt auf ihn zu, ganz zerrissen, voller schmerzlichster Wildheit, springt ihm an den Hals wie ein Tier, das ihm die Kehle durchbeißen will, und küßt ihn wie rasend und flüstert und streichelt ihn hastig und will ihn beruhigen und begütigen und ist doch selbst so unruhig und trostlos, daß sie schreien und um sich schlagen möchte. Da lösen sich seine Hände aus Krampf und Starre und umfassen die schmale, herbe Gestalt und die Augen versinken ineinander und tauchen ineinander unter.

Bis der Wachtmeister, der hinter dem Angeklagten zu stehen hat wie eine Salzsäule, mit drei harten, in seiner Einfachheit alle Sentimentalität zertrampelnden Schritten auf Hartmann zutritt und ihn auf die Schul-

ter tippt. Daß Hartmann zusammenfährt und aufgeweckt sein Kind nun erst recht niemals mehr loslassen möchte, und daß seine Arme dennoch kraftlos und willenlos von ihr lassen und an dem kleinen, schmalen, herben Körper herabfallen. Und plötzlich mit einem Hochrecken des Hauptes dreht sich der Mann um und geht, geht, geht, und hinter ihm der Wachtmeister, mit harten, trampelnden Schritten, aus dem Saal. Maria aber steht noch wie angewurzelt auf ihrem Fleck und starrt ihm nach, lange, lange, starrt ihm nach, bis die Augen vor leisen, sickernden, weinenden Tränen über und überquellen. Dann erst wieder kommt auch sie zu sich und weiß, daß sie allein, allein im Saale geblieben ist, und eine große, unmenschliche Angst überfällt sie, allein zu sein und vielleicht eingeschlossen zu werden hier in diesem schrecklichen, grauenvollen Hause, und sie läuft hinaus und fürchtet sich noch vor dem Widerhall ihrer Schritte.

Um diese Zeit hielt das Auto vor Rechlins Haus, es war Zeit, Mittag zu essen. Aber als der Kommerzienrat bereits ausgestiegen war, stieg er von neuem ein und sagte dem Chauffeur: in die Fabrik. In seinem Bureau sagte er dem Anmeldungsboy und der Telephonzentrale Bescheid: Ich will arbeiten. Ich bin heute für niemanden zu sprechen. Rufen Sie meine Frau an, ich käme heut nicht zum Essen. Ich habe hier zu tun. Ich komme erst sehr spät nach Haus. Und nun bitte ich, mich mit nichts zu stören.

Und um diese Zeit kam der Beamte der Arbeitslosenfürsorge ins Amt zurück. Mit einem napoleonischen, aber sehr gereizten Tone sagte er: Die Unterstützung für diesen Hartmann, Karl Hartmann, ist zurückzuschicken. Auch die Nachzahlung fällt weg.

Der Mensch ist ja ein Verbrecher. Drei Monate hat er aufgebrummt bekommen, als mildernde Umstände. Ich habe meiner Pflicht als Zeuge Genüge getan. Ist hier inzwischen etwas los gewesen?

Und um die gleiche Zeit lief auch im Wohlfahrtsamt der Bescheid ein, daß für den äußerst bedürftigen Hartmann, Karl Hartmann, eine besondere Unterstützung von fünfzig Mark auszuzahlen sei!

Und um die gleiche Zeit sagte Bimstein zu Tschernik: „Ja, da sind wir wieder, die Sache hat ausgezeichnet geklappt. Sie haben uns entdeckt, aber wir sind natürlich entwischt. Mit Bimstein werden die so schnell nicht fertig. Ich habe schon alles in bare Münze verzaubert, hier, bitte sehr, ist dein Anteil, fünfzehnhundert Mark, bitte nachzuzählen, für spätere Reklamationen keine Gewähr. Und hier sind noch fünfzig Mark, die du für Hartmann ausgelegt hast, ich habe für den Jungen garantiert, und wer hat recht behalten? Bimstein. Hat er schon was von sich hören lassen?"

„Den haben sie geschnappt", sagte Tschernik und hielt im Schaukeln inne. Da nahm Bimstein seinen Hut ab, als hätte er eine Todesnachricht bekommen. Sie schwiegen eine Weile, und dann bestellte Tschernik etwas zu trinken.

Und um die gleiche Zeit oder vielleicht auch ein paar Minuten später kam Maria wieder nach Hause. Frau Kroll war schon da und kochte sich in Anbetracht dessen, daß die Zeugenaussage ihr eine unerwartete Sondereinkunft von vier Mark und vierzig Pfennigen verschafft hatte, ein großartiges Festmahl, bestehend aus Kohlsuppe, Linsen mit Speck, Schweine-

bauch, Rhabarberkompott und Kaffee mit Apfelkuchen und einem Klacks Schlagsahne darüber.

Als sie hörte, daß auch Maria heimgekommen war, öffnete sie die Küchentür und horchte, wie das Mädchen in seinem Zimmer herumwirtschaftete. Sie hörte sich das mit an, bis sie ungeduldig wurde und mit bedeutsamem Krache die Küchentür wieder zuschlug. Maria kümmerte sich nicht darum. Sie weinte schon längst nicht mehr und versuchte tapfer, sich mit dem Unvermeidlichen abzufinden. Sie mußte sich eingestehen, daß es ihr, von der Sorge um den Vater abgesehen, besser ging, als es ihr je ergangen war.

Als das Mittagessen fertig war und die verschiedenen Gerüche aufreizend durch die Wohnung zogen, konnte es sich Frau Kroll nicht verbeißen, Maria einen Besuch zu machen. Ohne anzuklopfen, trat sie barsch ins Zimmer und rief unvermittelt: „Na, und was wird jetzt?“

Maria antwortete nicht.

„Du kannst doch jetzt hier nicht wohnen bleiben! Du kannst ja keine Miete zahlen! Die Rechnung bis heute macht ja sowieso schon sieben Mark. Woher willst du das nehmen? Wie?“

„Hier — warten Sie — hier haben Sie das Geld, fünf Mark, sechs, sieben, acht Mark, die eine für heute nacht. Morgen früh zieh ich aus. Ich habe eine Stellung. Und nun lassen Sie mich gefälligst allein.“

„So? Eine Stellung? Kann mir schon denken, was für eine Stellung ihr Diebsgesindel kriegt, Stellung?“ Und die Frau, die vor Gericht noch für Hartmann weinend gezeugt hatte, lachte nun beleidigend und mit einer krampfhaften Frivolität auf.

„Nehmen Sie das Geld und lassen Sie mich in Ruhe", überschrie sich Maria.

„Gott soll davor sein, daß ich das Geld nehme! Mir soll keiner nachsagen, daß ich gestohlenes Geld nehme! Behalt dein Geld und scher dich fort aus meinem anständigen Hause! Geh auf die Straße, wo du hingehörst, oder ins Loch zu deinem Herrn Papa!" höhnte das Weib.

Aber nachdem sie sich ausgekeift und Maria dennoch nicht geantwortet hatte, ergab es sich, daß Gott trotzdem nicht davor war, und daß infolgedessen die Wirtin das Geld an sich nahm und an ihr Festmahl ging, das ihr nun gar verleidet war.

Nach einer Minute kam sie wieder, mit hündischen, versöhnlichen Augen und sagte: „Ich hab mir zuviel zu Mittag gekocht. Ich kann es doch nicht aufessen und aufgewärmt schmeckt's dann nicht mehr. Willst du vielleicht einen Happen mitessen, Mariechen? Es reicht schon für uns beide." Als Mariens Antwort wiederum ausblieb, fuhr Frau Kroll fort: „Und das mit dem Geld und der Stellung, das vergiß man ruhig. Man sagt ja schnell etwas so hin, was man ganz anders meint. Du weißt doch, ich habe euch immer geholfen, wo ich nur konnte, aber ich bin ja nur eine arme Witwe —"

„Danke sehr, Frau Kroll, aber ich esse heute im Restaurant."

„Wer nicht will, der soll's bleiben lassen!" brummte da Frau Kroll wütend und schlug die Tür hinter sich ins Schloß. Was dieses kleine Mädel, das noch kaum trocken hinter den Ohren war und das seinen Vater im Gefängnis hatte, sich so herausnahm! Wie das sich überhaupt verändert hatte! Als sie herkam, war die

Göre wie andere nette, kleine Mädchen gewesen und hatte ihr fleißig und freundlich geholfen, und mit einem Male, wo sie doch erst richtig Grund hatte, sich zu ducken und zu gehorchen, wurde sie stolz und spielte die Dame, als wenn weiß Gott was mit ihr wäre! Und das Geld — daß diese Göre jetzt, ausgerechnet jetzt noch Geld hatte, das war ja mehr als verdächtig. Na, schließlich ging sie das ja nichts an, man sollte sich bloß nicht in fremder Leute faule Verhältnisse hereindrängen, und ihr konnte ja alles egal sein, wenn morgen das Zimmer geräumt würde, woran Frau Kroll aber noch nicht recht glauben mochte. Und die Stellung? Quatsch, aber wer viel fragt, kriegt viel Antworten, was ging sie das alles an, hol's der Teufel und dies Mädel dazu!

Zwölftes Kapitel

Bis hierher hatte ich meinen Genossen diese Geschichte erzählt. Es war ein schöner warmer Herbsttag von jener strahlenden Reinheit, wie sie sonst nur in unseren nördlichen Landen vorkommt. Ich betrachtete die Klarheit und den duftigen Glanz, in den sich die Erde hüllte, und es wurde mir ein wenig schwer, weiterzuerzählen.

„Stockt deine Phantasie?" fragte nach einer Weile mein spöttischer Freund, der sich nicht anmerken lassen wollte, daß Hartmanns Schicksal ihn rührte. Und die anderen schwiegen.

„Es ist keine Phantasie", mußte ich berichtigen. „Ich komme aus einem Lande, das heißt Deutschland. Dieses Land, sagen dort die Leute, ist das schönste auf der ganzen Welt, und das Volk, sagen dort die Leute, ist ein Volk der Dichter und Denker und der Musiker. Aber wenn es euch einfallen sollte, dies Volk zu zählen, so werdet ihr finden, daß von hundert Deutschen immer acht schon einmal in einem Gefängnis gesessen haben und also, wie man es dort nennt, vorbestraft sind. Wie Hartmann. Und weil sie vorbestraft sind, werden die meisten von ihnen immer wieder, wie man es in Deutschland nennt, Verbrechen begehen. Und immer wieder bestraft werden. Wie Hartmann."

„Aber wenn sie schon einmal solche schwere Strafe

ausgekostet haben," wandte ein anderer ein, „so werden sie es doch nicht zum andern Male darauf ankommen lassen?"

„In Deutschland und wahrscheinlich auch anderwärts ist es aber so, daß man denen, die einmal eine Strafe bekommen haben, nicht mehr erlaubt, anders zu leben und umzukehren und wieder Menschen zu werden, wie sie es nennen."

„So wäre deine Geschichte gar keine Geschichte?" fragte mein spöttischer Freund. Und der Spott war von seinen Lippen gewichen.

„Wenn eine Erzählung keine Geschichte mehr ist, weil sie wahr ist, gewiß."

„Nein, das ist kein Unterschied!" ereiferte er sich nun. „Wenn du einen Witz erzählst, und dieser Witz ist schlecht, und du fügst, weil wir nicht lachen, hinzu, es sei ‚aber alles genau so in Wirklichkeit passiert', wie du es in deinem schlechten Witz erzählt hast, so wird damit dein schlechter Witz nicht besser. So verhält es sich auch mit deiner Geschichte, vorausgesetzt, daß mein Vergleich dir nicht hämisch und höhnisch erscheint. Ich meine, wenn du deine Geschichte uns nur als eine Geschichte hättest vorsetzen wollen, so wäre es völlig gleichgültig, ob sie wahr ist oder erfunden."

„Aber wenn du das alles nicht erfunden hast, so sage uns doch, woher du es weißt", meinte der andere.

„Ich habe diese Geschichte aus dem Kino. Ich kam einmal in ein Kino und sah einen Film ‚Die Vorbestraften' von Erich Kraft. Die Regie hatte Rudolf Meinert. Dieser Film war von einer geradezu bedrükkenden Macht, und das Publikum, jenes Volk der Dichter und Denker, vermied es, den Film anzusehen.

Ich sah die Bilder und ging heim, um sie zu vergessen. Anstatt dessen begann ich, euch das Schicksal Hartmanns zu erzählen, das ich aus diesem Film kenne. Das Schicksal eines Hartmanns. Wenn ihr in Deutschland wäret und gewiß nicht bloß in Deutschland, und ihr würdet die Augen offen halten, so könntet ihr unzähligen Hartmännern begegnen."

Nach einer Pause des Bedenkens meinte der Freund: „Deine Erzählung ist noch nicht vollendet, und wenn ich von der Geschichte daran absehe, so vollendet sie sich, fürchte ich, nicht in unseren Tagen, verzeih also die Unterbrechungen. Aber wenn es erlaubt ist, so will ich euch ein Gleichnis erzählen. Ein Märchen, wenn ihr wollt, eine Geschichte, und schon weiß ich keinen Unterschied mehr zwischen Dichtung und Wahrheit, Erfindung, Lüge und Wirklichkeit — aber schenkt mir einen Augenblick Geduld:

Der Milliardär D. W. Worldking hatte eine Tochter Betty, die jung und schön war und keinen Mann fand, der ihr gefiel. Da indessen Herr Worldking nicht sterben wollte, ehe seine Tochter nach der Menschen Art verheiratet war, und da auch Betty nicht als alte Jungfer morsch und häßlich werden wollte, so hielten sie einen Kriegsrat. Am nächsten Morgen stand auf der ersten Seite der Zeitungen aller Länder ein riesengroßes Inserat mit einem Bilde Bettys. Betty schämte sich ein wenig, als sie ihr Konterfei in allen Schaufenstern und an allen Straßenecken wie auch in den schmutzigen Fingern der Zeitungsjungen zerknittern sah, aber trotzdem erkannte niemand die wirkliche Miß Betty nach ihrem Bilde, denn sie trug einen Hut. Da wird schon etwas nicht stimmen, sagten die Leute, wenn der alte Worldking es nötig hat, seine Tochter so offensicht-

lich anzubieten. Aber es war doch eine große Sensation.

Herr Worldking hatte als Drogist angefangen, war dann Puderkönig geworden und hatte jetzt den großen Welttrust; Herr Worldking also mußte ein besonderes Bureau an sein Landhaus anbauen, einrichten und einige Herren und Damen anstellen, um die großen Stöße von Angeboten zu sichten, welche die tägliche Post brachte. Aus den Photos, die jedem Briefe beilagen, erkannte Betty manchen sympathischen jüngeren oder älteren Herrn, aber wenn es sich um die Bedingungen handelte, die im Inserate vorgeschrieben waren, so dachten die meisten wohl kaum daran, sie zu erfüllen. Sie glaubten, mit ihrem Gesichte allein sei das Rennen schon gewonnen. Die Bedingungen waren: ein liebenswertes Aussehen, Gesundheit und die Beherrschung einer besonderen Kunst. Sonst wurde nichts verlangt; von Geld und Liebe, Sprache und Beruf, Glaube, Ehre, Vergangenheit und guter Führung fand sich kein Wort im Inserat, denn um diese Dinge kümmerte sich damals kein Mensch. Aber mit der besonderen Kunst, da haperte es bei den meisten.

Unter den in Frage kommenden Bewerbern befanden sich als besondere Künstler ein Eintänzer, ein Dauerschläfer, drei Kunstpfeifer, ein Rekordcowboy, Boxer und Meisterschwimmer, sieben Heldentenöre, ein Schnellmaler, ein Truthennenzüchter, fünfzehn Ozeanflieger, drei Tibetforscher, ein versehentlich noch lebender Kreuzritter, der einzige direkte Nachkomme von Don Quichote und derlei Leute mehr. Aber als sie ihre Künste vorführten, fühlte sich Betty doch nicht veranlaßt, sie zu heiraten.

Schließlich wurden drei außerordentliche Herren zur

engsten Wahl von Papa Worldking ausgesucht. Der erste, Tom Hakebill, war ein Waldläufer, der einen bengalischen Königstiger gezähmt hatte. Das Riesenvieh war wirklich zahm wie ein Schoßhund, und niemand konnte sich vor Staunen darüber genug tun, am wenigsten der alte Worldking. Betty meinte, der Tiger wäre ja ein wunderschönes Tier, das müsse sie schon zugeben, aber sie könnte doch nicht gut einen Tiger heiraten. Da sagte Tom, der Waldläufer, er wäre ja der, den sie heiraten sollte, und dazu hatte Betty keine Lust. Sie kaufte Tom den Tiger ab und ließ den Waldläufer wieder in seine Wälder zurücklaufen.

Der zweite Mann war Glenn Glimmerglas, der gefiel dem alten Worldking im Anfang sehr gut und Betty immer besser. Worldking freute sich, daß Glenn ein Drogist war, aber er war kein gewöhnlicher Drogist. Man konnte sogar sagen, daß er ein Genie von einem Drogisten war. Er war auch sehr gebildet, und seine Kunst war sehr besonders und neu. Glenn meinte, es habe bisher immer jeder Sinn seine eigene Kunst gehabt, fürs Gesicht sei die Malerei, für die Ohren die Musik und die Dichterei, für die Taster die Bildhauerei, aber die Nase hätte noch gar keine richtige Kunst. Das sei ein großer Mangel für uns alle, und er hätte also diesem Mangel abgeholfen und die Kunst der Gerüche erfunden. Und wenn der Herr Schwiegerpapa und das gnädige Fräulein nichts dagegen hätten, so würde er ihnen seine Symphonie der Düfte, opus eins, vorführen.

Die Vorführung war dann ganz einfach. Die Fenster wurden zugemacht, und es durfte kein Zug im Zimmer sein. Glenn nahm eine kleine Rolle, um die ein sehr langer Papierstreifen lief, aus der Tasche,

dann knüpfte er das obere Ende des Streifens auf eine andere leere Rolle und fugte diese in den elektrischen Lichtschalter ein. Dann knipste er, und das Papier lief leise von der einen Rolle auf die andere über. Von dem Papierstreifen aus zogen aber auf weichen Winden nacheinander andere und immer schönere Düfte durch das Zimmer und spielten und dufteten ineinander über und gegeneinander wie Takte und Akkorde zu Melodien, oder wie Worte und Gesten zu einem Drama, oder wie Farben und Linien zu einem Bilde. Erst nach einer Stunde war der dünne, lange Streifen abgerollt, und der letzte Duft verschwebte noch süß und herbe zur Höhe.

Glenn öffnete die Fenster und fragte Betty, ob sie ihn nun heiraten wollte. Und er sagte noch, er würde sie auch nehmen, wenn sie nicht die Tochter des Milliardärs Worldking wäre, denn sie sei sehr schön und er habe sie sehr lieb.

Betty war von den Düften noch ganz berauscht, so etwas hatte es wirklich noch nie gegeben, und sie wollte Glenn auch heiraten. Aber der alte Worldking meinte, diese Sache mit den Düften sei beinahe allzu schön, er verstünde doch etwas davon, weil er selbst Drogist gewesen sei, aber er wollte billigkeitshalber doch erst einmal sehen, was der dritte Bewerber zu bieten hätte. Und endlich gestand auch Betty ihrem Vater zu, den dritten, Billy Atkins, wenigstens noch anzuhören.

Billy Atkins' Rede klang so, als wenn er sie beiläufig hielte, bloß um auch eine Bemerkung zu machen, da man ihn nur einmal fragte. Das imponierte dem Alten sehr. Billy Atkins meinte, er habe kein Interesse daran, aus Katzen Köter zu machen oder frem-

den Leuten stundenlang die Nasen zu kitzeln. Er finde, daß man auf Erden gelegentlich auch noch andere Sorgen haben dürfe. Beispielsweise sei das Leben der Menschen langweilig und zuchtlos. Es herrsche eine schnöde Ordnung, eine automatische Eintracht und gewissenlose Achtlosigkeit. Man kenne heutzutage nicht einmal mehr die Begriffe gut und böse.

Was das sei: gut und böse, unterbrach ihn Worldking interessiert.

Ach, das sei ganz einfach, meinte Atkins und sah durch das Fenster hinaus, aus dem die letzten Schwaden der Duftsymphonie kaum sichtbar entwichen. Das sei beispielsweise so: heutzutage nehme einfach, wer Hunger habe, Brot und Fleisch und esse. Und niemand frage danach, ob er auch ein Recht habe, zu nehmen und zu essen. Oder es arbeite ein jeder, was ihm gerade einfalle. Es sei aber noch gar nicht erwiesen, ob jeder das Recht habe zu arbeiten, was ihm Spaß mache. Es faulenze überdies jeder, der müde sei, und niemand habe etwas dagegen. Und so komme es bedauerlicherweise, daß alle Menschen im Grunde gleich seien. Man habe selbst für besondere Künste nicht so überaus viel übrig. Es gebe zwar einen Gott, aber man fühle seine Größe nicht. Und es gebe auch Geld, aber es habe nicht die richtige Bedeutung, da jeder es verdienen könne. Er, Atkins, schlage nun eine kleine Änderung vor, das sei seine besondere und persönliche Kunst.

Er schlage vor, das Geld und den Gott nach den Begriffen gut und böse aufs neue zu verteilen. Es sei zwar ganz recht und billig, daß ein Mann wie Worldking die meisten Milliarden habe, denn Worldking sei ein bedeutender Mensch, der klein angefangen und

mächtig geschafft habe. Aber daß ein Faulenzer faul sein und dennoch essen und trinken dürfe, daß viele Leute überflüssige Späße treiben und dennoch wie die anderen angesehen werden sollten, und daß ein Arbeiter, der nicht viel und nichts Großes arbeite, dennoch sieben Kinder in die Welt setzen und sattmachen könne, das sei sehr unvorteilhaft. Vollends aber gehe es nicht an, daß einer, der Hunger habe, einfach Brot nehmen und sich sättigen dürfe. Das müßte direkt bestraft werden, denn der Hungrige nehme es doch einem anderen. Es müßte überhaupt jedermann etwas gehören. Da sagte der alte Worldking: schön und gut, das gefällt mir gar nicht so übel, aber wie soll man das ändern?

Und Bill Atkins meinte, deswegen habe er sich ja herbemüht. Man solle die Faulen und die Unwichtigen unschädlich machen. Man solle sie etwa einsperren. Er habe dafür ein besonderes System erfunden. Er werde das gleich einmal zeigen. Er habe da ein kleines Land, man fahre bloß wenige Stunden im Flugzeug dahin, und dort habe er alles seinen Theorien entsprechend eingerichtet. Da sei besonders ein Gefängnis, das sich sehen lassen könne. Man halte und zähme dort die allzu wilden oder faulen oder hungrigen Menschen, die im Hunger etwas genommen hätten, so wie Tom seinen Königstiger gezähmt habe. Und infolgedessen habe er, Atkins, in seinem Lande auch eine viel größere Macht als der alte Worldking mit seinen vielen Milliarden in der ganzen Welt. Er habe da seine eigenen Leute, die bestimmten, ob ein Hungriger ins Gefängnis kommen sollte oder nicht, und er habe extra Leute zum Fangen der anderen abgerichtet. Und das Geld habe dadurch in seinem Lande

eine viel größere Bedeutung. Man müsse sich das überhaupt einmal ansehen und dann könne man weitersprechen.

Was übrigens das Fräulein Betty anbetreffe, so sei er natürlich nicht abgeneigt sie zu heiraten, aber er lege nicht den größten Wert darauf. Es wäre ihm nur insofern nicht unangenehm, als er dadurch Herrn Worldkings Erbe werden und somit unter Umständen sein System in der ganzen Welt anwenden könnte. Es handle sich für ihn eigentlich und in der Hauptsache um dies System. Aber man solle es erst einmal bewundern, das Flugzeug stehe bereit."

Der Erzähler dieses Märchens ist ein sehr trauriger Mann, und wenn er zuweilen anstatt zu spotten zu singen anfängt vor Traurigkeit, dann überkommt es ihn so, daß er nicht weiter erzählen mag. Es ist ihm vielleicht zu ernst mit seinen Geschichten und er vergißt oft, daß es Märchen sind. Und wenn er sich vergessen hat, dann macht er rasch ein Ende, wie es ihm gerade einfällt und wie es wohl auch nicht anders sein kann und wartet eine gute Stunde ab, ehe er seine Geschichten weiter erzählt. Und da er diesmal wieder so traurig geworden war, sagte er nur rasch, daß Betty Worldking von der Neuigkeit und Kühnheit von Atkins' System so eingenommen war und vielleicht noch mehr von ihres Vaters Begeisterung dafür, daß sie, wie mein Freund meint, „schon am andern Morgen Frau Betty Atkins hieß. Aber sie ist auf diese Weise nicht sehr glücklich geworden und sie hat oft an die traurigen und süßen Symphonien von Glenn Glimmerglas denken müssen, den sie niemals mehr wiedergesehen hat. Und nun, Ihr werdet mich verstanden haben, nun fahre in deiner oder meiner Geschichte fort."

So hört: Als sich die beiden Herren und die schöne, junge Dame von oben ihrem Ziele näherten, da erblickten sie so etwas wie ein Kastell. Es war ein riesiger Häuserkomplex neueren Baustils, ein rundes Gebäude mit etwa einhundert vergitterten Fenstern im Umkreis und mit einem riesigen, runden Loche in der Mitte, welches den Hof darstellte. Rings um dieses eigentliche Gefängnis führte noch einmal eine gewaltige Mauer, über die sicherlich kein Mensch hinweg konnte, und die Straßen, die dort mündeten, waren kaum bebaut und jeden Verkehrs völlig bar. So interessant, wenn nicht amüsant dies alles nun Herrn Worldking erschienen sein mochte, der einen beinahe lieblosen Sinn für den Humor der Weltgeschichte hatte, so traurig stimmt es mich. Ich ziehe es infolgedessen vor, mich mit einem Kopfsprunge aus der Vogelperspektive des Flugzeugs von Atkins herabzustürzen und mich ins triste Erdenleben zurückzubegeben.

Ein grüner Wagen fuhr an dem mächtigen Portale vor, ein mittelalterlicher Karren hinter einer altertümlichen Stute. Wie ein mittelalterlicher Postillion knallte der Kutscher mit der Peitsche, und nach einer Weile schlürfte innen ein Schließer herbei, guckte sorgsam durch das große Schlüsselloch und schloß knarrend das Tor auf, als er reine Luft konstatiert hatte. Sperrangelweit stand nun das Tor auf, der Schließer zur Rechten, ein Wärter zur Linken. Der Kutscher hauchte der alten Stute ein unverständliches Gebrumm ins Ohr und gab noch einen Pfiff dazu, dann ratterte der grüne Karren in den Torschacht ein. Sofort wieder schloß sich das Portal. Diese Zeremonie ist nicht minder mittelalterlich als die ganze Erscheinung: die Burggrabenbrücke wird rasselnd und knarrend heruntergelassen,

der Karren rattert rasch in die belagerte Veste hinein, und die Brücke wird rasselnd und knarrend wieder hochgezogen.

Im dunklen Torschacht öffnete der Wärter den grünen Wagen, vier Gefangene stiegen aus. Handschellen um die Arme, Angst, Trotz, Suchen in den Augen. Der Wärter weist ihnen stumm eine Tür, drei Stufen empor, von innen wird aufgeschlossen, dann, endlich, ein heller Raum. Bis zur Decke streben die Regale. Als wollten sie durch die Holzplatten hindurchstoßen, wölben sich Aktenberge empor. Ordner und peinliche Zettel an ihren Rücken weisen sich an. Sieben Beamte mit Augen, die hinter Brillen stumpf geworden sind.

Vier Gefangene hocken auf einer Wandbank nieder und fürchten sich anzulehnen, als könnten die Akten davon explodieren.

Keine Brille nahm Notiz von ihnen. Sie waren nun da und das mußte wohl so sein, es ging vorerst niemanden etwas an. Man hatte zu tun und kümmerte sich noch nicht um diese Leute. Und sehr seltsam war die Luft in diesem Hause. Eine Stille dröhnte hier, rauschte in den Ohren, wie aus einer anderen, zeitlosen Welt. Und alles Hasten, Wichtignehmen war draußen geblieben. Von innen war diese Burgveste wie ein Kloster. Und nicht minder mittelalterlich.

Eine von den sieben Brillen schiebt sich über eine zerfurchte Stirne. Eine von den vierzehn Händen greift ein großes schwarzes Buch und schlägt es auf. Steckt eine neue Feder in einen tintenschwarzen Halter und ruft einen Namen auf. Fragt und schreibt. Vergleicht im Buch, nimmt einen weißen Schein und fragt und schreibt. Die Feder kratzt durch die Stille. Die müde,

alte Hand nimmt einen großen Stempel, drückt ihn auf den weißen Schein und ruft den nächsten Namen auf. Mühselig und leise kommen die Antworten wie unter einem überdrüssigen Zwang. Der letzte Namen heißt Karl Hartmann. Die Personalien, die er anzugeben hat, klingen mit der gleichen Mühsal und Stille in den hellen, stillen Raum. Name, Beruf, Tat, Strafdauer. Frage und Antwort. Buch und Schein. Kratzende Feder und dumpf aufgedrückter Stempel. Niemand hat guten Tag gegrüßt, niemand sagt mehr als notwendig ist, niemand weist niemand nirgendwohin.

Dann kommt ein Wärter, und ohne daß ein Wort gesprochen ist, folgen ihm die Vier.

Dann wird es wieder taghell, im Gänsemarsch schreiten sie über einen großen Hof.

Dann stehen sie vor einer neuen, eisernen Tür, und der Wärter kramt umständlich ein Bund Schlüssel hervor. Und bohrt einen großen Schlüssel in ein schweres Schloß.

Die Schieber tun sich lautlos auf. Mit den Schultern drückt sich der Wärter gegen die Tür. Bis sie aufgeht.

Und als sie eingetreten und hinter ihnen wieder ein Tor in die Welt verschlossen ist, und eine Brücke abgebrochen, ist es von neuem taghell, und von neuem ein gewaltiger Hof.

Aus dessen Mitte stößt mit hohen breiten Flanken der letzte Festungsbau. Hier werden sie wohnen.

Und unwillkürlich dreht sich Hartmann um und mißt die letzte Mauer mit seinen Augen. Fünf Meter hoch ist diese Mauer, mißt Hartmann. Die drei anderen aber drehen sich nicht um.

Plötzlich sind sie wieder in einem Beamtenzimmer. Vier Sträflinge in gestreiften Anzügen stehen und hal-

ten vier Säcke bereit. Kein Wort wird noch gesprochen.

Dann heißt es, die Kleider zu wechseln. Die Kleider, die man auf den Straßen und in den Häusern und überall, in der ganzen Welt trug, zieht man aus, und Sträflinge in gestreiften Anzügen stopfen sie in einen Sack.

Hartmann ertappt sich dabei, daß er noch den Kleidern, den alten Kleidern eine Liebe gibt, während er sie auszieht.

Dann sprüht und spült warmes Wasser einer Brause auf die nackten Vier. Und dann hüllt gestreiftes Zeug sie alle ein. Und graue Mützen. Jetzt sind sich alle Männer gleich.

Jetzt hat jeder seinen eigenen Wärter. Jetzt führt jeden sein eigener Wärter durch einen langen Gang. Schließt eine Zelle auf und hinter einem wieder zu. Dies ist der Kern des Hauses mit den sieben Schalen.

Was ist das für ein Raum? denken Hartmanns Augen. Sein Sinn geht nicht mit den Augen durch die Zelle. Sein Sinn weiß noch nicht, daß diese Zelle drei Meter in die Breite mißt und vier in die Länge. Vier Schritte in die Breite und fünf Schritte in die Länge. Sein Sinn weiß noch nicht, wie oft man in einer schlaflosen Nacht vier und drei Schritte hin und her tun kann in der Zelle. Sein Sinn ist noch Menschensinn, ist noch stumpf vor Pein. Aber seine Augen, alle Augen sind Tieraugen. Alle Augen kritzeln von selbst ihre Gesichte ins Unterhirn. Seine Augen wissen schon, daß zwei Betten in der einen Ecke aufgeklappt sind, Betten? Pritschen? Seine Augen wissen schon, daß an der Wand etwas Schrankartiges klebt, ein Schränkchen mit Geschirr und so. Daß ein Tisch

an einer Wand steht, ein Tisch. Daß zwei Hocker davor warten. Daß also noch einer hier wohnen muß, außer ihm.

Und der Menschensinn fährt erst wieder in Hartmanns Augen, als seine Ohren etwas Leichtes fallen hörten. Da blickt er um und auf der Erde liegt eine Postkarte. Bückt sich und hebt sie auf. Die Karte mit Mariens Bilde. Die kleine Postkarte, die er mitnehmen durfte in sein Gehäus. Er stellt die Karte vor sich hin, auf den Tisch, lehnt sie gegen die Wand. Und schaut sie doch nicht mit seinen Augen an. Läßt sich auf einen Hocker fallen und den Kopf auf die großen Hände sinken.

Schritte stören ihn aus müden Gedanken, Träumen auf. Wie ertappt springt er auf. Nun sind seine Augen hell, wach, forschend. Wie, was ist das für ein Zettel über dem einen Bett? Hartmann liest: *Emil Giese | Einbruch | Diebstahl | Drei Jahre Gefängnis |* und steht und liest. Und dreht sich wieder erschrocken um zur Tür. Fiel nicht ein Schatten auf die Tür?

Ein Schlüssel kreischt im Schloß. Die schwere Tür geht auf. Ein kleiner, mickriger Kauz latscht herein, hinter ihm der Wärter. Und jeder hat einen großen dampfenden Pott in den Händen. Dieser Kleine ist also Emil Giese, kritzeln Hartmanns Augen ins Gehirn. Der Wärter stellt den Pott auf den Tisch, auf die eine Ecke vor den Hocker. Der Mickrige stellt seinen Pott vor den anderen Hocker auf die andere Tischecke. Der Wärter schließt die Tür kreischend hinter sich zu. Und da Giese schon sitzt und schmatzt, setzt sich auch Hartmann wieder nieder, aber den Eßnapf rührt er nicht an.

Seltsam, wie hier zwei einander grundfremde, ganz

verschiedene Menschen in eine Zelle von drei Meter in die Breite und vier in die Länge zusammengepfercht sind. Der eine ein mächtig breiter Hüne, der andere ein koboldhafter, vermickerter Zwerg. Und der Hüne, der Riese hockte in sich zusammengefallen vor dem niedrigen, kleinen Tisch, während der Kauz, der Zwerg schmal aufgereckt das Glatzenköpflein hob, als wollte er vor Stolz und Lebensfreude gleich wie ein Gockel zu krähen anfangen.

Emil Giese, etwa vierzig, fünfundvierzig Jahre alt, Einbruchsdiebstahl, drei Jahre Gefängnis. Emil Giese schnalzte und schmatzte und leckte und schnupperte den Napf aus und noch einmal aus, ehe er sich für seinen neuen Zellengenossen interessierte. Dann aber, als sein halbgefülltes Wänstlein verdauend sich zu blähen begann, zog der Zwerg den Hals ein und schielte verschmitzt über den Tisch. Als Hartmann diese Musterung bemerkte, blickte er den andern groß und scharf an und drang ihm mit seinen Blicken unwillkürlich immer tiefer und bohrender in die kleinen Augen. Dem Giese wurde das unbehaglich, als hätte er ein böses Gewissen und könnte dem Neuen nicht geradeheraus und frei in die Augen sehen. Er wand sich fast unter diesem Hartmann vielleicht selber unbewußten Blicke.

„Du brauchst mir nich so mißtrauisch anzusehen —“ sagte Giese, es war die erste Anrede zwischen den beiden, „mir habense bloß vaführt.“

Da erst wußte Hartmann, daß er gar nicht daran gedacht hatte, in diesem kleinen Manne einen Verbrecher zu sehen, weil er im Gefängnis mit ihm zusammengetroffen war. Aber wie mußte es hinter dieser faltigen, niedrigen Stirne, die durch die plötzlich schräg

herauffahrende Glatze nicht erhöht, sondern nur noch beschränkter und niedriger als etwa unter einem Haarschopf wirkte, aussehen, wie mußte es da bestellt sein, wenn solch ein Mann auf einen stummen Blick mit einer Entschuldigung für irgendeine Sache reagierte? Mußte dieser Zwerg nicht jedermann gegenüber sich schuldig fühlen und jeden anderen wie einen examinierenden und stirnerunzelnden Magister ansehen? Und so etwas lebte, noch in dieser Knecht- und Schuldseligkeit schien es redselig und vielleicht fühlte sich das quietschvergnügt in aller Not und Qual. Aber diese Gedanken waren das Aufflackern einer Hirnsekunde, kaum gedacht, kaum gewußt und verronnen.

Hartmann nickte nur vor sich hin. Seine Augen wanderten weiter über den Tisch, sahen den vollen Eßnapf nicht, schweiften hinüber und blieben an dem Bilde Mariens haften. Giese leckte noch einmal den Löffel ab und entdeckte plötzlich, daß Hartmann noch keinen Bissen gegessen hatte.

„Warum ißt du denn nichts?" fragte er beinahe gekränkt.

Da erst kam es Hartmann wieder zum Bewußtsein, daß er nicht allein war. Und leise, aber doch fast schreiend entkrampfte es sich seinen Lippen:

„Wie kann ich essen, wenn ich nicht weiß, ob sie zu essen hat!"

Da sah ihn Giese erst einen Moment völlig verständnislos an, dann bemerkte er das Bild, schätzte es erstaunt, neugierig, rasch und klein ab:

„Ach was, kümmer dir man nich um det Meechen. Die haben immer was zu essen." Und glaubte Wunder, was er da Trostreiches ausgesprochen hatte.

Aber als er feststellen mußte, daß sein Trost wir-

kungslos verpuffte, daß Hartman fast noch apathischer und schmerzlich versunkener dasaß und sein Essen immer kälter werden ließ, da schob er einfach den vollen Pott zu sich hinüber und fuhr mit seinem Löffel unbedenklich und frischgemut hinein und löffelte und fraß wieder schmatzend und schnalzend.

Und als ihn dann mitten drin doch ein Gewissensbiß nagen wollte, tat er das frech und von oben herab schmunzelnd ab:

„Da kannste allerdings nich essen."

Hartmann hörte es kaum. Für Giese aber war auf diese Weise die persönliche Vorstellung und das gegenseitige Einvernehmen genügend begründet, und er hatte nur noch eine einzige Sorge, um in der Ruhe seines Gefängnisdaseins ungestört zu bleiben:

„Schnarchst du auch nicht?"

Da gab sich Hartmann einen Ruck. So ging das nicht weiter. Er schämte sich, diesen, gerade diesen Knirps in seine Karten gucken zu lassen. So tief fühlte er sich doch noch nicht gesunken. „Ich habe mich noch nie schnarchen hören. Denn wenn ich schnarche, dann schlafe ich", versuchte er zu scherzen. Aber es lag zuviel Selbstverspottung und Traurigkeit in diesem Scherze, und Giese blieb einigermaßen in respektvoller Beunruhigung, bei aller Sympathie, jewiß.

Schluß des privaten Intermezzos, meine Herren, der Dienst beginnt, die Pflicht ruft. Schon knarrt die Tür, der Wärter tritt draußen von einem Fuße auf den anderen und schließt auf. Es ist immer wohl derselbe Wärter, man kennt schon diesen Tritt. Und nun kommt der grausamste Dienst, das schlimmste in diesem bösen Hause: die Erholung, der Spaziergang im „Freien".

Vor ihren Zellen stellen sie sich an, ein jeder vor

seiner Tür, Ordnung muß sein. Und dann im Gänsemarsch hinaus auf den Hof, immer einer hinter dem anderen, im gleichen Schritt und Tritt. Im Trott.

Der runde Weg im Hofkreis, den sie gehen müssen, ist gepflastert. Alles ist hier gepflastert. Immer ist hier Stein und Eisen, Stein und Eisen unter den Sohlen, an den Wänden und zu Häupten. Stein und Eisen.

Luft müssen die Kerls doch haben. Damit sie nicht lebendigen Leibes vermodern und verfaulen. Jeden Tag ein paar Minuten Luft. Das ist der Spaziergang. Hundert müde, Gehens ungewohnte Beine tragen fünfzig müde, Atmens fast ungewohnte Rümpfe mit fünfzig müden, zellenblassen Köpfen rings im Kreis. Schon läuft das Menschenkarussell. Bitte ein wenig langsamer, gibt ein Wärter ein Zeichen. Achtung, noch einmal im Kreis herum. Jetzt klappt's. Das ist der rechte Leichenschritt. Achtung, noch einmal herum. Abstand halten. Das Sprechen, das Flüstern während des Spazierganges ist verboten. Die Wärter haben helle Ohren. Achtung, noch einmal herum. Der in der Mitte, der hat ein geheimes Amt wie der Mann im Zirkus, der die dressierten Pferde im Kreis herumtreibt und springen läßt. Achtung, noch einmal herum. Bloß daß dieser Zirkus einen trostlosen und abwechslungsarmen Ablauf zeigt, sozusagen dressierte Gespenster. Und dann, daß es niemals die Abendvorstellung mit Musik und Schneid und Schmiß ist, sondern immer nur die stille, schwere, langweilige, trostlos ewige Probe. Und dann, daß die Peitschen hier keine Stiele und Schnüre haben zum Knallen, sondern tonlos sind und tiefer schneiden. Achtung, noch einmal herum. Der Spaziergang ist zu Ende.

Dreizehntes Kapitel

Der Pfarrer und der Direktor spielen Schach nach dem Essen. Sie reden wenig dabei und haben jeder ihre bestimmte Strategie und Kriegslist. Aber sie kennen einander als Schachspieler so gut, wie sie sich als Menschen nie kennenlernen werden, und sind doch als Menschen nicht andere Spieler. Der Direktor sagt nach langer Überlegung Schach an.

„Dann gebe ich Ihrer Dame keine sieben Züge mehr", lächelt der Pfarrer.

Der Direktor nimmt seinen letzten Zug dennoch nicht zurück, aber er weiß, daß seine Front nicht lange zu halten sein wird. Trotzdem fällt ihm nicht ein, die Figuren zusammenzuwerfen, sondern er versucht, so ehrenvoll wie nur möglich zu fallen. Er ist etwas zerstreut heute, er spielt schlechter als gewöhnlich.

„Wissen Sie übrigens, daß wir beide eine Wette verloren haben?" kramt er eine Neuigkeit aus, als könnte er damit sein schlechtes Spiel wettmachen.

„Und das wäre?" Jetzt paßt der Pfarrer nicht gut auf, und der Direktor könnte, wenn er nur offene Augen hätte, ohne Opfer einen Turm gewinnen. Aber der Direktor hat keine offenen Augen.

„Ja, Hartmann ist wieder hier. Erinnern Sie sich —"

„Da soll doch gleich —" Und es hätte nicht viel

gefehlt, so wäre dem Pfarrer ein Fluch über die Lippen gekommen.

Sie spielen wortlos ein paar Züge weiter. Der Direktor holt auf. Der Pfarrer fragt nicht, warum und wie, aber diese Sache mit Hartmann geht ihm durch den Kopf und macht ihn mißmutig und nachdenklich, zerstreut.

„Schade. Tut mir sehr leid."

Der Direktor, trotzdem es ihm nicht minder leid tut, zuckt die Achseln. Die Welt scheint ihm nun einmal unverbesserlich zu sein. Und es scheint Partien zu geben, die von vornherein verloren sind. Es kommt dann eben anscheinend nur darauf an, einen möglichst ehrenvollen Abgang zu finden. Aber warum eigentlich, wozu? Vielleicht war das alles mit der Ehre nur eine Einbildung. Allerdings war die Ehre nicht ohne praktische Werte und Bedeutung.

„Was hat er denn getan?" unterbrach der Pfarrer die Gedanken.

„Mein Gott, das alte Lied. Einbruchsdiebstahl, er hat Schmiere gestanden, sie haben ihn erwischt, und er hat nicht einmal etwas davon gehabt."

„Dabei hat gerade der sicher keine verbrecherische Absicht noch Anlage, ich hätte bestimmt die Hand für ihn ins Feuer legen wollen."

„Na ja, Sie wissen doch. Das Gericht hat seine Notlage in Betracht gezogen und — und nun ist er wieder hier."

„Sagen Sie, Herr Direktor, Hand aufs Herz, was würden Sie in solch einer ‚Notlage' tun?"

„Wahrscheinlich dasselbe. Aber damit ist doch nichts geändert. Das wissen wir ganz genau. Nun fangen Sie nicht auch noch an, sich und mich auf unsere

alten Tage mit diesen Fragen zu quälen, die mir genug schlaflose Nächte eingebracht haben."

„Bei mir fängt es jetzt erst an. Der Betrieb hier paßt mir nicht mehr, schon lange nicht."

„Dann lassen Sie sich pensionieren."

„Von den paar Mark Pension kann ich nicht satt werden. Sonst würde ich es mir nicht eine Sekunde überlegen."

„Dann, Sie treuer Diener Gottes, halten Sie den Mund wie ich und versuchen Sie im Kleinen zu helfen, wo im Ganzen doch nichts zu machen ist."

„Es ist auch im Kleinsten nichts zu ändern. Die Menschen ändern sich doch nicht. Und das ist der springende Punkt."

„Lassen Sie die sentimentalen und meinetwegen ethischen Betrachtungen und sagen Sie mir offen und ehrlich, Hochwürden, was Sie auszusetzen haben. Da wir nun schon einmal dabei sind."

„Da sind tausend Punkte, Herr Direktor. Wissen Sie, Ihr Name steht immer in den Zeitungen obenan, wenn auf die Reformatoren und Menschlicheren unter den Strafvollzugsbeamten die Rede kommt, und ich muß selber zugestehen, daß Sie unter den Kerkermeistern sozusagen ein Mensch sind. Aber, entschuldigen Sie meine Ehrlichkeit, hier im Hause, in Ihrem Hause merkt man nichts davon."

„So. Das ist ja sehr interessant. Besonders, daß Sie mir das heute erzählen, nachdem wir schon mindestens zehn Jahre lang jeden Tag Schach spielen." Und der Direktor lachte etwas absichtlich.

„Ich komme erst allmählich hinter die Dinge. Ich bin bisher auch anscheinend blind hier herumgelaufen, mit der ominösen Maske eines Seelsorgers. Ich komme

allmählich und auch erst, nachdem ich weiße Haare habe, hinter mich. Lächeln Sie nicht so gewaltsam ironisch, Herr — Direktor."

„Also, erzählen Sie doch, was haben Sie für Entdeckungen gemacht? Ich platze vor Neugierde."

„Ich habe die Entdeckung gemacht, daß Sie müde geworden sind und blind hier in Ihrem Hause ein- und ausgehen und nur sehen, was man ihnen zeigt. Sie haben seit einigen Monaten sehr viel in der Stadt zu tun, beim Ministerium und beim Strafvollzugsamt, und ich schließe daraus, daß Sie Karriere machen wollen oder mindestens hier aus diesem Käfig heraus. Wahrscheinlich, weil Sie selber merken, was hier los ist und daß Sie es nicht mehr werden ändern können, und weil Ihnen innerlich und vielleicht unterbewußt bloß davor graut. Wie mir."

„Und was geht das Sie an, wenn es selbst so ist, wie?"

„Sie haben recht, ich werde nur als Seelsorger für die Gefangenen bezahlt. Wenn ich mich trotzdem auch für die, na ja, Kerkermeister interessiere, so ist das zwar eine Überschreitung meiner Beamtenpflicht, aber ich bin gelegentlich auch ein Mensch, verstehen Sie?" meinte der Pfarrer mit ironischer Überlegenheit und Schärfe.

„Schön. Und was sind Ihre Resultate?"

„Ich will Ihnen ein paar Kleinigkeiten erzählen, Herr Direktor. Sie wissen des Morgens um acht Uhr, daß mittags um zwölf eine Kommission des Ministeriums oder des Strafvollzugsamtes kommen wird. Sie sagen es im Vertrauen dem Gefangenenvorsteher. Um halb zehn Uhr wissen es sämtliche Gefangenen. Und die Folge ist, daß seit zwei Jahren keine der vierzehn-

tägigen Kommissionen mehr etwas auszusetzen hatte. Ebensowenig Sie selbst. Das Essen ist an den Untersuchungstagen hervorragend. Die Fettaugen leuchten nur so aus den Näpfen, und Fleisch ist mehr drin als Kartoffeln. Haben Sie schon einmal an den anderen Wochentagen das Essen probiert, das in Ihrem Hotel verabreicht wird?"

„Sie scheinen zu vergessen, Herr Seelsorger, daß jeden Tag das Essen nicht eher ausgegeben werden darf, als bis ich davon gekostet habe."

„Nein, ich vergesse gar nichts. Ich bin überzeugt, daß Sie nur genießbares Essen Ihre Zensur passieren lassen. Aber ich habe in der letzten Woche in zwanzig verschiedene Näpfe meinen Löffel hineingetan. Das Essen war zum Kotzen."

„Es ist doch aber dasselbe Essen, das ich probiere!"

„Gewiß, bloß in Ihren Probierpott kommen vielleicht drei Fleischstücke hinein und in die Näpfe für die Gefangenen kaum eine Fleischfaser."

„Dieser Sache werde ich sofort auf den Grund gehen."

„Warten Sie noch, es kommt noch mehr."

„Aber warum beschweren sich denn die Leute nicht, zum Donnerwetter?"

„Wissen Sie, es kommt mir plötzlich ganz unverzeihlich vor, daß Sie so naiv sind. Hat sich schon einmal jemand bei Ihnen beschwert?"

„Jawohl, jede Woche mindestens zwei, aber keiner über das Essen."

„Dann will ich Ihnen die Augen öffnen, wie sie mir jetzt, nach zehn Jahren, anfangen aufzugehen. Jede Beschwerde geht den Instanzenweg. Jede Beschwerde über schlechtes Essen wird sofort zurück-

gezogen, nachdem die erste Instanz dem betreffenden Gefangenen erklärt hat, daß sie sinnlos ist, weil der Direktor kein Essen austeilen läßt, das ihm nicht nach einer Kostprobe gut genug schmeckt. Wenn Sie außerdem jede Woche zwei Beschwerden bekommen, so können Sie ruhig rechnen, daß Sie jede Woche wenigstens zwanzig beabsichtigte, angefangene, zurückgezogene oder Ihnen unterschlagene Beschwerden nicht bekommen. Das wußten Sie bisher nicht? Und Sie haben auch noch nicht bemerkt, daß auf fast jeden Beschwerdewisch Ihr Gefangenenvorsteher, als Instanz vor Ihnen, das Wörtchen „Querulant" oben in die Ecke kritzelt? Sehen Sie, das ist die Methode in Ihrem Hause, Beschwerden zu erledigen. Einen Querulanten empfangen Sie, wie es einem Querulanten geziemt, nicht wahr? Aber vielleicht ist es gar kein Querulant? Sie kennen ihn ja kaum. Und der Vorsteher rächt sich mit diesem Wörtchen dafür, daß er nicht die letzte Instanz sein durfte. Das wäre noch kein Weltuntergang. Aber wenn diese schönen Kommissionen kommen, sagen Sie, Herr Direktor, warum werden ihnen immer nur die schönen Prunkräume, Lesezimmer, Renommierzellen nach modernstem System gezeigt und niemals die alten Zellen im Keller? Wissen Sie, daß im Keller alles verwanzt und verdreckt ist? Und waren Sie einmal beim Militär? Gemeiner? Wissen Sie, daß Ihre Vorsteher und Aufseher Feldwebel und Unteroffiziere gewesen sind? Und was für Feldwebel, wenn sie solch einen Beruf ergreifen konnten! Ich würde Ihnen raten, einmal den Harun al Raschid zu spielen und sich inkognito als Gefangener unter Ihr Volk zu mischen. Damit wäre zwar für Ihre Karriere oder für einen auswärtigen Posten nichts zu erreichen, aber Sie

würden Ihre Arbeit und diese Leute hier mit anderen Augen sehen lernen. Verstehen Sie jetzt, daß es mir nicht mehr paßt und daß in Wirklichkeit nichts, aber auch kaum das Geringste zu reformieren ist, wenn man nicht das ganze System abschafft?"

„Nein, ich verstehe noch nicht. Aber vielleicht kapier ich es noch. Woher haben Sie denn das alles?"

„Ich hab mich halt etwas umgeschaut. In den letzten vier Wochen waren sieben Entlassene bei mir und haben mir erzählt, was sie sich aus Furcht vor Schikanen nicht zu sagen getraut haben, solange sie hier wehrlos ausgeliefert waren. Besonders Blum, der es in der ersten Stufe doch mit am besten gehabt hatte."

„Und da fallen Sie alter Praktiker so blind darauf herein?"

„Im Gegenteil, davon sind mir die Augen aufgegangen. Ich habe Ihnen kein Wort gesagt, das ich nicht selbst auf seine Wahrheit nachgeprüft habe. Ich sage Ihnen, falls Sie wie ich die Absicht haben sollten, bei alledem sich als Mensch zu führen, so geht es jedenfalls nicht. Unser Kompromißstandpunkt ist vollkommen falsch. Man soll nicht glauben, wenn man selbst dabei ist und das Schlimmste, das einem auffällt, zu lindern sucht, damit wäre auch nur ein bißchen geholfen. Man müßte wenigstens auf seine alten Tage zu protestieren und zu revolutionieren anfangen, wenn man es in seiner Jugend schon nicht getan hat. Aber wir sind ja selbst nicht weniger Gefangene als diese Kreatur, die hinter Gittern zu halten und zu kujonieren, wo es nur geht, scheinbar der Zweck unserer Institution ist." . . .

Vierzehntes Kapitel

Wenn der Erzähler dieser Geschichte seinen zahlenden Leser nunmehr in einige Geheimnisse des Zeitungsunwesens einweihen soll, so betont er zuvor, welch ungeheures Vergnügen es ihm macht, in diesen Zeilen einigen Kollegen von der Tagesschriftstellerei eins auswischen zu dürfen. Der Erzähler betätigt sich selbst des öfteren als Faktor der siebenten Großmacht, und sieht mit der tiefsten Verachtung auf seine winzigen Kollegen von den Revolverzeitungen herab, die ohne sonderliche tagesschriftstellerische Leistung als Mitläufer, Mitesser, Schmarotzer und Aasgeier unter dem Federvieh zu gelten haben. Ein derartiges Geiernest nannte sich zu Zeiten dieser Geschichte „Die Fanfare", deren Hauptaasgeier war jener Bartlieb, welcher bereits im Prozesse Hartmanns als Reporter in einer passiven Rolle zu sehen war, nun aber eines weiteren in die Erscheinung treten möge.

Die Redaktion der „Fanfare" bestand aus einem kahlen und schmalen, aber ziemlich langen Zimmer im fünften Stockwerke eines alten, großen Druckereigebäudes. An den Wänden klebten Bilder mit Pornographien, eine Lithographie nach Rubens, Zeitungsausschnitte, schief und wacklig hing ein Apothekerschränkchen dazwischen, an der Tür ein Kleiderhaken, in einer Ecke ein großer Stapel mit sämtlichen Jahr-

gängen des Blättchens, neben dem Fenster ein morscher, alter Schrank mit Korrespondenz und anderen Papieren. In der Mitte des Gehäuses stand ein langer, einfacher Holztisch, darauf wirre Papierhaufen, zwei Leimtöpfe mit kleinen Pinseln, Stempel und Stempelkissen, Tintenfässer, Federhalter, Bleistifte, Buntstifte, Bureauklammern, ein Telephon und Papier, wieder Papier. An diesem Tische saß Herr Prawnik, der Inhaber dieses ganzen, großartigen Inventars, der Herausgeber, Chefredakteur, Redakteur und Hauptmitarbeiter der „Fanfare", etwa fünfzig Jahre alt, Glatze und weitsichtige, wasserblaue Augen, mit denen er die Brille auf der Nase ignorierte, ja, direkt über sie hinwegsah.

Herr Prawnik sah gern mit seinen wasserblauen Augen aus dem lange nicht mehr geputzten Fenster, an dem gewöhnlich die alte Redaktionsfliege auf und ab spazierte und sich heiser summte. Und wenn Herr Prawnik so über die vielen roten und grauschwarzen Dächer hinsah und über die Brille hinweg die Kirchtürme der näheren und weiteren Nachbarschaft grüßte, dann kam es ihm zuweilen so vor, als wäre er der Herrscher über diese Stadt. Aber regelmäßig, wenn die Redaktionsfliege wieder zu surren begann, schlugen seine Träume in eine matte Traurigkeit um und er wußte, daß von irgendwelcher Herrschaft bei ihm nicht die Rede sein konnte, stand er doch selbst unter dem Pantoffel seiner Frau und seiner kleinen, boshaften, buckligen Tochter. Als er jung gewesen und von seinem Vater, einem bescheidenen und peniblen Käsehändler, ein paar hundert Mark geerbt hatte, da hatte er, das enfant terrible der bürgerlichen Familie, einmal beweisen wollen, wer er war, und er hatte diese

„Fanfare“ gegründet. Er hatte zwar selbst in seiner Jugend, in der er sich als Bohémien im Café auf unerklärliche Weise durchgefochten, nicht einmal so gut schreiben können wie beispielsweise der Erzähler dieser Geschichte, aber er hatte mit den ererbten Kröten noch halbwegs annehmbare Mitarbeiter kaufen und das Blättchen, das im Anfang leidlich gelesen wurde, auf einem gewissen Niveau halten können. Aber die Gelder und das Niveau waren rasch zu Ende gewesen, er hatte immer mehr selbst schreiben müssen und, damit die „Fanfare“ nicht einging, Sensationen ausfindig machen und bringen müssen, wenn es selbst keine gab. Er hatte geheiratet und der Haushalt wollte bestritten sein. Er hatte schließlich einmal angefangen zu lügen und zu erpressen, konnte es dann nicht mehr lassen, zumal er eine gewisse Routine darin gewann, und suchte sich, da er es allein doch nicht bewältigen konnte, junge, leichtfingrige und ehrgeizige Burschen zur Hilfe, die sich gern gedruckt sahen, wo es auch wäre, und dafür die Verantwortung auf sich nahmen. Der augenblickliche derartige Gehilfe war oberwähnter Bartlieb, ein leidlich gerissener Schnösel, der endlich das Redaktionszimmer betrat, als die Fliege Herrn Prawnik nahezu verrückt gemacht hatte.

„Wo stecken Sie denn solange?“ versuchte sich der Chef bei seinem Adlatus Respekt zu verschaffen.

„Werde wohl nichts versäumt haben“, fertigte der Junge den Alten kurz ab. Und nach diesem ersten mißlungenen Versuche, den Herrn zu spielen, sah der Chefredakteur ein, daß es gescheiter war, sachlich zu reden, als seine ohnehin mangelhafte Energie an diesem untauglichen Objekt zu versuchen.

„Morgen ist Umbruch. Ich habe noch keinen Kasten

für die erste Seite, mit der dreispaltigen Bombenüberschrift, und dann fehlen mir noch zweihundert Zeilen für das erste Beiblatt, zweite Seite. Inserate haben Sie auch nirgends besorgt?"

„Besorgt ist glänzend. Ich ‚besorge' keine Inserate mehr. Hat keinen Zweck."

„Was soll das heißen? Sie kriegen doch Prozente!"

„Prozente schon, aber keine Inserate. Wenn ich Inseratenbesorger sein wollte, brauchte ich Sie nicht."

„Und wie ist das mit dem Text?"

„Ich habe Ihnen doch gestern die Sache über ‚Die Geheimnisse der bekannten Filmdiva' gebracht. Und fürs Beiblatt können Sie doch die Denkmalsschiebungen nehmen, die in der vorigen Nummer nicht mitgekommen sind."

„Schön und gut. Aber ich brauche einen Schlager für die erste Seite, Herr, und das sind olle Kamellen. Sie haben keinen Riecher, Sie haben keine Fingerspitzen, Sie sind Journalist, Mensch!"

„Wenn Sie mir erst die alten Sachen bezahlt haben werden, dann werde ich auch Fingerspitzen und Riecher haben. Ohne Geld denke ich nicht daran, was Neues anzufangen."

„Erst kommt die Zeitung! Und dann kommen die Privatangelegenheiten, verstanden? Ich lasse so einen jungen Tolpatsch verantwortlich zeichnen, und er hat nicht für fünf Pfennige Verantwortungsgefühl für sein Blatt! Bin ich Ihnen vielleicht schon einmal etwas schuldig geblieben?"

„Jawohl. Drei Arbeiten à fünfzehn Mark."

„à zehn Mark, bitte!" bestritt Prawnik, aber er wußte, daß es ihm nichts helfen und daß er Geld würde herausrücken müssen. Bartlieb schrieb auf ein

Stück Manuskriptpapier eine Quittung über 45 Mark, und hielt seinem Chef den Zettel vor die Nase. Der tat erst, als bemerkte er es nicht, aber Bartlieb war sehr beharrlich, und schließlich rückte Prawnik seinen Stuhl ab und öffnete mit einem großen, alten Schlüssel die Tischschublade. Darin war eine kleine, eiserne Kassette, aus der er dreißig Mark herausnahm und auf den Tisch legte. Bartlieb wendete ein, daß es zu wenig sei, aber jetzt war Prawnik unerbittlich. Und schließlich ergab sich der Schnösel in sein Geschick und murrte:

„Hätte ich dreißig verlangt, hätten Sie mir zwanzig gegeben."

„Sie haben ganz recht," freute sich nun Prawnik, „so wird's gemacht. Merken Sie sich das fürs Leben, falls Sie es einmal bis zu solch einem Redaktionsstuhl bringen sollten, wie dieser hier." Bei derartigen Worten dachte Prawnik gewöhnlich daran, daß es ihm nicht unsympathisch wäre, seine bucklige Tochter diesem gerissenen Jungen anzudrehen, der dann sein Lebenswerk weiterführen könnte. Aber Bartlieb pflegte auf solche Andeutungen noch nie zu reagieren.

„Also los, was nehmen wir morgen auf die erste Seite?" Und der Chefredakteur rieb sich mit einer freundlichen Geschäftigkeit die Hände.

„Zuerst will ich einmal essen gehen. Mein Blatt bezahlt mich so nobel, daß ich seit gestern früh nichts Warmes mehr im Magen habe."

„Unsinn, erst die Arbeit und dann das Vergnügen. Sie können heute bei mir essen. Meine Frau wird sich sehr freuen."

„Ich habe aber jetzt Hunger." Wie unhöflich dieser Bengel sich benahm.

„Also gehen Sie essen und bleiben Sie in Gottes Namen gleich für immer da, Sie Rotzjunge!“ schrie der Chefredakteur. Da kroch Bartlieb zu Kreuze, weil es das erstemal war, daß der Alte ihn anzuschreien wagte.

„Ja, ich weiß aber nicht,“ begann stotternd Bartlieb, „was ich denn jetzt schreiben soll?“

„Ein Journalist ist nie um einen Stoff verlegen.“

„Es ist ja nichts los!“

„Sie haben wohl wieder einmal drei Wochen gefaulenzt? Wann waren Sie zum letztenmal in Moabit?“

„Vorige Woche.“

„Und haben nichts gehört, Sie Dussel?“

„Doch, aber — ich weiß bloß nicht —“ Und der Junge erzählte dem Alten von dem Zwischenfall mit Rechlin, dem großen Rechlin, der vorbestraft sei.

„Na, und wer hat dem Präsidenten das Briefchen in die Hände flattern lassen, wie?“

„Keine Ahnung.“

„Sehr komisch. Kennen Sie die Akten?“

„Ja, ich habe Abschriften zu Hause, ich hab mir alles besorgt.“

„Und das erzählen Sie Idiot mir jetzt erst? Das ist doch die geborene Sache für die erste Seite, Mann! Sie wollen ein Journalist sein!“

„Ich wußte doch nicht,“ begann wieder zerknirscht der Junge, „ob das überhaupt in Frage kommt.“

„Aber Bartlieb, das spürt man doch, das hat man doch in den Fingerspitzen! Nun, Achtung, aufgepaßt, wir werden die Sache gleich fingern.“

„Aber es waren doch noch mindestens sieben Reporter von den großen Zeitungen im Gerichtssaal. Die haben sich das doch nicht entgehen lassen?“

„Die werden sich schön hüten, solche Sachen zu erwähnen, geschweige denn groß aufzumachen."

„Warum?"

„Fragen Sie nicht so dämlich. Weil es sich mit der ‚Ehre' und mit dem Inseratenteil nicht verträgt. Aber wir können uns daran gesund machen, wenn wir's geschickt anfassen."

Zwei Stunden später war der Artikel „Der Herr Kommerzienrat aus Plötzensee, Aus der Vergangenheit des Großindustriellen R." geschrieben und stak schon in der Maschine, während die Überschrift auf dem Umbruchpult der Setzerei fertig bereitlag. Vor Freude darüber nahm der Chefredakteur sogar ein Auto und brachte seiner entzückten Frau und seiner weniger entzückten Tochter Bartlieb als Mittagsgast mit. Zum großen Leidwesen dieser Damenwelt mußten sich die Herren aber gleich nach dem Essen wieder empfehlen, dringende Arbeit, große Sensation, murmelte Prawnik verheißungsvoll, womit Frau Prawnik wieder beruhigt war, denn Sensationen brachten immer Geld ins Haus, und den Herrn Schwiegersohn in petto konnte man sich ja auch noch ein andermal vorknöpfen.

In die Redaktion zurück nahmen sie kein Auto, sondern gingen zu Fuß. Man müsse nicht gleich übermütig werden, meinte Prawnik, und des Bären Fell nicht verkaufen, ehe man dessen Inhaber gefangen.

Im Bureau fanden sie bereits den ersten unkorrigierten Bürstenabzug des Artikels vor und schmunzelnd bedeutete der Chefredakteur seinem Jünger, er möge jetzt die Ohren aufreißen, er könne was fürs Leben lernen. Damit hob er den Hörer vom Telephon und verlangte eine Nummer, die er rasch im Anschlußver-

zeichnis ausfindig gemacht hatte. Es meldete sich die „Stahl-Zentrale".

„Bitte Herrn Kommerzienrat Rechlin."

„Ich gebe Ihnen das Direktionssekretariat."

„Sekretariat Rechlin."

„Bitte Herrn Kommerzienrat Rechlin."

„Herr Kommerzienrat Rechlin ist nicht mehr im Bureau."

„Wo kann man ihn erreichen?"

„Wenn es sehr dringend ist, zu Hause."

„Danke sehr." Prawnik ließ sich mit Rechlins Privatnummer verbinden.

„Bitte Herrn Kommerzienrat Rechlin."

„Hier Rechlin."

„Hier ist die Chefredaktion der ‚Fanfare'. Herr Chefredakteur Dr. Prawnik bittet Sie, ihn doch in einer dringenden Sache heute oder morgen im Laufe des Vormittags aufzusuchen. Er ist in der Redaktion von zehn bis vier zu sprechen."

„Sagen Sie Ihrem Chefredakteur, er soll seinen Angestellten einen besseren Ton angewöhnen und, wenn er etwas von mir will, so soll er mich in meiner Fabrik morgen früh zwischen acht und neun aufsuchen."

Der wird sich seine Grobheiten schon noch abgewöhnen, dachte Prawnik, unterbrach Rechlin, indem er ungerührt in den Apparat hineinrief: „Einen Moment, Herr Dr. Prawnik kommt selbst ans Telephon", und schwenkte dann den Hörer grinsend durch die Luft. Nach einer Minute legte er ihn wieder ans Ohr und versuchte, seine Stimme zu verstellen:

„Hier Prawnik."

„Hier Rechlin. Ich sagte eben Ihrem Angestellten, er soll Ihnen ausrichten, Sie möchten ihm einen besse-

ren Ton angewöhnen. Im übrigen bin ich morgen früh zwischen acht und neun Uhr für Sie in meiner Fabrik zu sprechen."

„Ich fürchte, Herr Kommerzienrat, es wird morgen früh nicht gehen. Ich will Sie nicht in meinem, sondern in Ihrem persönlichsten Interesse sprechen."

„So. Und worum handelt es sich, wenn ich fragen darf?"

„Es handelt sich um eine Aussage, die Sie vor Gericht gemacht haben sollen. Es wäre mir angenehmer —"

„Also, wenn es durchaus sein muß, dann kommen Sie jetzt hierher in meine Wohnung, und wir besprechen die Sache, die Ihnen so dringend scheint."

„Ich bin in zehn Minuten bei Ihnen."

Diese Eile des Herrn Chefredakteurs erschien dem Kommerzienrat, der ihn kaum dem Namen nach kannte, einigermaßen bedenklich. Er sah die „Fanfare" zwar hin und wieder in einem Zeitungskiosk prangen, aber er las sie nie und wußte von ihrem Chefredakteur zwar bisher nicht den Namen, aber den Spitznamen, der ihn oft zum Lachen gebracht hatte. Herr Prawnik hieß nämlich in der ganzen Stadt „Fanfarlieschen". Aber was konnte dieser Mann mit dem komischen Epitheton ornans von ihm wollen? Man würde ja sehen.

Als Rechlin über den Korridor seiner großen Wohnung in das Zimmer seiner Frau gehen wollte, sah er sie ins Kinderzimmer eintreten und folgte ihr. Sie und er waren gleichermaßen überrascht von dem Anblick, der sich ihnen bot. Maria Hartmann stand etwas erhitzt, mit rotem, gesundem, lachendem Gesicht in der einen Ecke an der Tür, Paul Rechlin, der Älteste, ein zwanzigjähriger Geck und Student, stand am Fenster,

und in der Mitte des Zimmers lag Ernst, der Jüngste, lang auf der Erde. Sie spielten zu dritt Ball, und das Verwunderliche daran war, daß Paul mitmachte, der sich bisher weder für seinen kleinen Bruder noch etwa für das Ballspielen interessiert hatte. Als nun die Eltern die Tür hinter sich schlossen, wurde Paul dunkelrot und stellte sich hastig gegen das Licht, damit man es nicht sehen sollte. Der einzige Unbefangene war der kleine Ernst, der aufsprang und Marien den Ball aus der Hand zu entwinden suchte. Als sie ihm den Ball plötzlich ließ, da war der kleine Ernst so dankbar, daß er ihr nun stürmisch um den Hals fallen und sie küssen wollte. Aber er reichte nicht so hoch hinauf, glitt ab und stürzte hin. Sogleich bückte sich Maria und hob den wilden Burschen auf und es gelang ihr so rasch, das brüllende Kind zu beruhigen, daß die Mutter erstaunt und erfreut war, denn sie selbst hatte mit diesem Racker nie fertig werden können. Noch mehr aber mußte sie lächeln, als ihr Mann sie anstieß und ihre Aufmerksamkeit auf Paul lenkte, der verlegen herumstand und nichts Rechtes mit sich anzufangen wußte. Da konnte sich die Mutter nicht enthalten, ihn zu sticheln und ihn noch verlegener zu machen:

„Seit wann ist denn unser Herr Sohn solch Kinderfreund?“

Paul lachte etwas betreten und geniert, und Rechlin drohte ihm scherzhaft mit dem Finger.

Als sie das Zimmer wieder verließen, kam ihnen Maria nach und bat die gnädige Frau, ob sie heute zwei Stunden ausgehen dürfte.

„Aber selbstverständlich, Fräulein Hartmann.“

Und dann sagte Frau Rechlin:

„Weißt du, daß wir so ein reizendes Mädel noch nie gehabt haben? Sie gefällt mir täglich besser. Hübsch, jung, klug, bescheiden. Ich begreife Paul vollkommen."

„Ich beneide ihn, pardon. Aber das Mädel ist zu schade, als daß er etwa mit ihr Dummheiten macht."

„Ich glaube, du unterschätzest deinen Sohn."

„Ich fürchte, du überschätzest meinen Sohn."

Es klingelte und „Herr Chefredakteur Dr. Prawnik" ließ sich melden.

„In die Bibliothek. Ich komme schon."

„Wer ist denn das?" fragte Frau Kommerzienrat Rechlin.

„Kleine Geschäftssache", sagte Rechlin, während seine Frau wieder in ihr Zimmer ging, um eine neue Sonatine zu üben.

„Herr Dr. Prawnik?" begrüßte Rechlin nicht sehr erbaut den kleinen, nicht sehr sauber und nicht sehr chefgemäß aussehenden Chefredakteur.

„Jawohl, Prawnik, bitte ohne Doktor. Ich bin kein Freund von Titeln", sagte Prawnik sich sechsmal verbeugend und dachte hinzu: „kein Freund von Titeln, die ich nicht habe."

„Sehr angenehm", machte Rechlin.

„Ich komme Ihnen aber leider", krähte der Chefredakteur los, „mit einer sehr unangenehmen Sache."

Rechlin runzelte die Stirne. Schmierig sah der Mann aus, unangenehm, sagte er, sollte seine Sache sein? Man müßte sich, kaum daß dieser ominöse Besuch aus der Tür war, die Hände waschen.

„Man mutet mir nämlich zu, diesen Artikel zu bringen." Und nachdem Prawnik eine Weile mit der Linken in der Brusttasche manipuliert hatte, zog er den

etwas zerknitterten und auch sonst nicht sehr appetitlichen Bürstenabzug des neuen Artikels ans Licht und reichte ihn Rechlin, der ihn mit zwei Fingern nahm.

Sie setzten sich einander gegenüber und Rechlin las. Runzelte die Stirne, schüttelte den Kopf, war jetzt sehr nervös.

„Diesen Artikel wollen Sie bringen?"

„Ja, man mutet mir zu, diesen Artikel zu bringen."

„Aber hören Sie mal, Herr, so etwas tut doch eine anständige Zeitung nicht."

„Was heißt anständig! Die ‚Fanfare' legt weniger Wert auf Anständigkeit als —"

Blitzschnell rasten die Gedanken durch Rechlins Schädel. Daß dieser, sozusagen, Chefredakteur schmierig aussah, war widerlich. Daß er offenbar auch schmierig handelte, war ekelhaft. Aber daß er das auch noch offen einzugestehen wagte, das war gemein, gemein, gemein! Und Rechlin dachte: wenn ich die Polizei anrufe, hier ist ein Verleumder, ein Schuft, ein Verbrecher, dann würde dieser Schmierfink unschädlich sein, unschädlich? Er würde erst recht den Mund nicht halten und erst recht verleumden, dieser schmierige Schmierfink! Und wenn er ihn am Kragen nähme und die Treppe herunterstieß, dann würde er nicht minder sein Lästermaul aufreißen und seine Schmierfeder kratzen lassen. Also —

„Herr Chefredakteur, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die meisten Ihrer so noblen und anständigen Angaben über meine Person nicht zutreffen. Sie scheinen im Erfinden solcher Aussagen über Ihre Mitmenschen sehr groß zu sein und einzig in Ihrer Art dazustehen!" sagte Rechlin und zwang sich zu schneidender Ironie. Aber das machte auf Prawnik, der seinen

Plan gelingen merkte, wenig Eindruck. Dieser kleine Chefredakteur war zu feige von Natur aus, um nicht jede kleinste Überlegenheit, die er gewann, wie ein Geier einer krepierenden Ratte gegenüber auszuschlachten.

„Es steht Ihnen ja frei, wenn der Artikel erschienen ist, laut § 11 des Preßgesetzes eine Berichtigung etwa falscher Stellen zu verlangen. Daß aber die grundsätzlichen Behauptungen in diesem Artikel richtig sind, das garantiert uns die Einsicht Ihrer Strafakten." Und er hatte so sehr die Empfindung, daß dieser Hieb saß, daß er noch bissig hinzufügte: „Und da die Hauptargumente richtig sind, werden Sie sich doch an Kleinigkeiten nicht stoßen, nicht wahr?"

„Also, bitte, machen Sie es kurz. Ich habe für Ihresgleichen nicht viel Zeit. Was soll es kosten, wenn der Artikel morgen abend nicht erscheint?"

„Ich weiß ja nicht, was Ihnen Ihr guter Ruf wert ist, Herr Kommerzienrat."

„Also fünfhundert Mark. Hier haben Sie einen Scheck."

„Unter tausend nicht zu machen, Herr Kommerzienrat."

„Also sechshundert. Hier. Und nun möchte ich Sie nicht länger aufhalten, Herr Chefredakteur, auf Nimmerwiedersehen!"

„Einen Augenblick, bitte. Ich möchte nur noch ein Telephongespräch bei Ihnen führen."

„Machen Sie das gefälligst in einem Zigarrenladen ab, ich möchte meinem Dienstmädchen nicht zumuten, den Hörer gleich zu waschen, weil Sie ihn am Ohr gehabt haben."

„Ganz wie Sie wünschen, Herr Kommerzienrat. Ich

wollte nur meiner Druckerei ansagen, daß der Artikel nicht ins Blatt kommt", entschuldigte sich Prawnik mit devoter Giftigkeit und dachte: das wirst du mir noch doppelt und dreifach bezahlen müssen, du hochmütiger Kommerzienrat.

Und er machte eine Verbeugung. Da rief Rechlin: „Halt! Sie müssen mir erst noch unterschreiben, daß Sie nach Zahlung der sechshundert Mark laut Scheck Nr. 178593 ein für allemal auf den Abdruck dieses oder eines anderen Artikels über mich verzichten. Bitte, hier ist Papier, hier ist ein Federhalter."

„Aber mit dem größten Vergnügen!" sagte Prawnik und setzte sich, um diese Versicherung auszuschreiben.

Währenddem stand Rechlin am Fenster und es schüttelte ihn vor Ekel, daß dieser Mensch, dies Stück Mensch da an seinem, seinem Schreibtisch sitzen durfte. Kaum war Prawnik aufgestanden, so las Rechlin mißtrauisch die Erklärung durch, nahm den Federhalter, den der Chefredakteur benutzt hatte, und warf ihn angewidert aus dem Fenster. Dann öffnete er Prawnik die Tür, schlug sie hinter ihm, der stumm und hämisch gegangen war, zu, und ging ins Badezimmer, sich die Hände zu waschen.

Als Prawnik auf die Straße kam, nahm er ein Auto, zumal sein Jünger nicht dabei war. Als er das Redaktionszimmer betrat, sagte er zu dem lauernden Bartlieb: „Also Ihr Artikel über den Kommerzienrat erscheint nicht. Sagen Sie in der Druckerei Bescheid. Aber der Satz bleibt stehen."

„Und wieviel habe ich damit verdient, daß mein Artikel nicht erscheint?" fragte der Adlatus, der von Tag zu Tag mehr zulernte.

„Gar nichts, mein Sohn. Aber ich will Ihnen die Arbeit einmal ausnahmsweise vor dem Erscheinen bezahlen. Und ausnahmsweise soll das Honorar diesmal fünfzehn Mark betragen. Ich bin doch kein Unmensch."

„Wenn Sie kein Unmensch sind, dann wird es Ihnen auch nichts ausmachen, wenn Sie mir einmal ausnahmsweise fünfundzwanzig Mark bezahlen, Herr Chefredakteur Dr. Prawnik. Kann ich übrigens nicht auch mal gelegentlich so einen Doktor machen wie Sie?"

„Quatschen Sie nicht, wovon Sie keinen blauen Dunst haben. Wenn ich fünfundzwanzig Mark zahlen soll, dann will ich lieber ein Unmensch sein, verstehen Sie?" Und er schloß wieder seine Tischschublade auf. Aber der Schnösel gab nicht nach, und da Prawnik schließlich an seine bucklige Tochter dachte, einigten sie sich auf zwanzig Mark.

Fünfzehntes Kapitel

Der Direktor der Strafanstalt Plötzensee war seit kurzer Zeit völlig verändert. Er tauchte plötzlich in irgendeiner Zelle auf und fuhr den Wärter hart an. Er ließ die Leute, die im Keller hausen mußten, umquartieren und machte selbst den Kammerjäger. Er konstatierte bei jeder Gelegenheit, er könne sich auf keinen seiner Untergebenen mehr verlassen und müsse alles selbst tun. Er vernachlässigte seine Geschäfte in der Stadt und an den höheren Stellen antichambrierte er nicht mehr. Man vermißte sein Gesicht in den Vorzimmern des Ministeriums und sah ihn im Strafvollzugsamt höchstens zu der Monatssitzung. Aber er vermied es, mit dem Pfarrer zusammenzutreffen und war außerhalb des Dienstes einsilbig. Während der Essenszeit war er scheinbar in dreißig Zellen zugleich und probierte das Essen. Und jedesmal gab es einen Krach, der sich hören lassen konnte. Der Direktor ließ noch, bevor die Gefangenen kaum angefangen hatten zu essen, alle Näpfe voll wieder einsammeln und neues Essen kochen. Er stand selbst neben den Küchenleuten und brüllte sie an, wenn sie einwendeten, doppeltes Mittag mache doppelte Kosten. Die Folge war, daß die Wärter, die unter dem plötzlichen, so menschlichen Eifer ihres Chefs am meisten zu leiden hatten, ihren Zorn an den Gefangenen ausließen und sie erst recht

kujonierten. Und wenn dann der Direktor die einzelnen Gefangenen zur Rede stellte, ob sie keine Beschwerde hätten, da sagten sie, nein, sicherlich nicht, und waren mit allem zufrieden, sagten sie. Denn wenn sie ihre Beschwerde dem Direktor mitgeteilt hätten, so wären ihre Leiden unter den Wärtern nur noch schikanenreicher geworden.

Vormittag, so erzählten sie sich jetzt im Arbeitssaal, vormittags war der Direktor in Haus III aufgetaucht. In der Zelle 39 hatte er wieder einen Tobsuchtsanfall bekommen. Warum wider seinen ausdrücklichen Befehl die Blenden noch vor den Fenstern seien, hatte er geschrien und sich den Gefangenenvorsteher kommen lassen. Der begann eine lange Begründung. Als die Blenden dem Befehl des Direktors gemäß noch nicht wieder angemacht worden seien, da hätten sich Gefangene dieser Zellen den Passagieren auf der Straße bemerkbar gemacht, und als die Passagiere hinaufblickten, da hätten die Gefangenen ihnen einen bestimmten Körperteil gezeigt, die „nackten Ärsche" hätten sie durch die Fenster gezeigt, und da sei ihm, dem Gefangenenvorsteher nichts anderes übriggeblieben, als die Blenden wieder einzuführen, im Interesse der vorbeigehenden Staatsbürger. Der Direktor hatte gefragt, wer diese schamlosen Buben gewesen seien. Aber der Gefangenenvorsteher hatte die ganze Sache nur von den Passanten gehört, die sich beschwert hatten, und so war es ihm natürlich nicht möglich gewesen, Namen zu nennen. Der Direktor befragte die Insassen dieser und der Nachbarzellen der gleichen Fensterfront, ob sie es gewesen seien. Aber keiner hatte ein Wort eingestanden. Nur einer, Birk, hatte soviel Mut zu protestieren: in diesem Stockwerk hätten seit

Monaten nur Mitglieder der Stufe I gehaust, und was die Stufe I angehe, so wisse der Herr Direktor doch selbst, welche Disziplin da herrsche und daß sich kein Mann der Stufe I jemals dergleichen erlauben könnte und würde, dafür lege er die Hand ins Feuer. Da der Direktor den Gefangenenvorsteher indessen nicht gut Lügen strafen konnte, wurde er nur noch zorniger und sagte: „Warum haben Sie mir so einen Fall nicht mitgeteilt, wie?"

„Aber Herr Direktor," sagte der Vorsteher, der übrigens ein frommer oder doch frömmelnder Katholik war, „wir werden Sie doch nicht mit jedem Dreck persönlich behelligen. Da hätten Sie ja viel zu tun."

„Das geht Sie nichts an, ob ich zu tun habe. Sie haben die Pflicht, mir solche Sachen zu melden, ehe Sie selbständig hier schalten! Und das sage ich Ihnen, wenn heute abend die Blenden hier nicht von den Fenstern herunter sind, dann schlage ich sie ab, und die Sache hat ein Nachspiel. Wer hier zu sitzen hat, ist gestraft genug, man muß es den Menschen nicht noch schwerer machen! Hier wohnen Menschen, Sie, und keine Ratten!"

Und das war der Grund gewesen, weswegen der Gefangenenvorsteher bei dem heutigen Mittagsspaziergang das Rauchen verboten hatte. Das traf empfindlich. Denn es gab zwar ein Lesezimmer, in dem man sich abends aufhalten und rauchen konnte, aber da war die beste Zigarre kein Genuß, so voll war das Zimmer und so verräuchert von allen möglichen Knasterarten. Nach langem Hin und Her hatten sie es endlich durchsetzen können, daß sie beim Mittagsspaziergang rauchen durften, wo einem keiner die „freie" Luft verpesten konnte, und nun kam dieser Vorsteher und ver-

bot das Rauchen. Ein Glück, daß der Spaziergang selbst nicht verboten werden durfte.

Nach diesem Spaziergang ohne Rauchen saßen sie zu zwanzigst im Arbeitsraum. Am unteren Ende des langovalen Tisches hockte Giese neben Hartmann. Giese hatte an einer Jacke zu nähen, das Futter war festzumachen. Giese hatte, als er diese Arbeit bekam und das war vor etwa drei Wochen gewesen, gemeint, er sei nicht dazu auf die Welt und nun gar ins Gefängnis gekommen, um die Überflüssigkeit der Nähmaschinen praktisch zu erweisen. Er behauptete sich im Gegenteil, wenn auch keinem „Vorgesetzten" gegenüber auf dem Standpunkt, daß die Nähmaschine eine ganz ausgezeichnete Erfindung sei und daß eine Näherin ein gleich notwendiges Übel, er selbst aber demgegenüber weder eine Nähmaschine noch ein Flickweibchen, noch aber für das lächerliche Gehalt, das ihm für das Absitzen seiner Zeit auch so zustehe, nicht verpflichtet sei, den Arbeitskuli zu spielen, damit etwa sein Nachfolger eine bessere Jacke bekomme, als er sie gehabt habe. Es fiel ihm also nicht ein zu nähen, und da der Schein übers Sein geht, so nahm er die kleine Nadel mit dem eingefädelten Zwirne, brachte sie mit großem Schwunge, aber nicht allzu eilig in die Nähe der Jacke und zog sie dann wieder mit einem schönen Schwunge, aber nicht sehr eilig durch die Luft, und darin bestand seine ganze Beschäftigung während der Arbeitszeit. Wenn man ihn fragte, wann denn endlich seine Arbeit fertig sein dürfte, so sagte er bescheiden: nach menschlichem Ermessen und seine geringe Statur und Körperkraft mitbedacht, sei Geschwindigkeit eine Hexerei, und er könne doch begreiflicherweise keine Jacke aus dem Ärmel schütteln.

Dem Neuling Hartmann, den Giese nach Möglichkeit betreute und mit den guten Ratschlägen einer fünfjährigen Untätigkeit versah, hielt er während der Arbeitszeit einen gemütlich geflüsterten Vortrag über die Vorzüge und die wirkungsvolle Inszenierung einer geschickten Drückebergerei. „Vastehste," fuhr er fort, „du mußt es bloß nich merken lassen. Und det machste am besten so: —"

Da hielt Emil Giese plötzlich inne und auf seinem vermickerten Gesichte spiegelte sich eine harte Gedankenarbeit. Er steckte die Nadel in den Rock und zählte mehrmals an seinen Fingern irgendeine schwere Rechnung zusammen. Und dann wurde sein Mund breit und immer breiter und so etwas wie ein Lächeln verbreiterte das kleine, sonst oft so griesgrämige Gesichtchen. Da wurde Hartmann immer neugieriger, was Emil denn hätte, und er fragte ihn:

„Emil, warum lachst du denn?"

Da zog Giese Hartmann geheimnisvoll am Ärmel, Hartmann beugte den Kopf und Giese flüsterte ihm ins Ohr:

„Warum soll ick mir nich freuen — ich komme doch morjen raus!"

Und er hatte es so deutlich geflüstert, daß auch die Nächstsitzenden es hatten hören müssen und scheel zu ihm hinüberblickten.

Es waren einige Aufseher im Saal, die beobachtend hin und her gingen, ob auch alle arbeiteten. Oder sie standen müßig in den Ecken. Und es war heut ein ruhiger Tag, bisher hatten sie noch keinen angefahren und noch niemand in der summenden, schnurrenden Unterhaltung gestört. Es war ein ganz gemütlicher Tag heute.

Hartmann hatte Giesen ein freundliches Wort sagen wollen, aber er brachte nichts über die Lippen. Diese Freude des anderen, der endlich wieder heim durfte, hatte ihn ganz traurig gemacht. Und von dieser Traurigkeit wiederum wollte er Giese nichts merken lassen.

Ein anderer fragte ihn etwas und Hartmann antwortete kurz.

Mit einem Male wurde es totenstill im Raum.

Sie sahen alle erschrocken nach der Tür. Der Direktor war eingetreten. Als der Direktor merkte, daß er der Grund des allgemeinen Schweigens war, sah er sich ärgerlich um und sagte:

„Warum sind Sie alle denn plötzlich so still? Ich bitte, sich weder bei der Arbeit noch bei der Unterhaltung stören zu lassen. Für die Arbeitsstunden herrscht kein Schweigegebot mehr. Warum unterhalten Sie sich denn nicht? Ich bin doch kein Feldwebel!"

Aber es herrschte unter den Gefängnisinsassen eine so furchtbare Disziplin, daß nun erst recht keine Unterhaltung aufkommen konnte. Ob das unverhoffte Eintreten des Direktors oder die nun ängstlich vermehrte Wachsamkeit der Aufseher daran schuld hatte, es wagte keiner zu mucksen.

Der Direktor hoffte, die Stimmung zu überbrücken, indem er sich an einen Wärter wendete:

„Ich überlege sogar, ob es nicht ganz glücklich wäre, während der Arbeit ein Grammophon spielen zu lassen. Aber ich muß das erst beim Strafvollzugsamt besprechen. Es ist eine ganz gute Idee, meinen Sie nicht auch?"

Aber der also angesprochene Wärter war so verblüfft von dieser kuriosen neuesten Marotte des Di-

rektors, daß er überhaupt keine Meinung hatte, und sagte nur:

„Zu Befehl, Herr Direktor."

Da würdigte ihn der Direktor keines Blickes mehr und ging durch den Raum. Als er an das untere Ende des langovalen Tisches kam, nickte er Hartmann wortlos zu. Hartmann sah ihn mit großen, düsteren Augen an. Da blickte der Direktor ins Leere und ging wieder weiter.

Plötzlich sagte der Direktor:

„Emil Giese kommt doch heute frei. Er hätte doch schon vor zehn Minuten das Haus verlassen haben sollen. Warum ist hier keine Ordnung und Pünktlichkeit menschenmöglich?!"

Und wenn die diensthabenden Beamten dafür keinen großen Rüffel bekamen, so hatten sie das niemand anderem als Emil Giese zu verdanken, der plötzlich mit einem Juchzer, den niemand dem Drückeberger zugetraut hätte, und so freudig laut, wie es in diesen Mauern noch nicht gehört worden, aufsprang und rief:

„Kinder, Kinder, denn habe ick mir ja um eenen Tag jeirrt!"

Zum allgemeinen Ergötzen trat jetzt auch eilig ein neuer Aufseher in den Arbeitsraum, pflanzte sich vor Giese auf, hinter dem der Direktor stand, und erklärte salbungsvoll:

„Herr Giese! Ihre Strafzeit ist soeben abgelaufen. Sie sind entlassen."

Da sah ihn Giese groß an und sagte laut und lustig mit der Sicherheit, die ihm die Anwesenheit des Direktors und die Aussicht auf den Abschied verlieh: „Sie merken ooch allens!"

Und dann drehte er sich mit einem pfiffigen Ruck

herum, so daß der verdutzte Beamte nur seine Hinterfront bewundern konnte, und sagte seinen näheren Nachbarn und Bekannten: „Adjes, nich Auf Wiedersehen!“ und zu seinem Zellengenossen Hartmann noch einmal besonders:

„Nee, nee, hier sieht mir keener wieda!“

Und als er längst fort war, sahen die Gefangenen ihm noch stumm und ohne ein kleines Lächeln um die Mundwinkel nach. Nur Hartmann verbiß sich rasch wieder in seine Arbeit und sah nicht auf.

Da verließ auch der Direktor den Arbeitssaal, und als er längst hinaus war, kam immer noch keine Unterhaltung auf. Mit dem Plappern und Schnurren war es für heute endgültig vorüber. Das war ein sehr ereignisreicher Tag.

Um die gleiche Zeit verließ Maria das Haus. Paul Rechlin — der flotte Junior hieß er bei den Dienstmädchen — war hinter ihr her und hatte sie eingeholt, noch ehe sie über den Damm gehen wollte. Er hielt sie am Arm fest und Maria drehte sich erschrokken um.

Er fragte: „Wo gehen Sie denn hin?“

Maria war vor Schreck noch ganz atemlos. Sie versuchte ihm auszuweichen. Paul wollte sie halten. Maria entwand sich ihm.

Paul griff fast zu derb nach ihr. Maria entriß ihm den Arm und lief davon, als würde sie von Verbrechern verfolgt.

Als sie an der Haltestelle stillestand, blickte sie sich nach ihm um. Da tat es ihr fast leid, daß sie ihn nicht mehr erspähen konnte.

Und sie ließ eine Bahn vorbeifahren und stieg erst in die zweite ein.

Währenddem befand sich Giese bereits im Zimmer des Hausvaters. Er stand fix und fertig in Zivil da und kontrollierte den Inhalt seiner Taschen. Dabei arbeitete sein Gedächtnis wieder sehr hart und sichtlich, und das war, was für Giese außerordentlich viel zu bedeuten hat, schon das zweitemal an diesem schönen Tage.

Der Hausvater, der ihm lächelnd zusah, fragte freundlich:

„Ist Ihnen auch nichts gestohlen worden??"

Giese sah den Hausvater an, ob der ihn etwa uzen wollte.

„Nee, wissen Se, man hat det allens ja nich mehr so jenau in die Erinnerung, wissen Se."

Aber dann gab er ihm doch lachend die Hand und war mit allem versöhnt, weil er ja nun frei war.

Nur, als der Hausvater harmlos und freundschaftlich „Auf Wiedersehen!" sagte, riß sich der kleine Giese wütend um und spie fast dem alten Herrn ins Gesicht: „Nich auf Wiedasehn!"

Im gleichen Augenblick klingelte Maria am Gefängnistor. Es ward geöffnet und sie trat ein. Der Wärter vom Tor gab ihr einen Zettel, den sie ausfüllte und verwies sie ins Wartezimmer, dessen einziger Schmuck eine Barriere war.

Nach einer Weile betrat Hartmann und in seinem Gefolge der Wärter den Empfangsraum von der anderen Seite. Seine Augen fuhren nervös hin und her. Als er Maria erblickte, stürzte er auf sie zu, und sie schrie: „Vater!" und flog ihm entgegen. Über die Barriere weg hielten sie sich so heftig, im Innersten erschüttert und vom Schluchzen geschüttelt, umschlungen, als müßten sie im nächsten Augenblick zusammen sterben und wollten und wollten sich nicht lassen.

Da schrie der Wärter: „Keine Durchsteckereien!“ und hob seine Hand.

Aber die beiden ließen nicht voneinander und hielten sich nur inniger und mit einer beinahe wütenden Liebe.

Der Wärter brüllte: „Keine Schiebungen!“ und sprang auf sie zu.

Aber die beiden hielten sich umschlungen, als seien sie ineinander zusammengewachsen und von keiner Macht des Himmels und der Erden zu trennen.

Der Wärter griff mit seiner Hand zwischen ihre Gesichter.

Hilflos bog sich, wich, sank Maria vor dieser sich ballenden Hand zurück. Die Tränen standen in ihren Augen.

Und die Augen bettelten verzweifelt zu der geballten Faust empor.

Da ließ auch Hartmann seine Arme von Maria herabfallen.

Hartmann sagte hastig, beirrt: „Was ist denn los? Was wollen Sie?“

Der Wärter brüllte: „Solche Schiebungen sind nicht erlaubt, Sie!“

Und er stellte sich zwischen Hartmann und Maria.

„Schiebungen? Was für Schiebungen?“ begann Hartmann auf den Wärter einzureden.

Der Wärter stieß ihn zurück, daß Hartmann taumelte. Und stand wie ein Stein vor Maria.

Da schwoll auf Hartmanns Stirne die Wutader dick an.

Er ging auf den Wärter zu und schob ihn mit der Linken zur Seite, daß der Wärter in die Ecke wich.

Und wiederum legte Hartmann seinen Arm um

sein Kind. Als müßte er sie, sie vor Brutalität schützen.

Der Wärter riß seine Pfeife an den Mund. Ein Pfiff gellte lang durch das Haus. Und die nächsten Sekunden stand der Wärter stumm und regungslos in der Ecke, und Hartmann streichelte sein Mädel, als existierte der Wärter nicht und als gäbe es kein Gefängnis.

Da stürmen drei Wärter herein und sind im Nu bei den beiden.

Und nun hält Hartmann sein Kind krampfhaft und mit aller letzten Gewalt umschlossen. Da reißen die drei das Mädel von ihm los.

Und der erste Wärter steht in der Ecke und schaut hämisch zu.

Als Hartmann Maria nicht mehr im Arm hat, schlägt er wuchtig nach allen Seiten um sich. Und wer seinen Fausthieb vor die Brust bekommt, der bricht zurück und ist für eine Sekunde erledigt, für eine Sekunde. Und es ist ein fürchterlicher Kampf. Und Maria steht daneben, und die Tränen stocken in ihren Augen.

Und fünf volle Minuten dauerte es, bis sie diesen eisernen Hünen zu dritt soweit überwältigt hatten, daß ihm der Vierte die Handschellen anlegen konnte.

Dann knickte er in sich zusammen und ließ sich willenlos abführen.

Zerbrochen stand Maria im leergewordenen Raum. Zerbrochen. Elend. Verzweifelt. So elend, daß sie sich selbst nicht fühlen konnte. So zerbrochen, daß sie nichts mehr von sich wußte. So verzweifelt, daß sie nicht einmal weinen konnte.

Und die Wärter führten den wehrlosen, gefessel-

ten Mann in seine Zelle und blieben noch zu dritt, bis sie die Tür hinter ihm ins Schloß geworfen, denn sie fürchteten, er könnte vielleicht die stählernen Fesseln zerbrechen und von neuem einen Ausfall versuchen.

Als sie ihn in die Zelle gestoßen hatten, blieb Hartmann stumpf stehen. Er preßte vor innerlichem, halbbewußtem Schmerz die Finger in die Schläfen, bis es ihm schien, daß die Haut nachgäbe und daß seine Finger sich in den Kopf einbohrten.

Und langsam fingen die Gedanken an, wieder durch seinen Schädel zu huschen wie Ratten und schwer und dumpf wie Ratten und böse und grabend wie Ratten und mit spitzen und beißenden und hämmernden Zähnchen wie Ratten.

Und diese Minute, diese Höllenminute war also der eine Augenblick gewesen, auf den er sich an den endlosen, dummen, eingekerkerten und lichtleeren Tagen und in den mörderischen, grausamen, verlassenen Nächten so gefreut hatte! Diese Höllenminute.

Müde, zerschlagen hob er das Haupt.

Da glitten seine Augen über die Wand, unwillkürlich, blind, und da starrte, da glotzte ihn ein weißes Stück Pappe an, weiß, mit schwarzer, kleiner Schrift, Schrift wie Fliegendreck, da glotzte es ihn an, das er noch nie beachtet hatte, da starrte, da schrie es ihm entgegen, trocken, dürr, stählern, schwarz auf weiß, Fliegendreck auf Leichenfahne:

Hausordnung las er und immer wieder: *Hausordnung!*

Und darunter sammelte es sich wie teuflische Heerscharen:

Das Rauchen in der Zelle ist verboten, das . . . ist verboten . . . verboten . . . verboten . . . verboten . . .

verboten . . . verboten . . . verboten! Alles ist verboten, alles ist verboten, wie? Und damit man's nicht vergißt, daß man die Ehre und das Vergnügen hat, im Gefängnis zu sitzen, wird in jeder Zelle eine Tafel angebracht mit: Verboten! Sonst wird man noch übermütig, he? Sonst weiß man nicht, daß man gefangen ist, he?

Da kam die rote Wut erst gewaltig über ihn, daß er sich nicht mehr halten konnte, da brach es über ihn herein, daß er den Pott nahm, der seinen Händen am nächsten stand, und warf ihn gegen die Tür, daß er klirrend in tausend bleiche, spitze Scherben zerschmetterte. Da hob er die beiden Hocker vom Boden auf, jeden mit einer Hand, und zerbrach sie aneinander und donnerte sie gegen die Tür, an der dies Schild hing schwarz auf weiß, böse! Da nahm er mit beiden Armen den Tisch hoch und wetterte ihn gegen das Papier, daß er in Stücke brach und in Stücken höhnisch noch durch die Zelle sprang. Da nahm er die Stücke und schmiß sie an die Tür, kurz und klein. Aber das Papier hing noch als Fetzen schwarz auf weiß an der Tür und starrte und glotzte ihn an. Da riß er das Schränkchen von der Wand und zerhieb es an der Tür, und warf und schmetterte und hieb, bis nichts als die Wände noch ganz waren im Zellgehäus. Und er merkte in seinem brennenden Zorne nicht einmal, daß die Handschellen von seinen Armen geplatzt waren. Und er bemerkte nicht, daß sich während seines Kampfes zweimal das Guckloch geöffnet und wieder geschlossen hatte. Und nun am Ende erst brach er nieder.

Im selben Augenblicke öffnete sich das Portal des Gefängnisses und ließ Maria wieder auf die Straße.

Und an einer alten Frau ging sie vorbei, die mit drei kleinen Kindern stand, und an zwei Männern und an einer Droschke, in welcher ein hübsches Mädchen war. Und diese alle warteten auf ihre Leute, die sehr bald aus diesem schrecklichen Hause in die Freiheit heimkehren sollten. Und ihr Vater lag gefesselt und gefangen, vernichtet in der Zelle, und Maria wußte nicht, wieviel mehr er noch würde erdulden müssen um ihretwillen.

Wieder kamen die drei Wächter und öffneten die Zelle. Wieder legten sie ihm Handschellen um und starrten einander an vor Grauen vor diesem Riesen, der ein paar stählerne Handfesseln zerbrochen hatte. Aber jetzt wehrte sich Hartmann nicht mehr. Er war nicht mehr Herr seines Willens.

Sie führten ihn vorsichtig treppauf, wiederum öffnete sich eine Tür vor ihnen, und sie stießen Hartmann in eine neue Zelle. Da war nichts mehr zu zerbrechen. Da war kein Gerät. Diese Zelle war ein enges Loch, nichts als Wände, Decke, Boden. Kein Stuhl, kein Bett. Wie eine Ratte in der Falle war er darin gefangen. Und die Augen traten aus seinem Gesichte heraus. Dann fielen ihm die Lider darüber. Er sah nicht einmal mehr vor sich hin.

Und die drei Wärter unterhielten sich über diesen schwierigen Fall und kamen zu dem Schlusse: „Da kann er sich ja richtig austoben."

Es war aber einer unter ihnen, ein Streber, der lief sofort zum Direktor. Der Direktor hatte geschrieben, war aufgestanden, sich zu recken, und hatte sich im Augenblick des Streckens der Arme wieder auf den Stuhl fallen lassen, als hätte ihn ein Stich in die Brust

geschmerzt. Da trat der Streber ein. „Herr Direktor, der Hartmann hat einen Tobsuchtsanfall gehabt!"

„Führen Sie mir den Hartmann sofort vor!"

Der Wärter lief und rief die beiden anderen, und sie holten Hartmann aus der Gitterzelle, die ein Käfig, ein Loch war.

Als sie ihn brachten, stierte er den Direktor an wie ein Tier, wie ein geschlagener Hund stierte Hartmann.

„Nehmen Sie Hartmann sofort die Fesseln ab! Und lassen Sie uns allein!" sagte der Direktor, als würfe er den Wärtern etwas vor. Der Streber wollte entgegnen, ob es nicht vielleicht doch ratsamer wäre — in Anbetracht der Tobsüchtigkeit des Gefangenen — aber der Direktor winkte ihm streng ab.

Sie nahmen Hartmann die Fesseln und gingen.

Als die Tür sich hinter ihnen schloß, lief der Direktor noch immer stumm auf und ab. Er hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt, überlegte und würdigte Hartmann keines Blickes. Hartmanns Augen aber verfolgten ihn unruhig und gehetzt und liefen immer mit ihm mit.

Plötzlich blieb der Direktor hart vor ihm stehen und herrschte Hartmann an: „Sie wissen, daß Sie sich gegen die Hausordnung vergangen haben!" und stand noch immer vor ihm und fügte schärfer, wenngleich ruhiger hinzu:

„Ich werde Sie streng bestrafen!"

Und dann lief er wieder auf und ab im Zimmer, nur daß er Hartmann jedesmal, wenn er an ihm vorbeikam, musterte, welchen Eindruck seine Drohung hinterlassen hatte. Hartmann aber wurde immer erregter, sein Atem stoßweis kürzer, röchelnder, ängstlicher und zorniger.

Und dann pflanzte der Direktor sich von neuem vor Hartmann auf und legte ihm gönnerhaft wohlwollend die Hand auf die Schulter. Da stieg in Hartmann die Empfindung, dieser Direktor benutze ihn als Versuchskarnickel, er inszeniere Drohungen und in unmittelbarer Folge darauf Begütigung, aber es komme ihm nicht aus der natürlichen Eingebung des Augenblicks, sondern aus Verstand und Berechnung, und er tue nur so, als sei er zuerst empört gewesen und jetzt wohlwollend, um festzustellen, wie das auf seinen Patienten wirke. Und darüber war Hartmann nahezu verzweifelt, er fühlte sich zu allem Unglück noch verhöhnt.

Der Direktor aber sagte: „Unsinn, Hartmann, ich verstehe Sie doch! Sie sind doch für mich nicht Nummer soundso, sondern ein Mensch, ein Mensch!"

Da wußte Hartmann erst recht nicht, was von dem allem zu halten sei.

Und der Direktor lief noch einmal an dem sitzenden Manne im Gefängnisanzug vorbei, der nicht mit sich fertig werden konnte, dann führte er ihn an den großen Schreibtisch, setzte ihn auf den Besucherstuhl und sich gegenüber in den hohen Sessel. Der Direktor öffnete einen Schubkasten und holte eine Schachtel Zigaretten hervor. Machte sie auf und reichte sie Hartmann. Aber Hartmann sah anscheinend nicht, daß der Direktor ihm Zigaretten anbot. Da stand der Direktor auf, nahm eine Zigarette in den Mund und beugte sich über den Tisch, um Hartmann die andere zu geben. Zündete ein Streichholz an und reichte Hartmann Feuer, der die Zigarette noch verlegen in der Hand herumdrehte und betrachtete und sie dann rasch und erschrocken, als wäre er ertappt, an den Mund führte.

Der Direktor sagte: „Und nun sprechen Sie sich einmal aus.“ Er sagte das mit einem wirklich gütigen Tone, aber Hartmann schwieg. Er rauchte auch die Zigarette so vorsichtig, als müßte er sie gleich wieder abgeben.

„Sprechen Sie wie zu einem Freunde“, sagte der Direktor. Aber Hartmann bekam kein Wort über die Lippen.

Da beschied sich der Direktor in Geduld und wartete, bis es Hartmann leichter fallen würde zu sprechen.

Und nach einer Weile kamen Hartmann die Worte. Hastig, zusammenhanglos erst, bis er ruhiger wurde, dann wieder erschrak und innehielt, um wiederum lange zu schweigen und dann von neuem zu sprechen, als wäre er ein Kind, das sich ausweint. Und der Direktor hatte Geduld und hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen.

Da erzählte Hartmann, wie er in Arbeit und Frieden mit seiner Frau gelebt und wie dann das Kind gekommen und sie beide zu den glücklichsten Menschen gemacht hatte. Und dann war der Krieg ausgebrochen, und als er, Hartmann, leidlich heil wieder heimkam, da fand er nur schwer Arbeit. Aber dann ging es wieder gut und sie konnten sogar ein hübsches Scherflein zurücklegen. Die Inflation fraß es auf. Und plötzlich wurde die Frau krank und schwer leidend und der Arzt verordnete viele teure Kuren und Medikamente. Dafür reichte nicht aus, was Hartmann verdiente. Da hatte er zum erstenmal gestohlen. Aber nicht nur, daß er gefaßt wurde und für zwei Jahre ins Gefängnis gebracht, — es hatte auch seiner Frau nicht mehr helfen können, er hatte zu spät gestohlen. Die Frau starb, das Kind kam ins Waisenhaus. Und als Hartmann entlas-

sen wurde, stand er bald wieder arbeitslos da und stahl zum andern Male. Vor dem dritten Diebstahl werde er sich eine Kugel in den Kopf schießen, schloß Hartmann. Und der Direktor sagte kein Wort.

Es war dunkel im heimlichen Zimmer geworden, und sie saßen einander gegenüber und sannen vor sich hin. Ein Wärter ging vor der Tür des Direktionszimmers leise auf und ab und horchte. Und da er von innen nichts vernahm, faßte er sich schließlich ein Herz und klopfte an. Aber wie er auch sich anstrengte zu horchen, es kam keine Antwort von innen. Da ging er wieder hin und her und schüttelte den Kopf.

Hartmann sagte: „Ich bin so allein in dieser Zelle! Ich mag keine fremden Menschen sehen, aber ich werde wahnsinnig!" Er flüsterte es nur.

Der Wärter klopfte von neuem an die Tür.

Der Direktor sagte: „Bitte."

Da erwachte Hartmann aus seiner traurigen Versonnenheit und Verzweiflung.

„Bitte, lassen Sie mich zurückführen", sagte er und hatte den Kopf erhoben. Da stand der Wärter schon in der Tür.

Der Direktor erhob sich aus seinem Sessel und knipste die kleine Tischlampe an. Dann ging er zu einer Ecke des Zimmers und hob einen kleinen Vogelkäfig von der Wand herab. Ein gelber, kleiner Kanarienvogel saß darin und schlief schon, da es Abend geworden war. Behutsam reichte der Direktor dem Sträfling den Vogelkäfig. Er räusperte sich ein wenig, bis seine Stimme wieder in der richtigen Lage war, und sagte dem Wärter:

„Bringen Sie Hartmann in seine Zelle."

Hartmann trug den Käfig, und der Wärter ging hin-

ter ihm. Als sie das Zimmer verließen, nickte der Direktor ihnen nach. Auf dem Korridor fragte der Wärter: „Was habt Ihr denn solange zu reden gehabt?“

Aber Hartmann sprach an diesem Tage nicht mehr.

Sechzehntes Kapitel

Am gleichen Nachmittage erledigte Emil Giese das letzte Geschäft in diesem Hause. Er wurde einem Beamten vorgeführt, der ihm das Geld auszahlte, das er in diesen fünf Jahren voller Arbeit verdient hatte. Es war nicht sehr viel, ausgezahlt wurde nach Abzug der mancherlei besonderen Unkosten, die der Gefangene gemacht, knapp die Hälfte des Geldes, zumal die andere Hälfte der Gefangenenfürsorge für etwa notwendige Aushilfe überwiesen werden muß. Die wenigen Stückchen Papier, die ihm ausgehändigt wurden, stimmten seine Laune merklich niedriger, er hielt das Geld in der Hand, als wollte er sagen „und für die paar Jroschen hab ick fünf Jahre jearbeetet!" Dann unterschrieb er die unerläßliche Quittung und ging.

Im Portale trafen zwei Wärter zusammen und Giese traf Gustav Legner, der mit ihm herausgelassen wurde. Sie hatten in früheren Jahren manchen Korn zusammen getrunken, und wenn sich auch Giese diesem Legner und seiner Bande gegenüber immer wie ein Edelmann zwischen Diebs- und Lumpengesindel vorgekommen war, so hatte er doch mit ihnen getrunken und zuletzt, im Suff, auch einmal einen großen Schlag mit diesen Leuten gewagt, der Giese fünf Jahre eingebracht hatte, und dem Legner nicht weniger. Aber sie hatten nicht gewußt, daß sie im gleichen Gefängnis saßen, denn

Legner war im Haus II stationiert gewesen. Um so größer war die Wiedersehensfreude. Dennoch hatten sie es beide sehr eilig und verabschiedeten sich noch in der Tür voneinander.

Als Giese endlich auf dem Platze vor dem Gefängnistore stand, rieb er sich vergnügt, wieder Gottes freie Luft atmen zu können, die Hände und lugte aus. Da kam auch schon Frieda mit den drei Gören auf ihn zu gewackelt, und hinter ihr ging Egon Flasche, Legners Busenfreund und Hauptkomplice, der Legnern über den Platz weg entgegenwinkte und auch Giese mit einem Blicke bedachte.

Aber Giese kümmerte sich nicht um diese Jungens, er lief, so schnell ihn seine krummen Beine tragen konnten, zu seiner Frau und knutschte die beiden Ältesten ab. Das Kleinste, das er persönlich zu begrüßen noch nie die Ehre gehabt, obwohl er es persönlich gemacht hatte, besah er erst mißtrauisch und dann fragte er seine Frau:

„Na, Friedaken, is det ooch bei uns in Pflege?"

Frau Giese lächelte etwas geschmeichelt und beschämt, und ihr holder Gatte mußte das wohl etwas sonderbar finden, denn er sagte:

„Weeste, Frau, jünger biste ooch nich jeworden." Und er tätschelte ihr den Rücken. Da war das Gesicht der Frau wieder so vergrämt und bekümmert wie immer, sie wußte selbst, wie versorgt und zerarbeitet ihr armer Leib war.

„Siehste, Emil," sagte sie, „zweeundvierzich Jahre bin ick alt und seh aus wie een altes Frauchen."

Das waren die wortkargen Liebkosungen, die das Leben diesen kleinen Leuten übriggelassen hat, und nach der Begrüßung wurde Sachliches gesprochen.

„Wat jiebt et denn Neues, Friedchen?" fragte Giese.

Frau Giese hatte nicht viel Neues zu vermelden. Gewaschen, geplättet, geflickt, das hatte die fünf Jahre ausgefüllt, das hatte die dürftigen Gelder zusammengeklaubt, daß sie Kartoffeln für die Kinder und sich und Milch für das Jüngste hatte und graue Strähnen im dünnen Haar.

„Biste mir ooch treu jeblieben?" fragte Giese noch weiter.

Aber ehe Frieda sich solche Scherze verbitten konnte, rief es hinter ihnen „Emil", und als sie sich umdrehten, da standen die beiden Männer und winkten Giese. Aber Emil ließ sich nicht verführen, die Kumpane anzuhören. Er winkte ihnen heftig ab und nahm seine Frau unter den Arm. Das Jüngste hing an den Röcken von Frau Giese, und die beiden älteren Jungen gingen sittsam, wie es ihnen die Mutter an manchem langen Abend eingetrichtert hatte, vor. Auf der ersten Bank der Allee setzten sie sich und Giese schmunzelte, daß er so friedlich und ungestört im Kreise seiner Familie in die Sonne blinzeln durfte. Zu reden war nicht mehr viel, man hatte den Kontakt miteinander in den fünf Jahren doch wohl verloren, und als der Älteste erzählte, daß der Lehrer ihm ein besonderes Lob zuerkannt habe, da hörte Giese nur mit halbem Ohre hin.

Nun kamen die beiden Männer von neuem und traten auf sie zu. Flasche machte eine talmielegante Verbeugung vor Frau Giese und reichte ihr die Pfote. Aber sie ließ sich dadurch nicht abhalten, seinen Gruß ziemlich frostig zu erwidern und auch Legnern kaum die Fingerspitzen zu reichen. Trotzdem hießen die beiden die Kinder aufstehen und setzten sich an ihrer

Statt auf die Bank. Legner griff in die Westentasche und holte eine Zigarette heraus, die er Giese in den Mund steckte. Und Giese war trotz dem Mißtrauen seiner Frau gerührt und erfreut davon.

„Na, Giese, Emil, wie kommste dir denn vor in de freie Luft und so mit deiner Ollen auf der Banke?"

„Fein komm ick mir vor, und nu fangen wir an zu arbeeten."

„Mensch, Emil, wat willste denn arbeeten?" amüsierte sich Legner darüber.

„Et jiebt ja keene Arbeet", sagte Flasche allen Ernstes.

„Wat? Et jibt keene Arbeet?" zischte Frau Giese dazwischen, die solche gottlosen Faulenzerreden nie hatte hören mögen, „wer arbeeten will, der kriegt immer Arbeet!"

„Emil, sei froh, det de überhaupt frei bist", versuchte Flasche, die Frau zu beruhigen.

„Icke wer schon Arbeet finden. Darauf könnt ihr euch verlassen!" hieb nun Giese mutig in die Kerbe.

„Daraufhin wollen wir mal eenen heben jehn", begann nun Legner, „freikommen tun wir nich alle Tage!"

Und Flasche lächelte. Giese war seiner Sache nicht ganz sicher. Einerseits hatte er fünf Jahre keinen mehr gehoben gehabt, und so plötzlich frei zu sein, war doch sicherlich die denkbar günstigste Gelegenheit, ein Wohl auszubringen; andererseits durchbohrte ihn seine Frieda mit einem ängstlich flehenden Blicke.

Da erhob sich Giese mit einiger Verlegenheit, steckte putzigerweise die Hände in die Hosentaschen und zog sie wieder heraus, kämpfte mit sich und war sich nicht ganz einig.

Frau Giese bat: „Emil, wenn de trinken jehst, denn kommste wieder de Nacht nich nach Hause und de Kinder ham sich schon solange jefreut uff den ersten Abend mit Pappan."

Da war Giese entschlossen, seine Familie nach Hause zu begleiten. Und Flasche lächelte. Aber Legner sagte: „Emil, so ne Jelejenheit is doch nich alle Tage!" und das klang so vielversprechend, daß Giese wieder schwankte.

Frau Giese bettelte: „Emil, wenn de heute nich früh nach Hause kommst, denn kuck ich dir nich mehr an, sag ich."

Flasche meinte von oben herab: „Na, Emil, wenn de lieber nach Hause jehn willst, denn wolln wir dir nich im Weje stehn."

Frau Giese kamen die Tränen in das zerfurchte, faltige Gesicht: „Emil, wenn de um zehne nich zu Hause bist, denn brauchste überhaupts nie mehr kommen."

Da kam Giese endlich auf das rettende Kompromiß. Er griff in die Jackentasche und zog einen Zettel heraus. Betrachtete den Zettel überlegend und sah dann verschmitzt auf:

„Nee, nee, Kinder, ick muß erst Arbeit suchen. Die haben mir da eene Adresse jejeben, da will ick man jleich kieken."

Verächtlich deutete Flasche mit dem Kopfe auf Giese, und Legner lachte.

Frau Giese maß ihren Mann mit einem Blicke, in dem Verzweiflung, Hoffnung, Ärger und Betteln lag. Da sie wußte, daß er doch nicht zu halten sein würde, ließ sie ihn wortlos ziehen und dachte nur: wenn er bloß erst wieder da wäre.

Giese aber kehrte, nachdem er ihr schon zum Ab-

schied zugewinkt hatte, noch einmal um und stellte sich vor seine Frau, daß die anderen nicht sehen konnten, was er tat. Er holte aus seiner Brusttasche die paar Kröten hervor, die er ausgezahlt bekommen hatte, und steckte sie ihr zu. Dann streichelte er ihr die Schulter und sagte so laut, daß auch die anderen es hören mußten: „Du kannst dir auf mir verlassen!" Und weg war das Männeken Giese, dem die Kinder auf der Straße nachriefen, weil es so klein und lustig zwischen den beiden großen Männern einherstolzierte.

Als sie ihn nicht mehr sehen konnte, erhob sich Frau Giese und blieb einen Augenblick sinnend stehen, während die Kinder sie mit großen fragenden Augen anstarrten und nicht zu ihr zu sprechen wagten; so fühlten sie das unausweichlich Verhängnisvolle, das die Mutter vorausahnte oder fürchtete. Frau Giese sah gedankenverloren und traurig, obgleich ihr keine Tränen mehr kamen, das Geld, das sie immer noch in der Hand hielt, und ein Silberstück fiel zur Erde. Sie bemerkte es nicht, aber der älteste Junge bückte sich und legte es ihr wieder in die offene Hand. Da bog Frau Giese müde den Kopf zur Seite und nahm die beiden Kleineren bei der Hand. Der große Junge ging nebenher, nach Hause.

Inzwischen hatten Legner und Flasche den entronnenen und noch sehr gewissenhaften Giese zu der Fabrik begleitet, deren Adresse man ihm im Gefängnis gegeben hatte. Sie hatten den ganzen Weg über allerlei schnurrige Sachen erzählt, aber des Zwischenfalls mit Gieses Frau und der Absicht, einen zu heben, hatten sie keinerlei Erwähnung mehr getan, so daß Giese sein anfänglich böses Gewissen mit der liebsten Selbstbetörung einlullen konnte. Vor der Fabrik blieben sie

stehen und versprachen Giese, zu warten, bis er wieder herauskäme. Und wenn er Arbeit gefunden haben würde, würde er etwa nicht abgeneigt sein, über eine andere Sache mit ihnen zu reden.

Giese ging durch den langen Hof, zu dessen beiden Seiten Arbeiter standen und unaufhörlich Bohlen luden. Im Bureauhaus fragte er nach dem Chef. Der Herr Kommerzienrat lasse um einen Augenblick Geduld bitten, war die Antwort. Da überlegte Giese bereits, ob er noch warten solle, und ob er vor allem die beiden draußen warten lassen solle. Es würde, dachte er, hier doch keine Arbeit geben und er hatte wirkliche Lust, unter Umständen einen zu heben. Im übrigen, dachte er, wäre morgen auch noch ein Tag, Arbeit zu suchen. Da ließ der Herr Kommerzienrat ihn zu sich bitten.

Mit vielen Kratzfüßen trat Giese ein.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte Rechlin zerstreut. Er war in den letzten Tagen nervöser als früher.

„Tja, eijentlich,“ stotterte Giese, „eijentlich — die ham mir da in Plötzensee —“ Rechlin zuckte unmerklich zusammen, als er das hörte, und runzelte die Brauen, „die Adresse von die Fabrik hier jejeben. Und nu bin ick hier“.

„Und was wollten Sie?“ lauerte Rechlin ungeduldig.

„Eijentlich wollte ick jar nischt. Aber der Direktor hat mir jesagt, ick soll mir mal an Ihnen wenden, von wejen Arbeet.“ Es kam nicht sehr interessiert heraus. Rechlin betrachtete das Männeken.

„Ich kann Sie leider nicht einstellen. Ich suche Arbeiter, aber ich würde Ihnen keinen Gefallen tun, wenn ich Sie nähme. Ich brauche Leute, aber keine — keine

Vorbestraften, wissen Sie. Ich habe, entschuldigen Sie —"

„Aber Herr Kommerzienrat, Se brauchen Ihnen doch vor mir nich zu entschuldigen! Sehnse mal, ick komme doch bloß man von wejen, weil se mir da im Gefängnis den Zettel zujesteckt ham, und meine Frau meente —"

„Ich hatte einen — einen Mann wie Sie, hier im Betrieb, vor ein paar Wochen und da weigerten sich meine alten Leute, mit ihm zusammenzuarbeiten, weil er aus Plötzensee kam."

„Na, wissense, die sollen sich man bloß nich in de Hosen kacken! Is noch mancher in Plötzensee een anständijerer Mensch jewesen als wie jerade die Piekfeinen hier draußen, det jlooben Se man sicher, Sie!"

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, aber ich kann Sie nicht einstellen. Ich kann mir solch eine Geschichte nicht erlauben, jetzt nicht mehr, verstehen Sie! Ich brauche meine Arbeiter und ich möchte es nicht darauf ankommen lassen."

„Ick merke den juten Willen, Herr Kommerzienrat, jewiß, aber da könnense ebent nischt machen. Und denn entschuldjen Se man de Störung, ick empfehle mir erjebenst!" Kratzfuß und Eile.

„Vielleicht kann ich Ihnen sonst irgendwie aushelfen?" rief ihm Rechlin nach.

„Wat meenen Sie denn damit?"

„Brauchen Sie vielleicht im Moment etwas Geld?"

„Tja, mit eene Kleenigkeit is eenem immer jeholfen, nischt für ungut."

Mit einem Zehnmarkschein in der Hand empfahl sich Giese endgültig, und Rechlin hatte ein Gefühl der

Erleichterung bei allem Mitleid, daß dieser Mann nun wieder aus seinen Mauern war.

„Na, wie is? Haste Arbeet?" empfingen sie ihn draußen.

„Justav, ick muß sagen, du bist een richtijen Propheten. 'n langen Schmuß hat der Olle da drin jemacht, von wejen Leidtun, und hat mir wieder jehen lassen."

„Hättst dir den Weg sparen können", triumphierte Legner. Und Giese sagte: „Ick wer mir heute de Mühe nich mehr machen, Justav. Morjen is ooch noch een Tag. Und jetzt hab ick son richtigen, fünfjährigen Durst. Ick möchte direktemang een Jlas Bier trinken."

„Gehn wir zu Tschernik, Emil!" sagte Flasche, der Duckmäuser und Schweiger.

„Aba bloß uff een Katzensprung, det sage ick euch, Brüder, sonst platzt meine Olle, ihr habts ja jehört, und Spaß vasteht se keinen."

Da faßten Legner und Flasche das Männeken jeder unter einem Arme und sie führten ihn zu Tschernik.

In das Geheimgemach im Keller einzutreten, wurden diese drei nicht gewürdigt. Dennoch war keiner in der Kneipe, der sie nicht kannte und der Giese, den lang entbehrten, freudig begrüßte. Im Genusse solcher Ehren und so allgemeiner Aufmerksamkeit strahlte der kleine Mann über das ganze mickrige Gesicht und wußte gar nicht, wie er sich für die mannigfaltigen Ovationen bedanken sollte.

„Ick fühle mir furchtbar jebumfiedelt", sagte er nach allen Seiten hin.

„Eene Runde!" brüllte Legner durch den Raum. Sie setzten sich an einen Ecktisch, und der Bettler, der bishin da gesessen hatte, um, jetzt nicht mehr „auf beide

Augen blind", wie sein Schild beteuerte, seine Groschen aus dem Hute zusammenzuzählen, mußte sich trollen.

Es kamen drei Gläser Fusel, nahmen einen kurzen Aufenthalt auf dem Tisch und verschwanden in den Kehlen Legners, Flasches und Gieses. Unter dem Tisch tauschte Flasche einen Händedruck mit Giese, dessen Inhalt ein Fünfmarkschein war. Giese schielte auf seine halboffene Hand herunter, sein Mund erweiterte sich zu einem Grinsen und Feixen, und Legner tauschte mit Flasche einen verständnisvollen Blick.

Giese krähte: „Det soll ne Runde sind?" Und dann schmetterte er durchs Lokal: „Ober! Eene Runde für den janzen Tschernik!" Und triumphierend blickte er sich um. Der Erfolg trat sofort ein, indem es aus einer anderen Ecke herübertönte: „Und für den Skat da drüben eene Lage extra!"

Damit war das Eis gebrochen. Es folgte nun eine Lage der anderen, und die Stimmung wuchs. Und der Tag verrann und die Nacht begann. Die Lampen wurden angeknipst, und in den kleinen und großen Bäuchen entzündete der Alkohol noch hellere Lichter, die bis ins Hirn emporstrahlten, und alle guten Gedanken und Überlegungen verschwammen in diesem Lichte zu lächerlichen Ängsten und Einbildungen.

Um halb zehn sagte Frau Giese zu ihren Gören: „Nu jeht man schlafen, Kinder, Vata muß ja jeden Oogenblick kommen. Jeht man in die Nini."

Sie legte den Jüngsten eigenhändig und mit besonderer Sorgfalt an das untere Ende des breiten Ehebettes. Die beiden Älteren schliefen zusammen in einem Kinderbett, das für den Zweiten gerade ausgereicht hätte. Der ließ es sich auch nicht zweimal sagen und war im Nu ausgezogen und in der Klappe. Der Große

hatte weniger Eile. Als ihn die Mutter anfuhr, warum er solange an seiner Jacke herumnestelte, meinte er:

„Ick will lieba noch auf Vatern warten."

„Wat willste denn von Vatern?"

„Ick will ihn noch wat fragen."

„Wat willste ihn denn fragen?"

„Ach bloß so", wich er aus. Und er war rot geworden. Da merkte die Mutter, daß er die gleiche Furcht hatte wie sie und daß er sie nicht allein lassen wollte in dieser Befürchtung. Und sie fragte nicht weiter.

Um zehn nahm sich Frau Giese die Hose des Zweiten vor, die unordentlich auf dem wackelnden Stuhl vor dem Kinderbett lag. Sie fing an vor sich hin zu maulen, daß sie diese Hose jeden Abend von neuem stopfen müsse, der Bengel achte überhaupt nicht auf seine Sachen. Und wie sollte das erst werden, wenn er einmal größer würde.

„Ach, Mutta, reg dir man nich so uff," versuchte der Älteste sie zu trösten, „wenn Vata wieder arbeetet, denn koofen wir neue Hosen."

Da maulte Frau Giese nicht mehr, aber sie warf dem Jungen einen traurigen Blick zu.

Sie stopfte an der Hose herum, was sie konnte, aber ihre Hand zitterte, und sie ertappte sich immer wieder dabei, daß sie die Nadel nicht an der richtigen Stelle eingesetzt hatte, oder daß schlecht eingefädelt war, und sie schimpfte über das matte Licht. Und sie entdeckte immer neue, kleine Löcher und flickte und stopfte und nähte zu.

Um halb elf legte sie die Hose ordentlich zusammen und glättete sie auf dem wackelnden Stuhl vor dem Kinderbett.

Dem Großen fielen die Augen zu.

Frau Giese sagte: „Nu zieh dir man ooch deine Hosen aus, Junge, da wird schon ooch wat nich in Ordnung sind."

„Is Vata noch nich da?" schrak der Junge aus seinem Dösen auf. Er saß auf der Bettkante und schlief schon wieder.

Frau Giese antwortete nicht.

Um dreiviertel elf erhob sich Frau Giese und zog den schlafenden, großen Jungen behutsam aus. Er mußte sehr müde sein, denn er erwachte nicht einmal, als er schon völlig entkleidet war und als ihm eine Gänsehaut über Arme und Beine lief. Ächzend hob sie ihn in das kleine Bett, worin der Zweite im Schlafe automatisch zur Seite rückte.

Nach einer Weile schnarchte der Große. Aber er atmete sehr unregelmäßig und warf sich im Traum hin und her. Frau Giese stierte ins Leere. Ihre Augen waren ganz groß, entzündet und wie gebannt. Aber es kam ihr keine Träne. Und ihre Beine begannen vor Kälte zu zittern.

Kurz nach elf fuhr der Große aus dem Schlafe auf.

„Is Vata nicht ebent jekommen?" Und er versuchte, sich den Schlaf aus den Augen zu reiben.

„Schlaf man ruhig, Otto. Vata pennt schon lange", log sie krampfhaft. Ihre Augen standen voller Wasser.

Da legte sich der Junge wieder auf die Seite. Aber jetzt schlief er noch unruhiger, und nun begann auch der Zweite, unregelmäßig zu atmen.

Da löschte die Mutter das Licht. Und sie saß und wartete unruhig, und die Sekunden liefen immer langsamer, kriechender ab.

Um halb zwölf tastete sich Frau Giese durch das

dunkle Zimmer, nahm einen Schlüssel vom Haken und das wollene Tuch vom Bett und schlich hinunter. Sie war so aufgeregt, daß sie sogar abzuschließen vergaß.

Auf der Treppe wäre sie fast gestolpert. Sie hielt sich am Geländer und sie hatte das Gefühl, als schwände ihr der Boden unter den Füßen.

Auf dem kleinen Hof der Mietskaserne wurde ihr von der frischen Nachtluft wieder besser. Sie schlug sich das wollene Tuch um die Schultern und den Kopf und schloß die Haustür auf.

Auf der Straße mußte sie langsam gehen, denn die Knie schlotterten ihr. Ein Polizist, an dem sie vorbeikam, sah ihr mißtrauisch nach. Aber er ließ sie unbehelligt.

Es waren fast keine Menschen mehr auf den Straßen. Hin und wieder torkelte ein Betrunkener an ihr vorüber. Dann wieder leer, leer, nur die Gaslampen standen griesgrämig im regelmäßigen Abstand jeden Weg entlang. Und die Stille dröhnte in ihren Ohren.

Als sie in Tscherniks Kneipe eintrat, achtete man kaum auf sie. Die Stimmung hatte ihren Höhepunkt überschritten. Man schrie nicht mehr über die Tische hinweg, sondern trank, redete und spielte jeder an seinem Platz.

Frau Giese ging langsam durch den dunstigen Raum und musterte gequält die Gesichter von Tisch zu Tisch. Sie fand weder ihren Mann noch Legner oder Flasche. Und die Knie schlugen ihr gegeneinander. Sie hatte Schüttelfrost. Sie schleppte sich an die Theke.

„Wo ist Giese? Wo ist mein Mann? War mein Mann nich hier?" Die Worte kamen ihr so schwer, als wäre sie betrunken.

„Giese is schon längst fort. Mit Flasche und Legnern."

„Wann sind sie fort, wann, redense doch, spann mir doch nich auf de Folter."

„Aba ick weeß doch nich, wo se hin sind. Wir können doch hier nich uff Ihren Mann uffpassen. Vor ner Stunde sind se jegangen."

Frau Giese ging wieder. Nun sahen ihr alle nach.

Auf der Straße blieb sie atemlos stehen. Lehnte sich an die Mauer. Überlegte mit der letzten Kraft ihres gequälten, zerbrochenen Willens. Dann fingen ihre Beine von neuem an zu gehen. Dann fingen ihre Knie von neuem an zu schlottern. Und die Zähne klapperten ihr gegeneinander vor Schüttelfrost. Dann wurde ihr für eine Minute warm, höllisch heiß, Fieber. Und dann fror sie wieder so jämmerlich, als hätte sie keinen Tropfen roten Blutes mehr in den Adern.

Sie mußte langsam gehen, weil sie fast keine Macht mehr über ihre Füße hatte. Aber mit einem Male fing sie an zu laufen. Sie lief, daß sich ihre Beine fast in den Röcken verhaspelten. Sie trat in Pfützen hinein und merkte es kaum. Die Straße tanzte vor ihren Augen auf und nieder, auf und nieder. Die Häuser wuchsen vor ihr riesenhaft auf und schrumpften zusammen, als wollten sie sie höhnen. Nur die Lampen standen matt und stetig in die Nacht. Vor dem Polizeirevier blieb sie wieder stehen und lehnte sich wieder an die Mauer. Ihr war, als flüsterte ihr jemand ins Ohr, sie solle nicht hineingehen, sie solle nicht hineingehen. Als sie sich erschrocken umwandte, war niemand da. Sie schlug das Tuch enger um Kopf und Schultern und klinkte die Tür auf. Da drinnen war es warm. Da drinnen war es hell. Es kam ihr eine Beruhigung und ein traumhaftes Gefühl der Verständnislosigkeit, daß sie auf der Straße so wie eine

Irre gelaufen war und sich so hatte ängstigen können. Sie ließ das Tuch über den Rücken gleiten. Sie erinnerte sich, daß sie vergessen hatte, ihre Stube abzuschließen. Aber was konnte ihr schon gestohlen werden, dachte sie, und die Kinder würde niemand behelligen.

Ein Mann in Uniform, ein älterer Mensch, erhob sich von seinem Stuhl am Schreibtisch und trat zu ihr an die Barriere. Was sie wolle, fragte er. Frau Giese sagte: „Mein Mann — mein Mann is noch nich nach Hause jekommen."

Der Mann in der Uniform lächelte.

Frau Giese sah ihn an mit steigender Angst.

„Kommt er denn sonst immer so pünktlich nach Hause?"

Ratlos, verständnislos betrachtete Frau Giese den lächelnden Mann in der Uniform.

„Wie heißt er denn?"

„Giese, Emil Giese, Giese heißt er!" sagte sie hastig.

„Giese?" Da lächelte der Mann in der Uniform nicht mehr.

Ein anderer Beamter trat ein, dessen Dienst zu Ende war.

„Der ist schon hier eingeliefert", sagte der Beamte streng und tonlos.

Frau Giese hob die zitternden Hände. Sie wollte schreien, vor Betroffenheit und Schmerz und Wut und Hilflosigkeit. Aber aus ihrem offenen Mund entrang sich kein Laut. Ihre Augen drehten sich um, daß nur noch das Weiße darin zu sehen war. Sie sank hintenüber, und der Beamte, dessen Dienst schon zu Ende war, fing sie auf.

Siebzehntes Kapitel

Es wurde nun täglich kälter und unwirtlicher, und der Himmel war trostlos grau. Ein spärlicher Sonnenschimmer brach zuweilen rötlich durch den gelben, dikken Nebel und zerrann sogleich, als schämte er sich seiner Dürftigkeit. Die Tage wurden kurz und arm, und in den Zellen der Gefängnisse waren sie kaum wie eine Dämmerung vor stummen Regentagen.

Der Direktor lebte nur mehr in seiner Höhle, verkrochen wie ein sterbender Wolf. Manchmal ließ sich der Pfarrer blicken. Dann spielten sie eine Partie Schach. Manchmal gewann der Direktor. Dann wurde er redselig, holte die großen, schwarzen Zigarren aus der Schublade und wartete damit auf. Zuweilen auch nahm er die kleine Flasche Cherry Brandy aus dem Wandschrank und schenkte dem Pfarrer ein Gläschen ein.

„Und Sie? Warum trinken Sie nicht?" fragte der Pfarrer.

„Ich trinke nicht", winkte der Direktor dem Geistlichen ab, der ihn auf leichtere Gedanken bringen wollte.

„Sie müßten eigentlich heiraten", lächelte der Pfarrer nach einer Weile.

„Es ist schon zu spät", winkte der Direktor wieder tonlos ab.

„Das Allerschönste", begann dann der Pfarrer unvermittelt von neuem, „war doch die Studentenzeit. Ich war bei den Teutonen in Heidelberg aktiv —"

Der Direktor hörte ihm gar nicht zu. Der Direktor hatte sich vorgenommen, des Pfarrers König beim zwanzigsten Zuge mattzusetzen, und nun kam der neunzehnte Zug. Beiläufig tat der Pfarrer seinen Gegenzug. Da hatte ihn der Direktor in der Falle. Der Pfarrer merkte es noch gar nicht. Der Direktor sagte: „Geben Sie sich weiter keine Mühe. Und was sagten Sie soeben?"

„Ich war bei den Teutonen aktiv —", der Direktor lachte, — „Herrje! Ich bin ja matt! Is ja egal. Wissen Sie, daß die Teutonen zu meiner Zeit, dreißig Mann im Korps, nie unter zehn Fässern Mosel pro Kommers vertilgten? Das waren Zeiten!"

„Ich verstehe gar nicht, wie Sie sich dessen noch rühmen können, Herr Pfarrer! Wenn die verfluchte Sauferei nicht wäre, brauchten wir nicht hier eingesperrt zu sitzen, und könnten anständige Menschen sein! Die meisten Verbrechen kommen vom Suff!" schrie der Direktor ihn hysterisch an. Er zitterte vor Wut.

„Erlauben Sie mal, Herr Direktor," stotterte der Pfarrer verdutzt, „Sie wollen doch nicht behaupten, daß unter den Akademikern etwa nur ein halb soviel Verbrecher sind wie —"

„Akademiker hin, Akademiker her! Das Saufen ist allein schon ein größerer Irrsinn als die meisten sogenannten Verbrechen. Ich möchte einmal sehen, ob es Ihnen und Ihren Teutonen einfallen würde, etwa ebenso Beefsteaks auf Akkord und bis zum Kotzen

zu essen wie Sie Wein und Bier auf Akkord und bis zum Kotzen oder bis zum Kater gesoffen haben!"

„Entschuldigen Sie, Herr, aber erstens ist ein Beefsteak weder Mosel noch Burgunder, und zweitens — seit wann sind Sie Antialkoholiker? Und warum ist dieser ausgezeichnete Cherry Brandy gerade bei Ihnen so gut wie in keinem guten Restaurant?"

„Ich bin weder Antialkoholiker noch sonst ein Vereinsmeier. Entschuldigen Sie, wenn ich so heftig wurde. Ich weiß, daß Sie kein Saufsack sind. Aber ich glaube, man müßte den Alkohol aus der Welt schaffen, dann würde es weniger Verbrecher geben."

„Jawohl, Sie haben recht. Man müßte den Alkohol abschaffen, dann würde es weniger Verbrecher geben. Und die Liebe müßte man auch abschaffen und die Armut und den Leichtsinn und noch ein paar andere Sachen auch; dann würde es überhaupt keine Verbrechen mehr geben. Stimmt's?"

„Die Sache ist mir viel zu ernst, als daß ich Sie darüber spotten ließe. Wissen Sie, daß ich mich mit allen, wirklich mit allen meinen Kräften dahintergesetzt habe, um dies Haus hier zu einem menschenwürdigen Aufenthalt zu machen? Und glatt danebengegangen ist mir das Meiste. Meine Bemühungen sind geradezu von einem lächerlichen Erfolge gekrönt. Ich begreife allmählich, daß es die einzige Möglichkeit ist, nicht nachzudenken und allem seinen Weg zu lassen . . . Es ist unmöglich, hier etwas zu ändern. Es ist unmöglich."

„Sie können es doch nicht übers Knie brechen, lieber Freund. Sie müssen Geduld haben. Sie müssen mit dem Kleinsten anfangen."

„Unmöglich, sage ich Ihnen! Es ist eine unzerreißbare Kette. Bin ich zu einem Gefangenen gut, weil der

Wärter schlecht und ungerecht zu ihm war, so wird der Wärter zu ihm nur noch ungerechter hinter meinem Rücken, weil er seine Demütigung loswerden und auf jemand abwälzen muß. Bin ich gut zum Wärter, so kehrt er dem Gefangenen gegenüber erst recht den Herrn heraus. Es ist ein Unglück zu leben, und jeder Mensch sieht das wie einen Tort an, der ihm persönlich angetan worden ist. Und der Verbrecher rächt sich für diesen Tort an seinen Mitmenschen, indem er sie bestiehlt, mordet, quält. Die Mitmenschen rächen sich an ihm, indem sie ihn zu mir schicken. Mein Wärter rächt persönlich seinen eigenen Tort und den allgemein menschlichen an dem Gefangenen, indem er ihn quält. Ich wiederum lasse meine Rache an den Wärtern aus, weil ich eine höhere Gattung Menschenviehs bin. Wäre ich das nicht, so würde ich mich bloß an den Gefangenen rächen. Aber das kommt letzten Endes auf eins heraus. Es ist ein ewiger Kreislauf, der nie durchbrochen werden kann. Das Leben ist ein Unglück, für das sich jeder an jedem rächen muß. Es gibt keinen Ausweg."

„Und Gott?" fragte der Pfarrer. Er stand hoch aufgereckt vor dem Direktor, der in sich zusammengefallen auf seinem Sessel hockte und müde abwinkte: „Entweder ist Gott nicht ‚gut' und es ist ihm nicht minder peinlich zu leben als uns. Darum rächt er sich, indem er uns in diesem Kreise laufen läßt. Oder wir interessieren ihn nicht sonderlich und es fällt ihm nicht ein, die Abzirkelung unseres schönen Kreises zu durchbrechen, zumal er selbst dann nicht darunter zu leiden hätte. Oder aber Gott ist eine Erfindung derjenigen, die aus unserem Kreislauf Vorteil ziehen und die uns mit dem Wörtchen Gott einlullen und trösten, weil

sie Angst haben, es könnte uns vielleicht doch einmal einfallen, alle Verbrecher zu werden. Mit anderen Worten: uns alle plötzlich nach der anderen Seite hin, nach oben zu rächen, anstatt wie bisher immer nur nach unten. Unter uns: mir ist das Wort Gott zu kurz. Für mich müßte es zwei Silben haben, wenigstens. Ich traue der Einsilbigkeit nicht, ich habe die schlechtesten Erfahrungen damit gemacht."

„Ich glaube, Herr Direktor, es hat keinen Zweck, mit Ihnen über solche Dinge zu reden. Ich bin nur zur Bekehrung oder Seelsorge für die Gefangenen und nicht für die Kerkermeister da. Aber ich rate Ihnen, sich die Sache besser zu überlegen. Wenn Sie so gottlos geworden sind, dann wundert es mich nicht, daß Sie verzweifeln. Wenn Sie Gott wiederfinden, werden Sie auch Ihren Mitmenschen besser helfen können. Wir sind nicht zur Rache, sondern zur Liebe und gegenseitigen Hilfe auf der Welt. Ich sehe nicht ein, warum die arme Kreatur, die hier in diese Mauer gesperrt ist —"

„Sehen Sie, Herr Pfaffe, hier liegt der andere Hund begraben. Daß es nur so arme Kreatur ist, das ist das Grausamste! Daß es immer nur so arme Teufel sind, die nichts zu fressen haben und einen Kohlkopf klauen oder hundert Mark stibitzen. Daß es niemals Kerls sind, Kerls von Format, Kerls, die wirklich und bewußt der Menschheit eine Kanonenkugel ins Herz donnern wollten. Mit solchen Kerls sich zu messen, das wäre ein Leben. Wenn es solche Kerls gäbe, dann gäbe es ja auch Menschen, nicht bloß die arme Kreatur. Solche Kerls hier hinter Mauern oder ohne Mauern zu Menschen zu machen, das wäre eine Aufgabe. Sich an solchen Kerls zu rächen! Dann wäre es aber nicht not-

wendig, sich zu rächen, denn wenn es solche Kerls gäbe, dann wäre das Leben kein Unglück mehr. Glauben Sie, daß es je solche Kerls gab?"

„Und Jesus Christus?"

„Das war vielleicht auch bloß ein kleiner Wanderredner und Straßenprediger. Oder vielleicht ist er völlig frei erfunden, erdichtet, erlogen! Ich glaube nichts mehr, was schwarz auf weiß in Büchern, Zeitungen und sonstwo steht. Ich glaube kein Wort mehr. Jedes Wort lügt! Jedes Ding spiegelt sich in jedem Gehirn anders. Also ist jedes Wort und Ding erlogen, schief, falsch."

„Dann, Herr Direktor, ist auch jedes Wort erlogen, das Sie hier sagten. Im übrigen möchte ich Sie nicht stören, wenn es Ihnen ein besonderes Vergnügen macht, Ihre wahnwitzige Anschauung bis in die äußerste Konsequenz zu treiben. Sie meinen, alles ist eine Rache. Dann rate ich Ihnen doch mehr, sich beispielsweise an mir zu rächen, als daß Sie es so an sich selbst vornehmen und sich hier im Geiste selbst zerfleischen. Ich möchte Ihnen helfen, Sie dauern mich!"

„Ach richtig, Sie sind ja Seelsorger. Aber Sie gefallen mir nicht mehr. Hatten Sie noch nie derartige Gedanken? Träumen Sie nicht nachts? Essen Sie regelmäßig? Wie oft im Monat brauchen Sie ein Femininum? Genieren Sie sich nicht, Hochwürden, ich freue mich, daß ich Gedanken habe, sehr viele Gedanken und sehr viele Träume, ich esse nicht regelmäßig, aber ich verfalle auch keiner Erbsünde mehr. Sie doch? Ihr Schweigen ist mir verdächtig. Sie dauern mich, Hochwürden."

Das Telephon rumorte. Der Direktor hob den Hörer ab. Der Pfarrer betrachtete ihn mit einem Gemisch von

Wut und Mitleid, Besorgnis wie um einen Kranken. Der Direktor sprach ins Telephon: „Ja, grüß Gott, Herr Kommerzienrat, wie geht's? — — Na, danke, immer das alte Lied — — ja, bitte schön? — — Keine mehr schicken? — — Ganz wie Sie wünschen, Herr Kommerzienrat — — gleichfalls, danke — — guten Tag."

Der Direktor lachte, nicht sehr vergnügt.

„Wissen Sie, wer das war? Ein großer Mann, ein ganzer Kerl, ein Diktator, ein Industriediktator! Aus den kleinsten Anfängen heraufgearbeitet, ich will Ihnen den Namen nicht nennen, der Mann war einmal hier, ein paar Jährchen. Und ist doch hochgekommen, ein großer Mann, ein Riesenkerl, ein Napoleon!"

Der Blick des Pfarrers wurde mißtrauisch.

„Und wissen Sie, was er wollte? Das ist ein Napoleon mit einem sogenannten Herzen. Er hat manchmal Entlassene beschäftigt. Er hat das gewagt, ist das nicht ein ganzer Kerl? Und wissen Sie, was er mir zu sagen hatte? Er will nicht mehr, er kann nicht mehr, er will keine Vorbestraften mehr beschäftigen, er hat Angst vor seinen Arbeitern, er möchte nicht, daß man seine Vergangenheit erfährt. Ich soll ihm keinen mehr schikken. Er ist klein geworden, der große Kerl. Der Herr Diktator wird erbärmlich. Der Riese fängt an, mir leid zu tun. Es geht abwärts, Hochwürden, es geht abwärts! Die kleine Komödie fängt an. Glauben Sie, daß Napoleon ein großer Kerl war?" — — —

Kaum hatte Rechlin seinen Hörer wieder ärgerlich aufgelegt, so klopfte es. Der Chefredakteur der „Fanfare" ließ sich melden. Rechlin fegte die Visitenkarte mit einer wütenden Handbewegung vom Tisch herunter.

„Herr Kommerzienrat sind nicht zu sprechen?“ fragte der Boy.

„Führen Sie ihn herein, los, los!“ sagte Rechlin.

„Guten Tag, Herr Chefredakteur. Sie kommen heute zum siebentenmal, trotzdem Sie sich schriftlich verpflichtet haben, alle Ansprüche an mich fallen zu lassen. Sie haben siebenmal Ihr Ehrenwort gebrochen. Sechs Erpressungsversuche sind Ihnen geglückt —“

„Aber, Herr Kommerzienrat, Sie brauchen sich nicht aufzuregen, es stand Ihnen von Anfang an frei, mich zu verklagen. Sie haben mich nicht verklagt. Also werden Sie mich auch heute nicht verklagen. Machen wir's also kurz. Mein heutiger Besuch kostet Sie zweitausend Mark. Sonst erscheint morgen der Artikel. Ich habe die Quittung gleich mitgebracht.“

„Sie können sie wieder nach Hause mitnehmen. Ich habe Ihnen dreizehntausend Mark bisher gezahlt. Heute kriegen Sie nicht einen Pfennig. Gehen Sie, oder es passiert etwas!“

„Was soll passieren? Es kann weiter nichts passieren, als daß morgen der Artikel erscheint. Zwei Mille!“

Mit unheimlicher Ruhe stand Rechlin auf. Ging um den Schreibtisch herum. Mit vorgebeugtem Nacken. Mit gespreizten Fingern.

Und packte den „Chefredakteur“ ohne ein Wort mit beiden Händen am Hals. Riß ihn hoch, stieß mit dem Fuße die Tür auf und warf den Menschen wie einen Sack hinaus. Gab ihm noch einen bösen Fußtritt und schmetterte die Tür zu. Von draußen keifte es herein:

„Sie werden sich noch wundern! Sie werden noch etwas erleben! Das bleibt Ihnen unvergessen!“

Der Kommerzienrat kümmerte sich nicht darum. Er ging in die Toilette und wusch sich die Hände. Dann bestellte er den Chauffeur und ließ sich in höllischem Tempo weit fortfahren, bis er wieder ruhig war.

Spät in der Nacht kam er heim. Er ging in das Kinderzimmer und gab seinem Jüngsten den Gutenachtkuß wie jeden Abend.

Da auch seine Frau schon schlief, ging er in das Herrenzimmer, zündete sich eine Zigarette an und holte ein Buch aus dem Bücherschrank. Aber es gelang ihm nicht zu lesen, er las immer nur Buchstaben und konnte die Worte nicht zu Sätzen zusammendenken.

Dennoch schlief er schnell ein. Er hörte noch einmal die Korridortür gehen und erkannte am Schritte seinen Sohn Paul. Vielleicht hat er wieder mit seinen Kollegen getrunken, fuhr es ihm durch den Schädel. Aber das kränkte ihn nicht. Er ist doch jung, sagte sich Rechlin. Dann hörte er nichts mehr. Paul hatte inzwischen seinen Mantel ausgezogen und im Korridor an den Haken gehängt. Den Hut hatte er aufbehalten, ohne es zu wissen. Dann ging er in sein Zimmer und zog die Schuhe aus. Als er die Krawatte aufband, hielt er inne, band sie wieder um und schlich auf den Zehen hinaus. Er hängte nun auch den Hut an und klopfte leise an Mariens Zimmer.

Erst als er das drittemal leise geklopft hatte, hörte er sie aus dem Bett huschen. Dann bewegte sich die Klinke und ein kleiner Spalt war offen. Innen war Licht, innen drängte sich Maria gegen die Tür, und nur ihr Kopf war zu sehen. Paul drängte sich von außen gegen die Tür, als wollte er sie aufstemmen, und flüsterte hitzig:

„Laß mich doch herein, Maria."

„Was ist denn geschehen?" sagte Maria. Ihre Stimme war noch verschlafen und ihre Augen zwinkerten, weil das Licht sie blendete.

„Ich muß dir etwas sagen, laß mich doch herein."

Maria schüttelte den Kopf.

Aber als er eine ganze Weile gebettelt hatte, gab sie nach. Sie huschte ins Bett zurück. Paul flitzte herein und riegelte die Tür hinter sich ab. Da begann Maria sich zu fürchten. Sie deckte sich bis ans Kinn so fest zu, daß sie meinte, nun könne ihr nichts mehr passieren.

Paul setzte sich auf ihren Bettrand und beugte sich über ihr Gesicht.

„Gehen Sie lieber fort, Herr Paul", begann Maria zu bitten.

„Jetzt bringen mich keine zehn Pferde wieder von dir fort!" lachte er und wollte sie küssen. Sie stieß ihn heftig zurück.

„Sie sind häßlich! Sie riechen nach Schnaps! Gehen Sie weg!" sagte sie heiser.

„Es ist Sekt," lachte Paul, „es ist Sekt, und wenn du nur einen Tropfen Sekt in den Adern hast und nicht lauter Wasser, dann wirst du dich nicht lange zieren, du kleines Mädel du."

„Gehen Sie lieber weg", bat Maria.

„Du siehst entzückend aus, so verschlafen, zum Anbeißen siehst du aus!" Und er begann sie zu streicheln und zu locken.

Maria versuchte, sich ihm zu entwinden, aber er hielt sie mit beiden Armen wie gefesselt. Aber es gelang ihm kaum, ihre Haare zu küssen.

Plötzlich bekam sie eine Hand frei und schlug

ihm ins Gesicht. Dann fiel sie in die Kissen zurück, als sei sie erschrocken über das, was sie getan. Da ließ Paul von ihr und sah sie erregt und beschämt an. Dann versuchte er es von neuem. Er schmeichelte:

„Hast du mich denn nicht ein ganz kleines bißchen lieb?"

Maria antwortete nicht.

Er schmollte:

„Ich dachte, du hast mich lieb?"

Müde und traurig sah ihn Maria an. Da saß er neben ihr wie ein begossener Pudel. Er hatte sich am Abend so fest vorgenommen, diese kleine Katze kirre zu machen, und nun gelang es ihm nicht. Er hatte sich vor seinen beiden Freunden ihres Besitzes schon gerühmt, und jetzt hatte sie ihm eine Maulschelle gegeben wie einem dummen Jungen. Wenn diese kleine Katze ihn wenigstens gekratzt hätte! Er wollte so schnell sich jedoch nicht besiegt geben und begann von neuem sie zu streicheln. Aber nun wehrte sie sich nicht mehr, und da sank sein letzter Mut, sie anzurühren. Es kam ihm plötzlich vor, als wenn er sie richtig lieb hätte, trotzdem es sein Dummenjungenideal war, ein Lebemann zu sein.

„Wenn du mich lieb hättest," sagte Maria, „dann wärst du viel zarter und feiner zu mir."

„Ich wollte dir nur einen Gutenachtkuß geben", gab Paul klein bei. Da umschlang sie ihn mit beiden Armen und küßte ihn auf die Augen, auf die Stirne.

Dann stand er gehorsam auf und ging leise, wie er gekommen war.

Maria lag noch lange wach und träumte sich aus, was gewesen wäre, wenn sie ihn nicht fortgeschickt hätte. Und dennoch war es nicht recht von ihm ge-

wesen, sie zu überfallen. Sie schluchzte manchmal auf. Dann lächelte sie wieder. Sie sagte ihr Nachtgebet fromm wie ein kleines Kind vor sich hin und betete auch für Paul mit. Und dann sagte sie noch ein besonderes Gebet für ihren Vater. Erst als der Morgen graute, schlief sie ein.

Paul aber war sehr schnell eingeschlafen. Es war sehr spät, als er heimgekommen, und er konnte Sekt nicht gut vertragen.

Am andern Morgen weckte Frau Rechlin ihren Mann. Er hatte zum erstenmal, solange sie denken konnte, verschlafen. Er fühlte sich nicht sehr wohl und beeilte sich nicht aufzustehen. Er lag noch im Halbschlaf, als sie sich bereits ankleidete.

„Hast du in der Nacht nicht klopfen hören?" fragte sie ihn ein wenig ungehalten, daß er noch nicht aufstand.

„Nein, was war denn?" Rechlin war nun ganz wach.

„Ich glaube, Paul war bei dem Kindermädchen", sagte sie gereizt.

Er herrschte sie an: „Das glaube ich nicht von dem Mädel!"

„Weil du sie ausgesucht hast?"

„Hast du es genau gehört?"

„Ich hörte ihn nur klopfen. Und er kam erst nach einer halben Stunde in sein Zimmer. Die beiden werden gewiß Psalmen gelesen haben." Und sie lachte zynisch.

„Ich glaube, du unterschätzest das Mädel und du überschätzest den Jungen."

„Ich werde jedenfalls die Konsequenzen zu ziehen wissen."

„Wieso Konsequenzen?“

„Ich habe keine Lust zu warten, bis ich hier noch eine Entbindung zu zahlen und einen Balg durchzufüttern habe. Sie fliegt!“

„Erstens weißt du nichts. Du hast nur gehört. Vielleicht hast du geträumt —“

„Ich bin noch bei Sinnen, verstehst du! Sie fliegt noch heute.“

„Und zweitens kannst du ein siebzehnjähriges Mädel nicht auf die Straße setzen. Das erlaube ich nicht! Wenn das aber wahr ist, so fliegt höchstens dein geschmackvoller Herr Sohn!“

„Mein Junge? Du bist verrückt! Paul wäre ein Idiot, wenn er nicht nehmen würde, was ihm über den Weg läuft!“

„Ich will kein Wort mehr darüber hören. Das Mädel bleibt!“ Verärgert drehte ihr Rechlin den Rücken.

Sie würdigte ihn keines Wortes mehr und verließ das Schlafzimmer. Rechlin stand nun hastig auf, badete und kleidete sich an.

Als er das Eßzimmer zum Kaffee betrat, saß seine Frau in einem Sessel. Er wunderte sich, daß sie nicht am Tische saß und sah sie an. Sie war starr und steif und totenblaß. Paul stand am Fenster und trommelte mit den Fingern an die Scheiben.

„Was ist denn mit euch los?“ begann Rechlin unsicher. Er wollte die Szene im Schlafzimmer überbrücken.

Aber man antwortete ihm nicht.

„Was ist los?“

Eisig begann die Frau:

„Ich wußte nicht, daß ich einen Sträfling geheiratet habe.“

„Warum? Was ist? Wer —" Der Kommerzienrat hielt sich mit Mühe aufrecht. Auf dem Tisch lag die „Fanfare". Er sah erst jetzt das Papier.

Paul trommelte an die Scheiben.

„Sage mir, daß es nicht wahr ist!" sagte die Frau.

„Es ist wahr. Die Sache stimmt. Was weiter?!"

„Unter diesen Umständen ziehe ich es vor, dies Haus zu verlassen. Ich kann nichts dafür, daß mein Vater im Gefängnis gesessen hat, und möchte es nicht büßen. Die Mutter ist ganz meiner Ansicht." Paul warf sich in die Brust.

„Warum hast du mir das nicht selbst gesagt? Warum muß ich das aus der Zeitung erfahren? Warum hast du mich mein ganzes Leben lang betrogen?" klagte die Mutter. Paul versuchte sie zu trösten.

Da faßte sich Rechlin wieder. Er wurde kalt und scharf.

„Ich bin niemandem Rechenschaft schuldig. Ich habe niemanden betrogen. Daß ihr das einmal erfahren würdet, habe ich geahnt und gefürchtet. Aber ich habe nicht geahnt, daß ihr es so aufnehmen würdet. Ihr seid lächerlich. Ich habe eure Charaktere überschätzt. Ich habe Liebe vorausgesetzt, wo keine Liebe möglich ist. Ich habe nicht aus Liebe geheiratet, Paul, paß genau auf, sondern ich habe geheiratet, weil ich dann eine Aktiengesellschaft gründen konnte, deren Hauptaktionär meine Frau ist. Ich habe gestohlen, weil ich Hunger hatte. Ich bin bestraft worden und damit war diese Geschichte abgetan. Ich habe dann als Zeitungsverkäufer angefangen und habe Glück gehabt. Ich habe geheiratet, um groß und reich zu werden. Habe ich dir das je verhehlt? Du hast mich trotzdem genommen, auch nicht aus Liebe, sondern weil du keinen

Besseren gefunden hast. Stimmt's? Im übrigen will ich euch beiden Richtern über mich und von meiner Gnade keinen Stein in den Weg legen. Auf Wiedersehen!"

Er stieg in seinen Wagen und der Chauffeur fuhr ihn ins Bureau. Er war zum erstenmal in seinem Leben zu spät gekommen. Und der Weg war ein Dornenpfad, aus jedem Laden glotzte eine „Fanfare" und spie ihn an.

In dieser Nacht hatte auch Hartmann lange wach gelegen. Es war dann ein irres und wirres Durcheinander von Schlaf und Halbwachheit geworden, das mit Alpdrücken und bösen Träumen unterminiert war.

Auf seiner harten Decke hockte ein rotes, böses, kleines Wesen, sah er deutlich mit geschlossenen Augen. Er fuhr empor und riß die Augen auf. Da saß es immer noch. Er kroch aus dem Bett und machte Licht. Da war es weg. Kaum daß er wieder im Einschlafen war, fühlte er es von neuem. Und erhob sich wieder, machte Licht und sah nichts mehr. Nichts. Nur, daß es ihm dann schien, als wenn er weinen müßte. Als wenn irgendwo, weit fort, jemand gestorben wäre und er wüßte nicht, wer.

Als es draußen graugelb tagte, schlief er zerschlagen ein. Er schlief sehr fest und er hatte einen seltsamen Traum. Er träumte, es käme eine sonderbare Kommission in seine Zelle. Es kamen sehr oft Kommissionen, aber solch eine hatte er noch nie gesehen. Außerdem machte ein ihm vollkommen fremder Mann den Führer. Sie nannten ihn Atkins. Und dann war da noch ein alter Herr mit einem weißen Spitzbart und eine sehr schöne und vornehme junge Dame. Die junge Dame musterte die Zelle sehr mißtrauisch, aber der junge Mann war ein sehr geschickter Redner und

machte sie bald lächeln. Dieser Atkins sagte: sehen Sie, so habe ich mir das hier eingerichtet. Gefällt es Ihnen nicht? Dieser Mann hier hat einmal gestohlen — und nun mußte Hartmann eine Verbeugung wie ein Hampelmann machen — wissen Sie jetzt, was ich meine? Er hat nicht gearbeitet. Er konnte aber vielleicht nicht arbeiten, entgegnete die junge Dame. Das ist unwesentlich, sagte der junge Mann, dann hat er eben kein Glück gehabt. Ich meine, Mister Worldking, Sie sollten es auch so einrichten, daß jeder bestraft wird, der kein Glück hat. Denn da sieht man doch klar, daß er eben kein Glück haben soll. Sie verstehen mich nicht? Mister Worldking fragte: und wem ist damit gedient, wenn ich so einen Pechvogel in so eine Zelle sperre? Ihnen selbst, antwortete der Führer, Ihnen und allen, die frei bleiben, denn es gibt nur eine bestimmte Menge Glück und die verteilt sich dann eben auf desto weniger Menschen, je mehr durch Zellen ungefährlich gemacht werden. Außerdem gibt es allen nicht Eingesperrten ein Gefühl der Beruhigung, wenn man weiß, der und der sitzt fest und du bist frei. Man wird dadurch mehr. Mister Worldking fragte: und kann es dann nicht mir auch passieren, daß ich von jemand anderem eingesperrt werde? Das ist im Prinzip gar nicht so ausgeschlossen, meinte Atkins, aber wenn man sich in ständiger Gefahr weiß, dann lohnt es sich ja erst zu leben! Mein Standpunkt ist überhaupt, daß Glück nicht Zufall, sondern persönliche Charakteranlage ist, und mein System mit verschärfter Abgrenzung des Eigentums, Ausarbeitung besonderer Verbrechen und weitestgehender Bestrafung und Gefangennahme mißliebiger oder mißglückter Mitmenschen garantiert mir und meinen Freunden hierzulande Sicherheit und erhöhten Lebens-

genuß. Mister Worldking verstand nicht ganz, aber die schönen Worte imponierten ihm mächtig und er nahm sich vor, das System, wie er sagte, auch in seiner Umgebung anzuwenden. Darauf küßte der junge Mann die junge Dame auf den Mund und es wurden Ringe ausgetauscht . . .

Der Wärter schloß die Zelle auf und weckte Hartmann. Der Kanarienvogel zwitscherte ein wenig. Was war das wieder für ein irrsinniger Traum gewesen, dachte Hartmann, als er sich wusch. Er bemühte sich vergeblich, sich das Traumbild zu erklären oder in Zusammenhang zu bringen.

Beim Mittagsspaziergang fiel ihm ein, daß das Gesicht der jungen Dame Mariens Gesicht ganz ähnlich war. Aber er mußte lächeln, als er dachte: ob sein Kind wohl jemals so vornehme Pelze und Kleider tragen würde, wie diese junge Dame?

Dritter Teil

Habe ich gesündigt, was tue ich dir damit, o Herr, du Menschenhüter? Warum machst du mich zum Ziel deiner Angriffe, daß ich mir nun selbst eine Last bin, und warum vergibst du mir meine Missetat nicht und nimmst weg meine Sünden?

Hiob.

Achtzehntes Kapitel

„Haben Sie die Geschichte mit Rechlin schon gehört?“

„Aber, lieber Herr Jacoby, als Adams Großvater Evas Überkusine die Sache von Rechlin erzählte, da sagte Adams Urgroßvater bereits: Gott, wie alt!“

„Na, und was wird Rechlin jetzt machen?“

„Gar nichts wird er machen. Er wird sich auszahlen lassen und verschwinden. Er ist ja groß beteiligt.“

„Soweit ich Bescheid weiß, ist er überhaupt nicht beteiligt. Er ist nur Generaldirektor und hat vielleicht nur ein Viertel Prozent der Aktien. Dumme Geschichte.“

„Dann wird ihm die Gesellschaft den Stuhl vor die Tür setzen. Die Leute müssen doch sonst Angst haben, daß jeder bessere Kunde sie boykottiert.“

„Würden Sie den Mann boykottieren?“

„Meine persönliche Privatansicht über so etwas spielt da gar keine Rolle. Man muß doch Rücksichten nehmen, man hat doch Verpflichtungen.“

„Aber Sie dürfen doch nicht vergessen, daß Rechlin die ganze Riesengesellschaft erst aufgebaut hat. Ohne ihn wäre da doch gar nichts.“

„Was heißt ohne ihn? Ohne das Geld der anderen wäre kein Rechlin etwas. Die Leute werden sich einen

Dreck daran scheren, was Rechlin geleistet hat. Er hat ja nicht mehr als seine Pflicht getan."

„Ich muß sagen, er tut mir leid."

„Unsinn, bloß keine Sentimentalitäten. Wenn er so etwas getan hat, so wäscht ihm das kein Meer je wieder ab."

„Ich habe ihm schon vor Jahren geraten, aus der A.G. auszuscheiden und sich selber einen Laden aufzumachen. Damals hatte er alle Sympathien. Wenn er auf mich gehört hätte, könnten sie ihm heute alle den Buckel langrutschen. Aber er sagte: die A.G. ist mein Geschäft, und Sie wissen doch, man konnte mit ihm nicht reden. Und jetzt ist er richtig mit dem Kopf durch die Wand, und da steckt der Hals in der Klemme."

Rechlin hatte sein Bureau nicht mehr verlassen. Er schlief nicht und aß nicht. Er warf seine Leute heraus, wenn sie ihm deswegen Vorhaltungen machten. Er arbeitete auf, was nur zu erledigen war. Er revidierte selbst alle Bücher. Er tippte selbst alle Briefe. Er wollte keinen Menschen sehen. Am zweiten Tage, nachdem die „Fanfare" erschienen war, trat ein Herr im Gehrock unangemeldet und ohne anzuklopfen bei ihm ein.

„Guten Tag, Herr Kommerzienrat. Wir hatten gestern eine Aufsichtsratssitzung. Sie werden begreifen, daß wir unter den gegebenen Umständen auf Ihre Anwesenheit verzichten mußten. Wir haben die Anschuldigungen, die in der ‚Fanfare' gegen Sie erhoben wurden, nachgeprüft und leider feststellen müssen, daß sie in der Hauptsache begründet sind. Der Aufsichtsrat nimmt an, daß Sie die Konsequenzen ziehen und austreten werden. Wir geben Ihnen bis morgen mittag Bedenkzeit."

„Ich denke nicht daran. Sie scheinen zu vergessen, daß einer der Hauptaktionäre meine Frau ist. Im übrigen erscheint die ‚Fanfare' sozusagen unter Ausschluß der Öffentlichkeit."

„Unter Ausschluß der Öffentlichkeit? Lieber Herr Kommerzienrat, die Spatzen pfeifen es bereits von den Dächern. Dagegen, daß Ihre Frau einen großen Teil der Aktien hat, können wir natürlich nichts machen. Es ist uns sogar angenehm, da wir Sie dadurch finanziell gesichert wissen. Aber daß Sie Ihre Stellung behalten, das ist ausgeschlossen."

„Hat der Aufsichtsrat vergessen, daß die ganze Gesellschaft mein, mein, mein Werk ist? Daß Ihr alle nichts wäret ohne mich! Ich denke nicht daran, abzutreten, verstehen Sie!"

„Dann werden wir Ihnen kündigen. Wir werden Sie entlassen. Seien Sie doch vernünftig. Verbeißen Sie sich nicht in eine unmögliche Sache!"

„Mein Vertrag ist unkündbar. Mein Vertrag läuft auf Lebenszeit!"

„Wenn Sie entlassen sind, steht es Ihnen ja frei, uns zu verklagen. Im übrigen wird sich auch über eine in gemessenen Grenzen gehaltene Entschädigung reden lassen."

„Morgen um zwölf Uhr haben Sie Bescheid. Und jetzt gehen Sie, ich habe noch zu tun."

„Ich hoffe, daß Sie bis morgen vernünftig geworden sind. Ihre Renitenz hat keinen Zweck, Herr Kommerzienrat. Sie werden selbst begreifen, daß das Interesse der Gesellschaft Ihren Abgang erfordert. Ihre Vergangenheit ist ein Hemmschuh für die Firma, und da ist Egoismus die erste Pflicht. Adieu. Sie sind für die Aufsichtsratssitzung morgen mittag eingeladen."

Nach einer Weile klopfte ein Boy an die Tür. Rechlin antwortete nicht. Dann surrte das Telephon. Mürrisch hob er den Hörer ab. Der Anmeldeboy sagte, Frau Kommerzienrat sei gekommen.

„Ich lasse bitten", sagte Rechlin automatisch. Er riegelte die Tür auf. Die Frau hatte verweinte Augen.

„Was willst du von mir?"

„Ich will dich um Verzeihung bitten." Ihre Stimme war heiser, brüchig. Aber sie weinte nicht.

„Ich habe es dir nie übelgenommen. Bloß der Junge hat mich gekränkt. Bloß mein Junge hat mich gekränkt."

„Das mußt du doch verstehen, Richard. Der Bengel verkehrt da mit Studenten und will durchaus in ein Korps, und plötzlich dieser Schlag. Das mußt du doch verstehen."

„Es ist schließlich auch nicht mehr wichtig. Hättet ihr mich auch so verurteilt, wenn ich ein armer Mann gewesen wäre und gestohlen hätte, damit ihr zu leben habt?"

„Aber du hast doch gestohlen, du bist doch ein Dieb, die Menschen zeigen doch mit Fingern auf dich. Du mußt doch begreifen, daß man da im ersten Moment so — so böse wird."

„Ich weiß, daß wir nicht aus Liebe geheiratet haben, aber ich dachte, wir haben uns nie gezankt und wir haben uns aneinander gewöhnt und wir sind gute Kameraden — und das erstemal, wenn es darauf ankommt, das zu beweisen, siehst du mich wie einen Wildfremden an, mit den traurigsten Vorurteilen. Das ist dein ganzes Gefühl. Darüber komme ich nicht hinweg, darüber komme ich nicht hinweg." Sie war ver-

zweifelt. Sie wußte nicht, wie sie ihm beikommen sollte. Plötzlich gab er ihr die Hand.

Nach einer Weile fragte er: „Wo ist der Junge? Wo ist Paul. Warum hast du das Kind nicht mitgebracht?“

„Das Kind ist draußen, Richard, ich wollte es nicht gleich hereinbringen. Und Paul — — wollte erst — — am Nachmittag kommen —“

Rechlin brachte es nicht übers Herz, seiner Frau zu sagen, daß er entlassen war. Er brachte sie bis an die Treppe und küßte das Kind. Dann ging er wieder in sein Bureau und riegelte von neuem ab.

Als es Abend wurde, ließ er sich mit seiner Wohnung verbinden. Seine Frau kam selbst an den Apparat.

„Ja, Richard?“

„Ist Paul nicht da?“

„Nein, Richard, ich — ich — er ist fortgegangen — zu dir — glaube ich —“

„Gut. Dann schick mir doch bitte Fräulein Hartmann heraus, mit etwas Abendbrot, ich habe noch hier zu tun.“

„Richard, ich — ich muß dir das — Dienstmädchen schicken — Maria —“

„Was ist denn los? Warum nicht Fräulein Hartmann?“

„Ich — sei nicht böse — ich habe sie heute früh entlassen — ich schicke dir gleich das Mädchen.“

„Dann bemüh sie nicht, ich kann mir auch hier etwas holen lassen. Es ist gut. Hast du ihr wenigstens etwas Geld gegeben?“

„Ja, sie hatte noch zehn Mark zu bekommen. Du siehst doch ein, daß man so ein Mädchen nicht im Hause behalten kann, wenn Paul —“

„Du brauchst dich doch nicht vor mir zu entschuldigen. Es ist schon gut."

Und er wartete bis Mitternacht und Paul kam nicht.

Morgens um drei Uhr hatte er in seinem Bureau alles so weit geordnet und erledigt, daß ein völlig Fremder ohne weiteres alles übernehmen konnte weiterzuführen.

Am anderen Morgen brachen sie das Bureau auf. Der Kommerzienrat Rechlin lag erschossen im Schreibtischsessel, von welchem aus er eine Welt regiert hatte, die ihn am Ende ermordete.

An diesem Tage waren Hartmanns zwei Monate abgelaufen. Der Direktor ließ ihn kommen, und Hartmann hatte den Käfig mit dem Kanarienvogel in der Linken. Der große Mann mit dem kleinen Vogelbauer sah etwas tolpatschig rührend aus, und der Direktor lächelte, als er eintrat.

„Lieber Herr Hartmann," sagte er, „diesmal kann ich Ihnen leider keine Adresse mehr mitgeben. Ich weiß keine."

„Vielleicht habe ich allein Glück", sagte Hartmann. Er hatte wieder alle törichten Hoffnungen, weil er wieder frei war.

„Ich wünsche es Ihnen. Ich möchte Sie nicht wiedersehen." Er lachte wieder.

„Und schönsten Dank auch für alles," stotterte Hartmann verlegen, „und hier ist auch der Kanarienvogel wieder."

„Den behalten Sie man ruhig, Hartmann, zum ewigen Andenken an das Haus, von dem Sie dann weiter nichts mehr sehen und hören sollen, nicht wahr?"

„Nein. Ich danke Ihnen sehr. Aber ich möchte den Vogel lieber doch nicht mitnehmen. Vielleicht braucht

ihn hier ein anderer noch einmal nötiger als ich da draußen."

„Na, dann Gott befohlen." Und es fiel Hartmann so deutlich wie sonst nie auf, wie seltsam der Direktor lachte. Aber da wäre noch vieles nachzudenken, und dafür war jetzt keine Zeit. Der Direktor reichte ihm die Hand und Hartmann ging.

Als er hinter dem Wärter durch den letzten Torgang kam, hielt darin ein grüner Gefangenenwagen. Unwillkürlich blieb Hartmann stehen. Da krochen die neuen Leute aus dem Wagen heraus, das neue Futter für die Bestien der Justiz. Und der zweite Mann, der herauskam, dies Männeken war doch Giese, Emil Giese? Der wurde nun wieder hereingeschleppt, während er selbst, Hartmann, gehen durfte. Es war ein ewiges Imkreiselaufen, ein Wechselspiel.

„Giese?" sprach ihn Hartmann vorwurfsvoll erstaunt an. Er entsann sich, mit welcher Freude und mit wieviel guten Wünschen und Vorsätzen Giese vor ein paar Wochen kaum gegangen war.

Giese nickte melancholisch, nickte nur. Und die ganze, beinahe zum Totlachen komische und traurige Geschichte aller Vorbestraften lag in diesem Nicken. Auf Hartmann lag die Disziplin des Gefängnisses noch so schwer, daß er kein Wort zu sagen wagte, obwohl er nun doch frei war.

Die anderen Novizen oder Rückfälligen waren alle schon die Treppe empor zum Umkleideraum gestiegen, nur Giese stand noch unten vor Hartmann. Da kam der Wärter und schob ihn auch weiter.

Auf den Stufen aber drehte sich das mickrige Männchen noch einmal um, ganz plötzlich und ängstlich, als habe es etwas Grauenvolles vergessen, als könnte

es morgen, heute noch sterben und die Hauptsache vergessen haben, als müßte es sich entschuldigen und in der letzten aussichtslosen Verzweiflung noch einen Fleck von seiner Seele abwischen, der ihn sonst vergiftete, er überschrie sich: „Mir ham se bloß verführt!“

Und die hellen Tränen standen ihm in den Augen.

Dann tat sich das große, graue Portal vor ihm auf, breit und endlos lang lief die Straße in den Horizont. Frei.

Maria erwartete ihn. Das war ganz anders, als wenn man mit der Bahn ankommt und erwartet wird. Das war so, wie wenn man scheintot war und wieder ausgegraben wird.

Sie küßten sich. Sie lachten und weinten vor Freude. Sie redeten und brachen mitten im Satz ab vor hoffnungsloser Qual.

Wie sich das Mädel verändert hat in den zwei Monaten, dachte Hartmann, und er konnte nicht fassen, daß es erst zwei Monate waren.

Ihre Augen waren größer und trauriger. Ihr Haar hatte einen Schimmer bekommen, dessen er sich nicht erinnern konnte. Die kleinen Brüste stachen ihr spitz und steil durchs dünne Kleidchen. Sie hatte keinen Mantel an, sie mußte doch frieren. Und es war etwas Wissendes in ihren Augen. Was haben sie mit meinem Mädel gemacht, klagte er sich ängstlich an. Ich werde sie nie mehr allein lassen, schwor er sich.

Sie erzählte, sie habe ein Zimmer gemietet. Sie habe schon eine Nacht da geschlafen. Frau Rechlin habe sie gestern gehen heißen. Warum? Sie wollte nicht mit der Sprache heraus. Dann, später, sagte sie alles. Was haben sie mit meinem Mädel gemacht, klagte Hartmann.

Das Zimmer kostete zwanzig Mark im Monat. Sie hatte fünf Mark angezahlt. Sie besaß noch fünf Mark, rechnet sie ihm vor, zehn habe sie bekommen. Er hatte nur fünf Mark bekommen, fünf Mark waren von seinem Gefängnisarbeitslohn an die Gefangenenfürsorge überwiesen worden. Mit denen konnte er jedenfalls noch rechnen. Es mußte schleunigst Arbeit geschafft werden, bis dahin mußten sie sich so einschränken, daß der Gefängnisfraß ein Fettleben dagegen war.

Das gute Vorzeichen dafür war das Zimmer, das Maria gemietet hatte. Das war viel einfacher, schäbiger, abgenutzter als das bei Frau Kroll. Es stand kein Ofen darin und sie froren, kaum daß sie es betreten hatten.

Mißmutig gingen sie früh zu Bett. Um fünf Uhr andern Morgens war Hartmann bereits auf den Beinen. Und nun begann der alte Tanz von neuem.

Er wanderte Tag für Tag, vom grauen Morgen bis zum schwarzen Abend, von Haus zu Haus, von Werkstatt zu Werkstatt, von Fabrik zu Fabrik.

Die meisten winkten ihm ab, noch ehe er gefragt hatte. Wir bauen ab! war die regelmäßige Wendung von Haus zu Haus und von Fabrik zu Fabrik.

Oder aber man suchte Leute. Man lachte, wenn man Hartmann kommen sah. Aber man lachte nicht mehr, wenn er ging.

Oft ging es dann so an: „Sie können morgen früh antreten. Name?“ Und man notierte. „Ihre Papiere?“ Und man blätterte oberflächlich. Glänzende Zeugnisse. Das wurde kaum beachtet. Die letzten beiden Monate? Und die zwei Jahre?

Bedaure.

Bedaure.

Tut mir leid.

Nichts zu machen.

Solche Leute können wir nicht gebrauchen.

Warum haben Sie das nicht gleich gezeigt?

Und solcherlei Reden verfolgten Hartmann noch in den Schlaf und Traum. Kaum aber hatte er morgens das Haus verlassen, so setzte Maria ihr schäbig abgetragenes Hütchen auf und zog das leidliche Sommermäntelchen über, das ihr Frau Rechlin einmal geschenkt hatte, und ging gleichfalls Arbeit suchen. Und ihr begegneten lauter freundliche, erfreute Gesichter.

„Was können Sie?"

„Was suchen Sie?"

„Ich suche eine Stenotypistin. Schreibmaschine und Debattenschrift. Hundertfünfzig Mark im Monat, Achtstundentag, Überstunden extra."

So mutig Maria angekommen war, so verlegen war sie nach solch grandiosem Angebot.

„Wenn Sie ohne Debattenschrift hundertundfünfzig Silben schreiben, genügt es mir auch."

„Nein, leider nicht."

„Wieso nein? Wollen Sie mehr Gehalt? Schreiben Sie wenigstens hundertundzwanzig Silben?"

„Nein, ich kann überhaupt nicht stenographieren."

„Tja, dann, mein kleines Fräulein, tut es mir außerordentlich leid."

Oder es wurde eine Näherin gesucht. Und sie konnte nicht richtig nähen, nicht einmal für den Hausbedarf genügend.

Oder es wurde eine Dame für Kontokorrent und Journal gesucht oder eine selbständige Korrespondentin.

Immer mußte sie nein sagen. Immer konnte sie nichts. Immer zeigte es sich, daß sie nichts gelernt hatte.

Und das Grausame und Boshafte daran war, daß jeder ihr helfen, ihr Arbeit geben wollte, daß alle mit vollen Händen vor ihr standen, und sie konnte nicht zugreifen.

Sie hätte als Dienstmädchen gehen können. Aber dann hätte sie zwar für sich nicht mehr sorgen brauchen, sie hätte Essen, Bett und Wäsche gehabt und ein kleines Taschengeld dazu. Aber mit ihrem Vater hätte sie dann nur allenfalls am Sonntag zusammen sein können, und wenn er weiter solches Pech hatte wie bisher und keine Arbeit fand, so war ihr lächerliches Taschengeld kaum ausreichend, um die Hälfte seiner Miete geschweige denn das Essen zu decken. Also nahm sich Maria vor, lieber mit dem Vater zusammen Hungers zu sterben als Dienstmädchen zu werden.

Wenn sie verzweifelt suchte, ob sich nicht doch noch irgendeine Arbeit bot, zu der ihre Kräfte ausreichten und keine weitere Vorbildung nötig war, dachte sie oft: Wenn jetzt Paul um die Ecke käme. Aber Paul kam nie. Er hatte sie vielleicht vergessen. Auf jeden Fall war es nicht fein von ihm, wie er sich in der letzten Zeit gezeigt hatte. Oder vielmehr, daß er sich überhaupt nicht zeigte. Das war keine Liebe.

Und Maria wurde noch trauriger, als sie ohnehin gewesen war.

Am zehnten Tage nach seiner Freilassung hielt Hartmann das hoffnungslose und völlig vergebliche Suchen nicht mehr aus.

Er wanderte den endlosen Weg nach Plötzensee. Wanderte drei Stunden. Und stand vor dem Direktor.

„Ach, Hartmann, Sie besuchen mich? Das ist nett

von Ihnen. Das gefällt mir viel besser, als wenn ich mir die Besuche meiner Freunde erst mit dem grünen Wagen erzwingen muß. Wie geht's Ihnen denn?"

„Deswegen komme ich, Herr Direktor. Es geht mir so, daß man mich wohl bald wieder hier einliefern wird. Hier oder ins Leichenschauhaus. Wenn ich mein Mädel nicht hätte, dann wäre schon längst alles vorbei."

„Nun lassen Sie man nicht gleich den Kopf hängen. So schlimm wird es hoffentlich nicht werden. Haben Sie sich denn schon nach Arbeit umgesehen?"

„Umgesehen? Es ist schlimmer als im Gefängnis, Herr Direktor. Ich laufe von früh bis spät vergeblich herum. Es ist viel schlimmer."

„Noch schlimmer? Nun sagen Sie mal, waren Sie schon auf der Gefangenenfürsorge?"

„Ja. Die wollen erst recherchieren, ob ich eine Unterstützung nötig habe."

„Ist ja lachhaft. Und auf der Arbeitslosenfürsorge?"

„Da wird es mindestens noch vier Wochen dauern, bis ich einen Pfennig bekomme, und inzwischen verhungern wir. Da müssen erst die Akten weitergeprüft werden, die sie vor dieser Strafe hier angefangen haben. Es muß alles seinen Instanzenweg gehen, sagt der Beamte."

„Und das Wohlfahrtsamt?"

„Ist nicht zuständig. Die Gefangenenfürsorge ist zuständig."

„Schöne Aussichten."

„Und da wollte ich Sie fragen, ob Sie vielleicht eine Arbeit für mich haben, Herr Direktor?"

„Was? Hartmann, Sie wollen unter diese Bande

hier gehen? Sie? Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut!"

„Aber Sie sind doch selbst —"

„Ja, ich bin selbst ein Henker und Kerkermeister. Das ist sehr schlimm."

„Man muß doch leben!"

„Lieber Hartmann, ich weiß nicht, ob man leben muß. So muß man jedenfalls nicht leben wie ich. Nein, hören Sie nicht auf mich. Wenn Sie darauf bestehen, so reichen Sie ein Gesuch beim Strafvollzugsamt ein. Ich werde es befürworten. Aber das geht auch einen Instanzenweg, mein Lieber."

„Wie lange kann es dauern?"

„Noch länger. Schlagen Sie sich das lieber aus dem Kopf. Wie wäre es, wenn Sie auswanderten?"

„Das kostet doch ein paar hundert Mark."

„Dann nehmen Sie vorläufig mal diese zwanzig Mark. Nein, nein, nichts zu danken. Das hat mit meiner persönlichen Güte nichts zu tun. Ich bin kein guter Mensch und will auch keiner sein. Das ist ein Hausgeschenk, das Ihnen die Strafanstalt für Ihre Verdienste hier schuldig ist. Sie müssen es auch quittieren. Und wenn das Geld zu Ende ist, dann kommen Sie wieder. Verstanden? Und nun Kopf hoch, Hartmann, es wird schon werden."

Das Geld war sehr schnell zu Ende, denn es reichte nicht für die fällige Miete aus.

Und am dritten Tage darauf überwand Hartmann die Abscheu vor der Bettelei und die Demütigung, die ihm Rechlin angetan hatte, indem er sein Kind so hatte gehen lassen, auf einen falschen Verdacht hin. Wenn ihn ein Mensch gekränkt hatte, so war es Rechlin, der erst großartig für ihn eingetreten war, um ihm

dann hinterrücks einen bösen Tritt zu versetzen, dachte Hartmann. Und dennoch ging er in die Fabrik.

„Ich möchte Herrn Kommerzienrat Rechlin sprechen."

„Rechlin? Herr Kommerzienrat Rechlin ist tot."

„Lüge nicht so infam, du dummer Lümmel!" schrie Hartmann den Boy an.

„Er ist tot, sage ich Ihnen, er hat sich erschossen."

Hartmann blieb wie angewurzelt stehen.

„Vor vierzehn Tagen hat er sich erschossen", sagte wichtigtuerisch der Boy.

Gedankenlos trottete Hartmann nach Hause. Der Kommerzienrat Rechlin hat sich erschossen, ging es in seinem Schädel um wie ein Mühlrad.

„Der Kommerzienrat Rechlin hat sich erschossen", sagte er, als er ins Zimmer stampfte.

Totenbleich sprang Maria auf.

„Der Kommerzienrat Rechlin hat sich erschossen", wiederholte Hartmann.

„Warum?" schrie Maria.

„Der Kommerzienrat Rechlin hat sich erschossen", wiederholte Hartmann blöd.

„Vater, was ist mit dir? Vater!" schrie angstgewürgt das Mädchen, als müßte sie einen Gestorbenen ins Leben zurückrufen.

Stoßweis und röchelnd ging Hartmanns Atem. Das ganze Zimmer war von diesen Röchellauten erfüllt. Maria wagte nicht, sich ihm zu nähern.

„Vater, rede doch nur ein Wort zu mir. Vater, bist du krank, Vater!"

Ruhiger wurde Hartmann. Er konnte nicht sprechen, er streichelte dem Mädel nur immer übers Haar, um sie zu trösten. Nach einer Weile lallte er:

„Ich versteh das gar nicht. Das war so ein Anfall. Das Herz ist kaputt, glaube ich. Ich bekam keine Luft. Es ist schon vorbei. Mein Mädel."

„Vater, ich will schnell mal runter gehen, was zu essen borgen. Vielleicht borgt uns jemand. Du hast ja seit vorgestern früh nichts mehr gegessen. Und dann soviel gelaufen. Und die Aufregung. Ich komme bald wieder und bringe dir bestimmt etwas mit."

Sie lief wie ein Wiesel. Daß sie selbst ebensolange nichts gegessen hatte, das wußte er nicht. Daß ihr im Laufen vor Erschöpfung die Tränen kamen, und vor Hunger und vor Pein, das wußte er nicht.

Grauenvoll kämpfte er mit sich. Wenn er heute nacht den Gashahn öffnete, dann war alle Qual zu Ende. Aber wer gab ihm das Recht, sein Kind zu morden. Und wenn er jetzt wieder zu Tschernik ginge? Aber das Mädel, das Mädel, was würde dann aus dem Mädel werden? Nein, ehe er noch einmal sich fassen ließ, wollte er lieber den Gashahn öffnen. Oder eine Kugel sich in den Schädel schießen. Wenn man einen Revolver hätte. Der Kommerzienrat hatte sich erschossen. Der war auch vorbestraft gewesen und war doch so hoch gekommen. Und am Ende hatte er sich erschossen. Er war vorbestraft gewesen.

Wenn man nur etwas Geld zum Anfangen hätte. Aber wenn man etwas Geld hatte, dann mußte man davon Schulden bezahlen, immer waren Schulden da, und das Geld reichte nie zum Anfangen. Man müßte bloß einmal hundert Mark zum Anfangen haben. Und nicht immer bloß die Schulden. Und nicht immer dieselben Gedanken. Maria war nun schon eine halbe Stunde fort.

Das beste wäre, wenn man plötzlich ganz unver-

hofft großes Geld bekäme. Manche Leute hatten solches Glück mit Erbschaften aus Amerika oder mit Lotterielosen oder Finderlohn. Warum waren es immer die anderen Leute, die das Glück hatten? Wo Maria nur solange blieb?

Oder aber: sterben. Gut. Schlimmer als das Leben konnte es doch nicht sein. Aber wenn man schon sterben sollte, dann wenigstens noch einmal gelebt! Nur nicht so langsam und leise, so bekümmert und gedippscht wegschleichen müssen. Nur nicht mit hungrigem Magen sterben, um Himmels willen. Früher soll manchen Leuten, die so heftig daran dachten, manchmal der leibhaftige Satan erschienen sein. Wenn er jetzt käme, hier durchs Ofenloch ins Zimmer geflitzt, und wollte um eine Seele schachern, weil man ihn rief, ja, was sollte man dann sagen? Aber daß Maria nicht kam!

Was soll man Ihnen sagen, Herr Satan, wir stehen beide vollkommen zu Ihrer Verfügung. Morgen aber. Morgen. Holen Sie uns morgen ab. Vorher wollen wir noch einen schönen Abend erleben. Bitte spendieren Sie, Herr Satan, Sie machen ja doch das beste Geschäft dabei. Das gescheiteste ist, Sie geben mir ein gefülltes Portemonnaie. Ich danke verbindlichst, Herr von Satan. Und nun lassen Sie auffahren! Zuerst Gänseleberpastete, bitte, ich sitze neben meiner Tochter. Beim Essen lege ich Wert darauf neben ihr zu sitzen. Nachher gern, gnädige Frau. Gänseleberpastete habe ich zwar noch nie gegessen, aber einmal gerochen. Und das roch so wunderbar. Ich kann doch nicht sterben, ohne Gänseleberpastete probiert zu haben. Meine Tochter bekommt immer dasselbe. Es ist doch meine Tochter. Und dann Schildkrötensuppe. Hat mein Vater

immer so gern gehabt. Muß doch mal sehen. Nein, erst Spargel und Spickgans und dann erst den Gänsebraten. Und dann bitte Kompott, Käse, Eis, Kaffee. Verstehen Sie? Und dieses angenehm verschwimmende Gefühl, das einem aus dem Wein in die Adern verrieselt, wenn man zum guten Essen gut getrunken. Und zum Mokka danach eine leichte, schöne, große Zigarre. Wäre es nicht das gescheiteste, wenn Maria einen guten, jungen, reichen Mann fände? Maria — warum sollte sie ein Glück nicht haben, das hunderten ärmeren, häßlicheren Mädchen täglich zuteil wurde. Man könnte dann selber abtreten, fortgehen und nie mehr wiederkommen, in aller Stille und Selbstverständlichkeit, ohne das Kind zu stören. Nur: diesen einen Tag noch bis zu Ende auskosten, Herr Satan. Wir haben gegessen und getrunken, geraucht und einen kleinen Gedanken schön ausgeträumt; gnädige Frau, jetzt ist es soweit, ich komme. Nur — Maria, wo blieb Maria solange!

Gnädige Frau, Sie sind eine der größten Damen, die ich je gesehen habe. Sie sind üppig und blond, ich habe mir immer gewünscht, einmal eine große, üppige Blondine zu haben, einmal nur. Meine Frau, wissen Sie, war klein und zierlich schlank. Meine Frau hatte viel größere Augen als Sie. Übrigens habe ich gar kein Interesse an Ihnen, wissen Sie, ich kann die großen und dicken Blondinen nicht ausstehen. Aber Maria war jetzt sicherlich schon über eine Stunde unterwegs.

Man müßte durch die vornehmen, breiten Straßen wandern und schlendern, der besseren Verdauung halber. Man müßte an den Autobushaltestellen stehenbleiben und den Damen die Seidenstrümpfe entlangschauen und Rätsel raten, wenn sie in ihren weiten,

kurzen Röcken die schmale Treppe emporkletterten. Maria sollte aber nie so kurz gehen.

Mußte aber dennoch gestorben sein, dann bald und mit Tumult, mit Musik, mit Schnaps und Wein, mit Glanz und Gloria und in einer tollen Keilerei. Sollte man nicht, ein Hüne, der man war, in eines dieser noblen, scheinbar stillen Lokale einbrechen, einen Haufen Papiere und Geldstücke über die Tische werfen und sich das ganze Haus kaufen für eine Nacht? Sollte man nicht diese feinen, schwachen Männer bis auf die Knochen reizen und piesacken und ihnen diese feinen, schlanken, so aufregend parfümierten Weiber vor der Nase wegnehmen? Warum sollte man sich nicht ihrer sechs oder zehn auf einmal nehmen, nehmen, nehmen, hatte man nicht lange genug gedarbt? Weiber, zum Teufel, Weiber her und noch einmal gelebt! Wie langweilig diese Musik war, wie schwunglos das Klavier, wie flennend die Geigen! Heda, ihr erbärmlichen Musikanten, herunter von der Bühne, weg von den Instrumenten, hier ist ein Mann, der spielt mit Pauken und Trompeten, hier ist ein Mann, der singt mit Schlagzeug und Fanfaren ein rotes Lied, hier ist ein Mann, der liebt mit donnernder, törichter, mordender Musik, hier ist ein Mann, der heut nacht noch stirbt und diesen Abend tausendfach lebt, lebt, die Instrumente her und kein Seufzerlied gezirpt, sondern einen tollen Spaß, daß die Mauern wackeln, Zote hin, Zote her, gebrüllt und mitgegrölt, ihr feinen, geilen Weiber:

Frau Wirtin hat auch einen Hund,
Der treibt es manchmal ziemlich bunt.
Er kriecht ihr in die Neese,
Er steckt das Maul zum Arschloch raus
Und pfeift die Polonäse!

Wer wagte zu sagen, daß man betrunken war! Schnaps her, wir leben! Nur daß es einem sehr seltsam durch das Hirn und über die Augen tanzte in tausenderlei grellen Farben, nur daß einem hundert Frauenbeine in fleischfarbenen Seidenstrümpfen bis an die runden Schenkel über Brust, Hals, Gesicht hinwegstiegen in den Himmel, immer neue Beine über einen hinweg, Fleisch, Fleisch, Fleisch! Und wenn man trunken war, so war's der tollste aller Träume, der Fleischrausch. Beine, runde, feste Schenkel, runde, kleine Bäuche, große, runde Brüste mit brennenden Spitzen, Fleisch, Fleisch!

Und plötzlich mitten aus dem dröhnenden Gewirr der Träume sackte Hartmann in sich zusammen und schluchzte wie ein Kind und hörte nimmer auf zu schluchzen.

Maria war unterdessen hinuntergegangen, von Laden zu Laden. Aber wo man sie kannte, da borgte man ihr nicht mehr, und wo man sie nicht kannte, da borgte man erst recht nichts. Maria war verzweifelt. Sie wußte, wenn sie nichts zu essen mitbrachte, dann würde es noch heute wieder so kommen, wie es das vorige Mal hatte kommen müssen, und ehe sie ihren Vater noch einmal ins Gefängnis ließ, eher wollte sie sterben. Sie ging die Straßen entlang, wie wenn ihr vielleicht dennoch auf irgendeine unmögliche Weise Geld, Brot, Hilfe werden könnte, sie ging und wurde müde, ihre Füße trugen sie kaum noch und sie ging und ging, bis es anfing zu dämmern und zu dunkeln.

Maria konnte nicht mehr weiter. Eine vergessene, sommerlich grüne Bank stand auf einem Platze. Sie setzte sich hin und sie war so traurig, daß ihr keine Träne kam.

Des kaum begangenen Weges schlenderte ein eleganter Herr einher. Musterte Marien und ging weiter. Und kehrte nach ein paar Schritten zurück. Blieb vor ihr stehen, zog den Hut und verbeugte sich leicht.

„Mein gnädiges Fräulein —"

Der Herr war von ausnehmender Höflichkeit. Maria antwortete nicht.

„Darf ich mich ein wenig zu Ihnen setzen?"

Sie sagte nicht ja und nicht nein.

„Es ist schon ziemlich kalt, zum Sitzen im Freien."

Sie antwortete nicht. Sie rang mit sich. Der Herr hatte einen stechenden Blick. Der Herr sah sie an, als sähe er durch ihre Kleider hindurch, als zöge er sie mit Blicken aus. Aber er war sehr höflich.

„Es geht Ihnen nicht gut."

Maria sah auf. Sah ihn an. Nein, es ging ihr nicht gut. Der Mann saß neben ihr. Wenn er Geld hätte —

„Darf ich Sie einladen, den heutigen Abend mit mir zu verbringen?"

„Ich habe — heute abend — wenig Zeit —" zögerte sie. Der Mann hatte einen bösen Blick.

„Wenn Sie wenig Zeit hätten, würden Sie hier nicht sitzen." Der Herr lachte. Maria hatte schon solange nicht mehr lachen hören. Sie dachte an Paul, den sie nun seit Wochen nicht mehr gesehen hatte.

„Ich muß nach Hause gehen . . . Mein Vater wartet auf mich — wir haben kein Geld mehr." Aber sie konnte nicht weinen. Sie schämte sich. Hektische Flekken traten in ihre Wangen. Das bißchen Leben war so grenzenlos traurig.

„Darf ich Ihnen helfen?"

Nein, niemals, niemals würde sie etwas von diesem

Manne annehmen. Er hatte einen spitzen Blick. Aber er war sehr höflich. Wenn —

„Darf ich Ihnen nicht ein wenig aushelfen?“ Der Herr hatte etwas Lauerndes in der Stimme. Etwas höhnisch Grinsendes in der Stimme. Der Vater würde sich so ängstigen, wenn sie nicht heimkam.

„Kommen Sie, Gnädigste.“

Sie stand auf und ging neben ihm. Sie fror. Sie schauerte vor Frost. Sie hatte Angst. Sie wurde noch mißtrauischer. Wenn der Herr ihr hatte helfen wollen, so hätte er das gleich tun können. Sie wußte mit allen Fasern ihres Hirns, daß der Mann sie betrügen würde. Und sie ging dennoch neben ihm einher. Sie ging willenlos. Sie ließ sich treiben. Sie hoffte dennoch. Sie zwang sich, nicht nachzudenken. Die Gedanken waren eine Hölle. Sie ging mit geschlossenen Augen.

Der Herr schob seinen Arm unter ihren Arm. Sie wollte nur fühlen, daß von seinem Arm Wärme in sie hinüberströmte. Sie zitterte vor Frost und Grauen. Sie schrak zusammen, wenn eine Krähe über sie hinwegflog und schrie. Sie blieb verzagt stehen, wenn lange kein Mensch an ihnen vorbeigekommen war. Dann wurden die Straßen belebter und ärmlicher, schmutziger. Maria zuckte von Schauern geschüttelt zusammen. Es wurde nicht dunkel. Es wollte nicht Abend werden. Die Straßen blieben noch grauhell. Gespensterhaft traurig. Es brannte noch keine Lampe auf der Straße. Nur aus den Wohnungen kam zuweilen ein schwacher, gelblicher Schimmer. Eine schwarze Wolke, die zuvor lange den Himmel verdunkelt hatte, als machte sie die Dämmerung, zog vorüber. Der Himmel wurde bleichgrau. Maria schämte sich, weil es noch nicht dunkel wurde. Der Mann redete nichts mehr.

Der Herr blieb vor einem alten, grauen Hause stehen. Auf die Mauer war neben die Tür in großen schwarzen Buchstaben gemalt: *Hotel.* Der Herr stieg die drei Stufen hinauf. Maria entriß ihm ihren Arm. Mit großen, verzagenden, verzweifelten Augen starrte sie empor. Als wollte sie beten. Der Herr stieg lächelnd wieder eine Stufe herab, hakte sie von neuem unter und zog sie hinauf. Daß sie willenlos folgte.

Im Flur stand ein Korbsessel. Maria sank hinein. Der Herr erledigte mit einem Portier ohne Kragen die Formalitäten durch einen Händedruck, dessen Inhalt ein Fünfmarkschein war.

Dann drehte er sich um und machte grinsend eine Verbeugung vor dem Korbsessel. Willenlos erhob sich Maria.

Der Portier sagte: „Darf ich bitten?" und stieg, einen Schlüssel in der Hand, die Treppe voran. Hinter ihm schleppte sich Maria hinauf, dann kam der Herr, dessen Gesicht todernst geworden war.

Nach einer halben Stunde war alles vorbei.

In dem schäbigen Zimmer war es ganz dunkel geworden. Der Herr zündete die spärlich helle, abgedumpfte Lampe an und band sich vor dem Spiegel die Krawatte. Maria nestelte an ihren Strümpfen herum. Das Kleid war noch nicht zugeknöpft. Die Luft im Raum kalt, abgestanden, als hätte man hier lange nicht gelüftet.

Der Herr zog Weste und Jackett zusammen an. Maria knöpfte das Kleid hinten zu. Der Herr hob seinen Stock vom Kleiderständer und langte mit der gebogenen Krücke seinen Hut herunter. Setzte ihn auf und zog den Mantel an. Und stand lächelnd noch eine

Sekunde neben Maria, die noch immer nicht ganz angezogen war, um sich zu verabschieden.

Er hatte den Stock über den linken Arm gehängt. Er sagte:

„Auf Wiedersehen, mein Fräulein." Weiter nichts.

„Und das Geld?" fragte Maria. Ihr war, als hätte man sie mit einem schweren Holz vor die Stirne geschlagen.

Der Herr lachte hell auf.

„Sie wollten mir doch helfen?" drang Maria in ihn. Ihre Hände zitterten. Sie war ganz benommen. Es kam ihr vor, als wenn ihre Stimme ganz verändert wäre. Sie hörte sich nur wie aus weiter Ferne sprechen.

„Geld? Sie wollen Geld? Ach, also so eine sind Sie!" Schneidend artikulierte der Herr die Worte, daß sie ihr wie Striemen ins Herz schlugen.

Und der Herr wendete sich zur Tür. Er hatte schon die Klinke in der Hand. Da sprang Maria vom Bettrand auf und stürzte sich an die Tür, vor ihn. Er stieß sie mit dem linken Arm zur Seite. Und schloß mit der Rechten die Tür auf.

Im Augenblick stürzte sie sich wieder auf ihn.

„Sie Lump!" schrie sie gellend. „Schwein! Sie sind kein Mensch!" Ihre kleinen Hände krallten sich in seine Gurgel.

„Hure!" zischte er zwischen den Zähnen und versuchte sich freizumachen. Aber schon schlugen ihre Fäuste ihn ins Gesicht, kratzten ihn, zerrissen ihm die Backen, zerrten an seinen Haaren.

Er taumelte zurück ins Zimmer. Sie warf sich auf ihn wie ein rasendes Tier. Sie schlug, sie stieß mit den Füßen nach ihm. Er konnte sich ihrer nicht erwehren. Er bekam die Arme nicht frei. Er war auf solchen Wi-

derstand nicht gefaßt gewesen. Er wollte ausweichen. Stolperte zur Seite und fiel um. Und riß dabei den Eimer mit um, daß der Urin, den er zuvor gelassen, sich in die Stube ergoß, und der Eimer in tausend Scherben brach.

In den Nebenzimmern wurden die Leute aufmerksam. Auf dem Korridor sammelten sich die Leute aufgeregt. Der Portier kam heraufgelaufen, was denn da los sei. Und haspelte ängstlich die Treppe wieder hinab, um die Polizei zu Hilfe zu rufen.

Nach wenigen Minuten rissen die Leute die Tür auf. Maria hatte sich in den Nacken des Mannes verkrampft. Drei Weiber rissen sie auseinander.

Ein Polizist trat ein. Ohne Uniform. Wies seine Marke unter dem Revers des Kragens. Die Leute wichen auseinander. Sie zeigten, schimpften, keiften auf das Mädchen.

Der Herr trat zwischen die Leute, setzte sich Hut und Kragen zurecht und schlich hinter den Aufgeregten aus dem Zimmer.

Maria wehrte sich gegen den Beamten.

„Sie sind verhaftet!"

„Ich? Ich? Den Mann!" schrie sie, keuchte sie atemlos. Die Leute verstummten. Sahen sich um. Der Herr war längst fort.

Dann zerrte der Beamte Marien auf die Straße hinunter, bis sie willenlos neben ihm ging. Er hielt ihre Rechte mit zwei Fingern seiner Linken wie ein Schraubstock. Und die Leute sahen ihnen nach, die vorbeikamen. Und es schien ihr fast, daß es jetzt noch bleicher und greller grau Tag geworden wäre, obwohl schon die Lampen gelb in die Dämmerung vortasteten.

Um die gleiche Zeit fuhr Hartmann aus seinem

dumpfen Brüten auf. Es war ganz dunkel im Zimmer. Es war Abend geworden. Und Maria war noch nicht da. Eine unheimliche Angst packte ihn. Würgte ihn in der Kehle. Schwerfällig hob er sich auf. Er mußte das Mädel suchen gehen, er mußte das Mädel suchen gehen, war sein einziger Gedanke. Und dies erstickende Gefühl in der Kehle. Und diese böse Finsternis um ihn.

Ohne Hut und Mantel, schwer wuchtete er die Treppe hinunter. Stand einen Augenblick unten vor der Tür und wurde totenblaß, als er den Himmel sah. Der Himmel war ganz schwefelgelb, es war noch hell auf den Straßen und die Laternen waren schon angezündet.

Er schmeckte die Luft, weil er glaubte, sie müßte nach Schwefel schmecken. Und plötzlich ging er geradeaus, als wüßte er seinen Weg und als führte ihn ein unsichtbarer Geist.

Er schritt, riesengroß, den Nacken gekrümmt und hochgezogen, als müßte er mit seinen mächtigen Schultern die Mauer der Erde einstemmen, und den Kopf vornübergebeugt, die Adern auf der Stirn und an den Schläfen schwellend und die Nase in den Wind wie ein wilder Elefant auf der Menschenfährte. Als wüßte er seinen Weg wie ein Tier, bog er um eine Ecke und dann noch um eine, und schritt dann wieder geradeaus, mit immer schnelleren, stampfenden, mächtigen Schritten.

Durch die sinkende Dämmerung erspähte er auf der anderen Seite der Straße einen Mann und eine Frau nebeneinander und schritt schräg über den Damm, ihnen den Weg abzuschneiden.

Zehn Schritte hinter ihnen erkannte er sein Kind am

Gang und, daß der fremde Mann sie am Arm festhielt, daß sie nicht auskonnte und sich mußte mitzerren lassen.

Wie ein zu Tode getroffenes Tier schrie Hartmann:

„Lassen Sie das Kind los!"

Der Mann drehte sich nicht um. Ging weiter. Zerrte Marien mit. Maria rief voller Qual, Angst, Freude, Verzweiflung: „Vater!"

Fast war Hartmann neben ihnen. Nur noch ein paar Schritte über den Damm. Seine Schritte waren riesenhaft. Da blendeten ihn die Scheinwerfer eines Autos, daß er unwillkürlich stehenblieb. Das hupte wie irrsinnig. Hartmann konnte sein Kind und den fremden Mann nicht mehr erkennen, so blendete ihn das Auto. Da fuhr es rasend an ihm vorüber. Fast wäre er überfahren worden. Er wußte das nicht. Er fuhr sich mit der Rechten über die Augen, als könnte er sie so von der Blendung des grellen Lichtes freimachen, die noch mit roten und gelben Kreisen in seinen Pupillen tanzte.

Dann lief er tapsig wieder auf dem Damm weiter. Immer schneller. Schon hatte er die beiden wieder eingeholt. Und stand atemlos vor ihnen und schrie: „Loslassen!"

Der Beamte ließ sich nicht einschüchtern. Zeigte seine Marke und sagte: „Machen Sie, daß Sie fortkommen!"

Und zwang Maria wieder, weiterzugehen.

Die Leute blieben stehen. In der einen Sekunde, die Hartmann noch mit leerem Blick dastand und auf den weggehenden Beamten stierte, hatte sich ein Kreis um ihn gebildet.

Plötzlich stürmte Hartmann ihm die paar Schritte

nach und schlug dem Beamten die Faust mit unheimlicher, krachender Gewalt in die Schläfen.

Der Beamte taumelte und fiel rücklings zu Boden.

Erschreckte Gesichter ringsum, Totenstille. Minutenlang. Maria lehnte an einer Laterne. Sie konnte sich nicht mehr aufrecht halten. Hartmann stand noch mit leerem, grauenvoll leerem Blick, nur das Weiße in seinen Augen war zu sehen. Und die Menschen ringsum, es wurden immer mehr, als wüchsen sie lautlos aus dem Erdboden hervor, die Menschen schwiegen, die Menschen schwiegen, das war unheimlich, das war nie erlebt. Und langsam gingen sie, unheimlich lautlos, wie sie aufgetaucht waren, es wurden immer weniger.

Da bückte sich einer, um dem niedergeschlagenen Beamten zu helfen. Hob dem Liegenden den Kopf ein wenig hoch. Der fiel aber sogleich hintenüber. Und aus der linken Schläfe sickerte rotes Blut. Der Mann griff erregt nach dem Arm des Toten und hielt ihm den Puls. Ließ hastig den Arm wieder fallen, als hätte ihn der Puls verbrannt. Hielt dem Beamten die Hand vor Mund und Nase und ließ sie müde bald wieder sinken.

Da beugte sich Hartmann, allmählich seiner wieder bewußt werdend, zur Erde hernieder, während der andere sich ächzend erhob und halblaut in die Stille der Straße sprach:

„Mensch, den hast du totgeschlagen."

Das war das erste Wort, das fiel, und es war Hartmann, als hätten sie alle tagelang geschwiegen. Er konnte nicht recht begreifen, was das bedeuten solle, trotzdem er die Stimme und die Worte genau gehört hatte. Inzwischen drückten sich auch die letzten, die noch herumstanden, eilig hinweg, und der Mann, der den Tod festgestellt hatte, ging kopfschüttelnd.

Und dann kam alles, wie es wohl auf dieser Erde niemals anders sein könnte. Ein Wagen mit zwanzig Polizisten rasselte heran und das große Aufgebot wollte mit viel Aufwand den einen armen Menschen festnehmen, der ein so brutaler Totschläger geworden war. Aber der Totschläger wehrte sich nicht und folgte ihnen stumm und stumpf. Mit stieren Augen hockte er im Untersuchungsgefängnis und sagte bei jedem Verhör zu allem Ja und Amen.

Das Gericht glaubte, Gnade für Recht ergehen lassen zu müssen und verurteilte den Totschläger nur zu zehn Jahren Gefängnis.

Zwei Tage nach dem Urteil hatte die Welt den ominösen Fall Hartmann schon vergessen. Sie war darüber so wenig untergegangen wie nach dem Falle Jesus Christus oder Napoleon.

Als dann Hartmann zum dritten Male in Plötzensee eingeliefert wurde, mußte er an zwei Wärtern vorbeigehen, die neu eingestellt waren und ihn noch nicht kannten. Der Eine fragte:

„Nanu, wat is denn det für eena?"

„Det is 'n janz übler Patron, det kannste ihm doch von der Neese absehen."

„Wat hat er denn jetan?"

„Der war der Zuhälter von seine eigene Tochter. Und een kleenen Totschlag hat er ooch noch uff'm Kerbholz."

„So een Luder!" entrüstete sich der junge Mann.

„Hier wirste noch wat erleben, Mensch", flüsterte der andere.

„Und wat is mit die Tochter jeworden?"

„Det Mädel is ins Wasser jegangen."

Der Direktor war eben erst wieder aus der Stadt zurückgekommen. Er hatte neuerdings wieder sehr viel auf dem Strafvollzugsamt zu erledigen, und seine Beförderung war nahezu sicher. Er machte dem Pfarrer, der einer dringenden Angelegenheit wegen ihn erwartet hatte, eine Andeutung darüber. Der Pfarrer fragte ihn, ein wenig ironisch:

„Und inwiefern dient eine solche Karriere Ihren Racheplänen?"

„Die sogenannte Menschheit hat sich schon genug an mir gerächt. Jetzt will ich endlich weiterkommen und meine Ruhe haben und nicht Tag für Tag dies unverbesserliche Elend mit ansehen müssen."

„Ich muß Ihnen etwas gestehen, Herr Direktor. Ich habe ganz ähnliche Gedanken und Zweifel an unserer sogenannten Mission für die sogenannte Menschheit gehabt wie Sie. Aber es kommt mir so vor, als hätte ich meine Bedenken auf Ihre breiten Schultern abgewälzt. Jedenfalls bin ich sie los, und ich denke nicht daran, auch nur eine Stunde meines Lebens den Menschen in diesem Hause hier zu stehlen. Ich bleibe hier, bis man mich hinausträgt. Vielleicht kann ich doch etwas helfen. Sagen Sie ruhig, ich sei rückfällig geworden; Sie sind auf dem halben Wege stehengeblieben. Nichts für ungut."

Aber als man dem Direktor Hartmann vorführte, da verlor er sogleich wieder seine mühsam erkämpfte Gelassenheit. Alles, was er glaubte abgeschüttelt zu haben, Mitleid, unverbesserliches Elend, das teuflische Bewußtsein, auf einen von vornherein verlorenen Posten gestellt zu sein, brach mit doppelter Gewalt über ihn herein. Er herrschte Hartmann, um sich vor seiner eigenen Not zu flüchten, heftig an, aber zugleich

vibrierte auch Mitgefühl und schmerzlichste Enttäuschung in seiner Stimme:

„Hartmann, warum haben Sie das getan!"

„Weil ich vorbestraft bin", schrie Hartmann auf.

Dann brach er zusammen.

Sie brachten ihn in seine alte Zelle.

Als er wieder zu sich kam, begann er in dem engen Raum hin und her zu rennen, als gäbe es noch etwas auf Erden, das er laufend erjagen könnte.

Plötzlich hielt er inne und starrte auf den kleinen Tisch.

Da hatten sie ihm den Käfig mit dem Kanarienvogel hingestellt.

Hartmann ging zu dem Tisch und öffnete die kleine Tür des Käfigs.

Griff mit seiner großen Hand mühsam hinein und holte behutsam das kleine, zirpende, ängstliche Tier heraus.

Hielt die geschlossene Hand oben in das Fenster hinein und machte sie langsam auf.

Der Vogel breitete seine kleinen, schwachen Schwingen und flog zaghaft hinaus ins Freie.

Und Hartmann blickte ihm noch lange nach, als das Tierchen seinen Augen schon entschwunden war.

Der Roman „Vorbestraft" ist frei nach dem Ifa-Film „Die Vorbestraften" von Erich Kraft geschrieben, den Rudolf Meinert inszeniert hat. Das Titelbild stellt Eugen Klöpfer in der Hauptrolle dar.

In der Serie unserer fesselnden Romane erschien bisher:

FRANK ARNAU

Der geschlossene Ring

384 Seiten. Broschiert 3.50 Rm., gebunden 4.80 Rm.

*

Literarische Welt: Man liest diesen Roman in einer Haltung zwischen Spannung und Grausen. Wo leben wir? fragt man sich. Ist das wirklich alles so, kann das so sein? Heute, hier und jetzt? Die Justizskandale fallen einem ein. Kämpfe, Aufrufe, Broschüren. In der Verdichtung einer gutgeschriebenen Erzählung sieht man alles deutlicher. Man fühlt sich mitschuldig, weil man sich zu wenig um diese Frage kümmerte. Das alles löst einen Roman aus, der einen festhält bis zur letzten Seite, den man sofort an den Nachbarn weitergibt. Und wenn einer sagt: das ist Kolportage des Rationalismus, kann man antworten: Gut, dadurch werden wir vorwärtskommen!

Acht-Uhr-Abendblatt, Berlin: Es ist ein Buch von großer Spannung und der Fähigkeit zu stärkster Erschütterung. Ein Buch, das sehr nachdenklich stimmt und den Mut hat, dort, wo die Wahrheit es fordert, auch unliterarisch zu sein. Ein unerhört geschickt ins Kleid der spannendsten und aufreizendsten Unterhaltungslektüre gekleidetes Kultur- und Zeitdokument.

Merlin-Verlag / Baden-Baden

Nationalzeitung, Basel: Die Zahl der Justizmorde, die schon vorgekommen sind, ist groß. Das nur von wenigen nicht geteilte Urteil geht dahin, daß der reine Indizienbeweis nicht als ausreichend für ein Todesurteil angesehen werden kann. Nach Artur Landsberger zeigt Frank Arnau, von demselben Gedanken ausgehend, in seinem Roman „Der geschlossene Ring", wie ein ganz Unschuldiger zum Tode verurteilt wird. Der Verfasser versteht das Ganze so spannend darzustellen, daß man mit angehaltenem Atem den Roman liest. Das Ganze muß als ein ausgezeichneter Versuch angesehen werden, an einem praktischen Fall die Bedenklichkeiten des heutigen Verfahrens klarzulegen, die nach Reform schreien.

Volksstimme, Mannheim: Ein Roman gegen den Indizienbeweis. Und ein guter, fesselnder Roman obendrein. (Mein Besprechungsexemplar z. B. war dauernd in der Familie „vergriffen".) Also ein Roman mit Anspruch auf Beachtung in weitesten Kreisen. Ein Roman, der uns alle angeht, gleich welcher konfessionellen oder politischen Richtung wir angehören; denn „Gerechtigkeit ist nicht nur eine Sache, die einen kleinen Kreis von Berufsjuristen angeht, sondern die ganze Menschheit" — wie der Verteidiger des Angeklagten Dr. Arber zum Gerichtspräsidenten sagt. Der nun 35jährige Publizist Frank Arnau hat eine wertvolle literarische Kampfwaffe geschaffen —: gegen den Indizienbeweis, gegen die Voreingenommenheit der Justiz gegenüber einem Verdächtigen und gegen die Todesstrafe. Und — noch einmal sei es betont — einen span-

Merlin-Verlag / Baden-Baden

nenden (nicht ohne Grund rangiert er in der Reihe der „Fesselnden Romane" des Merlin-Verlages), stilistisch glänzenden Roman. Mit vielen klugen Gedanken.

Neue Badische Landeszeitung: Das Buch Frank Arnaus kommt gerade zur rechten Zeit. Es ist ein glänzend geschriebenes Buch, ein klares, unerbittlich gradliniges Buch. Und es ist ein Buch, das uns alle angeht, das alle lesen müßten!

*

WALTHER HARICH

Die beiden Czybulleks

Roman

328 Seiten. Brosch. 3.50 Rm., geb. in Leinen 4.80 Rm.

*

Walther Harich hat zum Schauplatz dieses Romans ein Gebiet gewählt, das von fast sagenhafter Größe und Bedeutung gerade in Deutschland ist und dessen weitere Entwicklung keine Grenzen zu kennen scheint: die chemische Industrie. In packenden Schilderungen gewinnen wir Einblick in das für den Außenstehenden fast geheimnisvolle Getriebe dieser Welt. Die Arbeit von Hunderttausenden pocht an unser Ohr, eine Arbeit, die oft etwas Höllisches an sich hat, die Leben und Gesundheit erschüttert und zugleich ungeahnte Wunder vollbringt. — In dieses gigantische Milieu, von dessen Größe und dessen Grauen uns nichts verborgen bleibt,

---

Merlin-Verlag / Baden-Baden

ist eine Handlung verlegt, voll von hinreißender Spannung. Fanatische Charaktere, von extremen Idealen gehetzt, suchen das Teuflische der Maschinenkultur zu zerstören, rennen mit tragischer Begeisterung gegen das Götzenbild moderner Kultur, bis sie an eiserner, herzloser Vernunft und letzten Endes an sich selbst zerbrechen. Das „Werk" aber bleibt bestehen wie es war, mit seinen Hochöfen, seinen Laboratorien, seinen allergeheimsten Betrieben: Ob zum Segen? Ob zum Untergang? Wer könnte dies sagen?

*

LAWRENCE H. DESBERRY

Im Schatten des elektrischen Stuhls

Roman

Übersetzt aus dem amerikanischen Manuskript
von Hermynia zur Mühlen

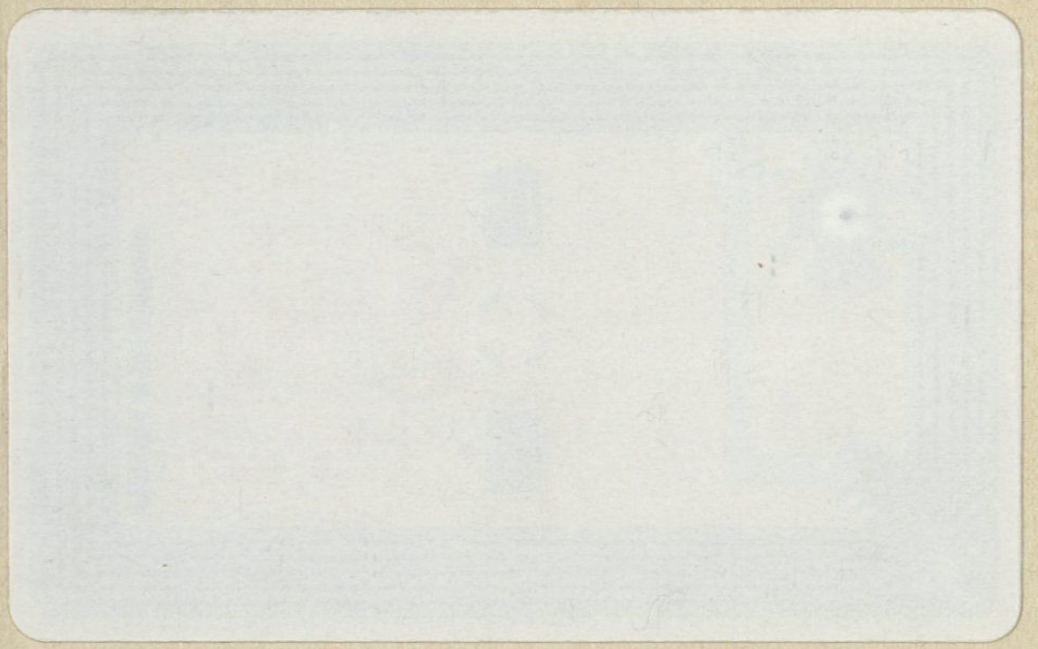
252 Seiten. Brosch. 3.50 Rm., geb. in Leinen 4.80 Rm.

*

Münchner Post: Der Roman zeigt die amerikanischen Gewerkschaften in ihrer ganzen Hilflosigkeit, den amerikanischen Sozialismus in seiner ganzen Kindlichkeit und den Kommunismus in seiner ganzen Phrasenhaftigkeit; jeder sollte sich mit diesem Buche vertraut machen.

Merlin-Verlag / Baden-Baden

7
4 7932



Bn Hirsch, Leo

books2ebooks.eu

www.books2ebooks.eu

books2ebooks.eu

University Library of Greifswald

